


Hans-Georg Behr

FAST EINE KINDHEIT

 Eichborn.

»Hans-Georg Behr, bekannt als Drogenspezialist, Asien-Kenner und Schriftsteller mit exotischen Sujets, hat eine fesselnde Autobiographie vorgelegt, ein kunstvoll schreckliches Buch, klaglos und doch eine späte Rache für die verlorene Kindheit, ohne Pathos, erhobenen Zeigefinger und Beschönigung, ein schnörkellos genaues Buch über die schlimmsten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Es ist ein Genuß, dieses Buch zu lesen ... Hans-Georg Behr erzählt ohne jeden Zeitsprung und ohne jede Retroperspektive ... flüssig, mitreißend, atemlos.«

Nürnberger Nachrichten

»Fast eine Kindheit ist eine bewegende, streckenweise komische, immer wieder erschütternde Lektüre.«

Frankfurter Rundschau

ISBN 3-8218-4733-6



9 783821 847337

Alle Autobiographien lügen.

Das sind wir, seit Rousseaus *Bekenntnissen*, gewöhnt. Nicht immer liegt es an der Eitelkeit der Autoren oder daran, daß sie uns ein X für ein U vormachen wollen. Noch schwerer zu vermeiden ist der Umstand, daß man es hinterher immer anders und womöglich besser zu wissen glaubt.

Behrs Geschichte verzichtet auf die Retrospektive. Er erzählt sie von vorn, so, wie sie sich dem Fünf-, dem Zehn-, dem Vierzehnjährigen dargestellt hat. Das ist eine außergewöhnliche Tour de Force. Wir sehen alles mit den Augen einer Person, die »das Kind« oder »der Junge« heißt: die Familiendramen, die Nazi-Zeit, den Krieg, die Besetzung, die Abnormitäten der Normalisierung.

Es ist schwer, diesem Jungen etwas vorzumachen. Gerade seine Ahnungslosigkeit macht ihn immun gegen die Lebenslügen seiner großbürgerlichen Familie. Nichts imponiert ihm, weder sein reichsdeutscher Vater, ein Generalmajor im Berliner Luftfahrtministerium, noch »Onkel Hermann«, »Onkel Albert« oder »Onkel Josef«, deren Zunamen zu erraten dem Leser überlassen bleibt. Mehr als für den Bombenkrieg und die Russenangst interessiert sich »das Kind« für den *Dieb von Bagdad* im Dorfkino, für Doktorspiele und Freßpakete, und selbst das Klosterinternat scheitert daran, es endgültig ab- und zugrunde zu richten.



Hans-Georg Behr ist 1937 in Wien geboren. Er studierte Medizin, klinische Psychologie und Linguistik und schrieb für *Die Zeit*, den *Stern*, das *Kursbuch* und *TransAtlantik*. Unter seinen Buchpublikationen sind zu nennen: *Söhne der Wüste* (1975); *Die Moguln* (1979); *Weltmacht Droge* (1980); *Von Hanf ist die Rede* (1982) und *Unsere Unterwelten* (1983). Er lebt in Hamburg und in Wien.

HANS-GEORG BEHR



FAST EINE KINDHEIT

Eichhorn Verlag
Frankfurt am Main 2003

Erfolgsausgabe. ISBN 3-8218-4733-6

© Eichborn AG, Frankfurt am Main, 2003

Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsagentur, Fulda

Verlagsverzeichnis schickt gern:

Eichborn AG, Kaiserstrasse 66,

60329 Frankfurt am Main

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

www.eichborn.de

... habe ich mir vorgenommen,
die Wahrheit in jedem Punkt anzustreben
und jede Handlung genauso festzuhalten,
wie sie geschehen war.

Zahiruddin Mohammed Babur Padshah, 1529

Ein Haufen aufs Geratewohl hingeworfener Dinge
ist die schönste Weltordnung.

Albert Paris Gütersloh, Heraklit zugeschrieben

MAN HAT KRIEG



Dem Kind hatte man früh ausgetrieben, die Mitte der Welt zu sein, und beigebracht, dass Nichtauffallen weniger schmerzhaft sei. Ganz glücklich war es damit nicht in der endlosen Kette der «du musst jetzt» und «das macht man nicht», und sooft es konnte, zog es sich aus der verbalen Welt zurück in eine halb sichtbare, halb zurechtgebilderte schattige oder halbschattig grüne, in der Menschen nur von ferne zu hören waren, weit hinter Quaken, Tschirpen und Piepen, bis es wieder ins Haus gerufen wurde. Oder in die Häuser, denn da konnte es noch nicht so genau unterscheiden. Haus war gross, so gross, dass darin alles seinen genauen Platz haben musste, um wiedergefunden zu werden. Ordnung hiess das, und ausserdem hatte man Krieg. Beides war dem Kind vorerst fremd, doch es lernte schnell, denn es versuchte, dem stets vorwurfsvollen Ton zu entgehen, in dem ihm Ordnung beigebracht wurde, und wenn es den nicht sofort als Warnung erkannte, gab es meist Pläsch. Pläsch taten hinten weh, Watschen im Gesicht, und zusammen hiess das Hau. Bei der Grossmutter gab es fast weniger, obwohl die ein noch grösseres Haus bewohnte. «Ordnung muss sein», hörte das Kind dann stets, doch es wusste weder, noch verstand es das Grundprinzip der Menschmachung,

alle Phantasie, Begierde, Träumerei zu beschneiden oder bis zum Abfallen abzuschnüren wie Lämmerschwänzchen, bis der Rest als brauchbares Glied der Gesellschaft durchgehen konnte. «Ein Edelstein muss geschliffen werden», hiess das. So war das schon immer gewesen, und ausserdem hatte man Krieg. Was das bedeutete, verstand das Kind erst, als es einmal einen kleinen Igel nicht ins Haus bringen durfte, denn der hatte Flöhe. Aber in welchem Haus war das, wo man keinen Igel, weil der Krieg hatte, haben durfte? Vielleicht doch bei Mutter?

Der Grund für die Ähnlichkeit der Häuser, die das Kind so verwirrte, lag an einer ähnlichen Landschaft und einer gleichen Geschichte. Vor vier, fünf Generationen waren sie «Herrensitze» gewesen, unweit von Flüssen, durch Jahrhunderte, Kriege und Besitzwechsel immer wieder zerstört und aufgebaut, bis sie ihr fast endgültiges Gesicht bekamen. Das Land lieferte alles zum Auskommen Nötige, und an den Flüssen lagen Mühlen und Gewerbebetriebe. Gut hundert Jahre vor dem Kind wurden entlang der Flüsse auch noch Eisenbahnlinien gebaut, für die man gegen Beteiligung Land verkaufte, und damit begann eine fast zwanghafte Entwicklung: Wien explodierte und brauchte immer mehr Bauholz, das die herrschaftlichen Wälder liefern konnten. So wurden die Mühlen Sägewerke. Um den Holzabfall zu verwerten, kamen noch eine Holzschleiferei dazu und eine kleine Papierfabrik. Die hatte den Vorteil, dass die wachsende Kinderschar des Gesindes ihr Auskommen fand, sofern man sie nicht in der Forstwirtschaft unterbringen konnte. Es kamen auch viele Leute aus dem Osten der Monarchie, barfuss, wie man noch ihren Enkeln erzählte, und fanden eine neue Heimat. Da Wirtschaft wachsen muss, kaufte man bald Holz von Besitzern dazu, die nicht mit Flusslage und Bahnverbindung gesegnet waren, und so wurde, allmählich, aber für die Einheimi-

schen doch recht schnell, aus den feudalen Agraridyllen holzverarbeitende Industrie mit anhängendem Schlösschen und Landwirtschaft. In den vom Fortschritt umtosten Häusern musste, der lieben Ruhe willen, alles seinen Platz haben und an diesem bleiben oder an ihn zurückkehren, da deren Bewohner nicht wussten, in welche Zeit sie nun eigentlich gehörten, und also damit beschäftigt waren, die Vergangenheit samt ihrer durch viele Histörchen aufgeblasenen Vergrößerung zu erhalten und der Gegenwart einträglich zu trotzen.

Oft wurde das Kind – ihm kam es unaufhörlich vor – in einen grossen gelben Raum geführt, wo alle möglichen Leute aufgehängt waren, *in effigie* als Ölbilder, und dann wurde ihm erzählt, was wer wann gewesen, wer wen warum geheiratet und wie viele Kinder wozu gehabt habe. Manche Männer hatten den Inhalt von Rosshaarmatratzen auf dem Kopf und vor den Bauch Blechteile geschnallt, wie sie auch im Treppenhaus hingen und mit denen man nicht spielen durfte. Über die war nicht viel zu sagen, auch nicht über die Frauen in den steifen Kleidern, so gnadenlos geschnürt, dass ihnen die Brüste beim Hals herausquollen. Je näher die Bilder der Gegenwart kamen, mit Uniformen und dunklen Anzügen und seidigen Halsbinden, die das Kind im Schrumpfungszustand des Schlipes wiedererkannte, wuchsen mit den Glatzen auch die Geschichten. Das Kind hörte sie sich an wie Märchen, und von den Märchen wusste es ja auch, dass sie nicht wahr waren, seit es einem Regenbogen nachgelaufen war, um den goldenen Topf zu finden, und dann Pläscher bekommen hatte, weil es sich schmutzig gemacht hatte. Mit der daraus folgenden Skepsis gewappnet, liess es die Familiengeschichten über sich ergehen und lernte sie teilweise sogar auswendig. War eine solche Repetition gelungen, bekam es eine Salzgurke, denn Saures mochte es lieber als Süsses.

Das muss im Haus der Mutter gewesen sein, denn die Grossmutter hatte zwar auch Vorfahren, sogar noch viel mehr, aber sie hatte zu ihnen ein anderes Verhältnis. Sie wollte sich nicht ständig von bedeutenden Vorfahren beobachten lassen, die nicht einmal ihre waren, und hatte sie deshalb in einen grossen, unbewohnten Raum verbannt, wo sie nun in Dreierreihen auf den Staub schauten, der sich auf riesigen, ausgedienten Plüschmöbeln sammelte. Und Geschichten kannte die Grossmutter auch, sogar noch viel mehr, da bei ihnen schon die Mutter nicht immer aufgepasst hatte. Ausserdem, man hatte ja Krieg, scherte sie sich nicht mehr immer um das, was Kinderohren förderlich sei und was nicht, und war so für das Kind die bessere Erzählerin. Da war also ihr Schwiegervater, den sie selbst nicht mehr gekannt hatte, da er in seinen besten Jahren mit der industriellen Umgestaltung und Vergrösserung seines Erbes so beschäftigt war, dass er einem Schleimschlag erlag. Dessen Sohn, ihr Mann und des Kindes Grossvater – dass die drei ein und derselbe waren, fand man erst später heraus – nahmen dies als Warnung, verabscheuten die Industrie und verkauften die Papierfabriken, oder besser, was nach dem Ersten Weltkrieg davon übriggeblieben war, an einen reichsdeutschen Industriellen, «und der ist dann auch noch dein Vater geworden. Naja.» Das klang etwas eigenartig und interessierte das Kind, aber was da wirklich war, erfuhr es erst viele Jahre später. Vater hatte die Fabriken gekauft und Mutter dazu, und die wurde seine Frau, doch das fanden die Grosseltern gar nicht gut, da Mutter sie nicht gebeten hatte. Sie war ja schon verheiratet gewesen, als sie noch lyrischer Sopran war, doch dann hatte sich ihr Mann zum dramatischen Sopran verändert, und Mutter war mit dem Bruder und der Schwester wieder heimgezogen. Der Bruder war nun in einem Internat und die Schwester auch, aber was das war, verstand man nicht.

Damals seufzte die Grossmutter nur: «Grüne Jalousien halten halt auch nicht mehr immer, was man sich davon verspricht.»

Grüne Jalousien waren dem Kind noch länger kein Begriff als schwedische Gardinen. Was schwedische Gardinen waren, liess sich damals leicht erlernen. Das Kind stolperte erstmals über dieses Wort, als der uralte Gärtner plötzlich verschwunden war, der immer auf den Führer geschimpft hatte. Sein Verschwinden am Morgen hatte das Kind kaum mitbekommen. Im Haus unten war es etwas lauter gewesen als sonst, aber da das Kind gewohnt war, dass solcher Krach niemals Gutes bedeutete, zog es die Decke über den Kopf, stellte sich schlafend und hatte das Ganze schnell vergessen, da der Krach ja nicht ihm gegolten hatte. Am Nachmittag aber fehlte der Gärtner, denn der gab dem Kind stets ein paar Himbeeren von der Hecke, an die es nicht langem konnte. Das Kind fragte zwei Frauen nach ihm, die in der Gärtnerei arbeiteten, doch die taten seltsam geheimnisvoll. Das Kind ging ins Haus und fragte die Grossmutter.

«Den haben sie abgeholt», seufzte die alte Dame. «Der sitzt jetzt hinter schwedischen Gardinen.»

Das Kind hatte eine Tante in Schweden, die es nicht besuchen konnte, weil man Krieg hatte.

«Ist er jetzt bei Tante Grete?»

Die Grossmutter guckte das Kind irritiert an: «Er sitzt.» Dann erklärte sie dem Kind, dass schwedische Gardinen dicke Gitterstäbe seien, viel dicker als die Fenstergitter im Erdgeschoss, und dass sie an einem Gebäude seien, in dem man Pläsch kriege und aus dem man nicht herausdürfe.

Über «grüne Jalousien» war das Kind schon öfter gestolpert, wenn in der Gärtnerei oder im Wirtschaftshof über «die hinter den grünen Jalousien» geredet wurde,

aber es machte ihm nicht viel aus, es nicht zu wissen, da es offensichtlich nicht gemeint war. Aber ein paar Tage nach seiner Erfahrung mit den schwedischen Gardinen fragte es die Grossmutter doch.

«Sind schwedische Gardinen Jalousien?»

«Nein. Jalousien sind das da», und sie zeigte auf das Fenster.

«Das ist ein Fenster!» Wissen ist Macht.

«Und das dahinter sind Jalousien.»

Aha. Und grün waren sie auch. Das Kind war verblüfft, denn es hatte immer hinter grünen Jalousien gelebt, auch schon im Haus der Mutter. Grüne Jalousien waren gewaltige Dinger aus Holz und rostig gewordenem Eisen. Sie waren jenseits der Doppelfenster und bestanden aus zwei grossen Holzrahmen, einem, den man öffnen konnte, und einem darinnen, den man hochstemmen konnte. Dazwischen waren dünnere Holzbretter, die man mit wieder einer anderen Mechanik hätte in verschiedene Winkel verschieben können, wäre die nicht schon lange durch Rost und viele Schichten Ölfarbe unbeweglich geworden. Öffnen oder die Jalousien in «den Sommerwinkel» stemmen war dem Kind unmöglich, der Grossmutter aber auch. Dafür gab es das Mädchen. Das öffnete sie auch, wie Grossmutter sagte, alle zwei Jahre, und dann kamen Männer mit Leitern, hoben die Jalousien aus ihren Angeln und trugen sie in den Wirtschaftshof, wo neue grüne Ölfarbe auf die brüchig und matt gewordene gestrichen wurde. «Emallack» hiess sie, wie das Kind von den Anstreichern hörte, und was so faszinierend roch, hiess Terpentin.

Die grünen Jalousien, die nicht mehr funktionierten, sorgten für stetes Dämmerlicht in allen Räumen im ersten Stock, der «Pijanobile» hiess, wie das Kind gelernt hatte. Man konnte durch sie nicht nach draussen sehen, sondern nur nach schräg unten, und das auch nur, wenn

man einen Hocker nahm, emporkletterte und sich auf das Fensterbrett stellte. Auch das Öffnen dürfte ein Abenteuer gewesen sein. Einmal hörte das Kind einen furchtbaren Schrei und einen lauten Krach, und als es zwischen den Jalousielatten durchgucken konnte, war das Mädchen aus dem «Buhdjar» zwei Zimmer weiter samt Jalousie in die Stangenbohnen gefallen, die zwischen Blumenrabatten und Hauswand wuchsen. Das Mädchen humpelte ein paar Tage, aber die Jalousie war ein Splitterhaufen, und da man Krieg hatte, konnte sie weder repariert noch erneuert werden. Der Grossvater befahl, alle Jalousien dieses Raumes auszuhängen und in den Pferdestall zu stellen. Die Grossmutter jammerte über das ungewohnte Licht und bekam grüne Roleaus, «auch wegen der Verdunkelung», aber das Haus sah noch lange sehr seltsam aus, als hätte es versehentlich drei Augen geöffnet.

Als das Kind schon lange kein Kind mehr war, bekam es gelegentlich die Redewendung «hinter grünen Jalousien aufgewachsen» zu hören. Sie bezeichnete ungewöhnliches, etwas absonderliches Verhalten. Für das Kind war alles normal, so normal eben etwas für Kinder sein kann. Das fing mit dem Siezen an, gleich nachdem man stillsitzen gelernt hatte. Zu siezen waren die Mutter, der Vater, so man ihn einmal sah, die Grosseltern und die Oma, die grässlich vielen Tanten und Onkel und die ganze Welt, ausgenommen vielleicht Gleichaltrige. Die aber waren «Kinder vom Personal», und mit denen durfte man nur nach Sondererlaubnis von Grossmutter spielen. Aber es gab noch viel mehr zu lernen, beispielsweise «Man ist nicht ich», wie die Grossmutter sagte. Sie, der Grossvater, die Mutter und die allernächsten, nicht einmal angeheirateten Verwandten waren «man» und alle anderen «die». Die «die» durften ruhig «ich» sagen, man selbst umging diesen Fauxpas, indem man sich das Ich er-

sparte und in Fällen, wo man doch Ich meinte, nur sagte «Würde sehr bitten, ob...» oder «Wäre sehr dankbar, wenn ...». Es gab auch viele schöne Worte, die man nicht aussprechen durfte, denn es gab für sie viel weniger schöne, die aber richtig sein sollten. So hatte man keine Fraass, die eigentlich Fraisen hiessen, sondern Durchfall, und Bockerlfraass gab es gar nicht, denn Bockeri waren die runden, harten Dinger der Föhren, und die fielen ja wirklich nicht bei durch heraus, während die Gagerl-fraass richtig Brechdurchfall hiess, aber so etwas sollte man erst recht nicht haben wollen. Solche Worte, wurde man belehrt, seien höchstens für das Personal schicklich, obwohl man auch die Grosseltern oft dabei erwischte. Manchmal redete Grossvater auch von einem Lercherschaass, und das war schön, da man noch keine Lerche beim Furzen gesehen hatte, doch man selbst durfte nur «ohne Bedeutung» sprechen, und bei vielen Worten gab es Kopfnüsse, um sie einem abzuerziehen. Die behielt man dann im Kopf, durfte sie aber nicht sagen. Früh schon hatte man auch gelernt, «einen ordentlichen Diener» zu machen und verheirateten Damen einen Handkuss genau eine Handbreit über die rechte Hand zu plazieren, da die linke ihrem Ehemann gehörte, keinen Raum ohne zweimaliges Anklopfen zu betreten und erst dann, wenn es von dort leise geklingelt hatte. Das ging natürlich nicht immer ohne Pannen ab. Einmal beispielsweise sass das Kind neben der alten Bedienerin vor dem Esszimmer der Grosseltern. Da klingelte es von drinnen, und die Bedienerin ging zum Speisenaufzug und klingelte ebenfalls. Das Kind aber betrat das Zimmer, wo die Grosseltern bei Tisch sass. Der Grossvater sah es überrascht an: «Aber haben dich doch gar nicht bestellt!» Glücklicherweise kam in diesem Augenblick die Bedienerin mit dem Tablett, und das Kind konnte verschwinden.

Schlimmer waren andere Normalitäten. Wenn man von draussen kam, musste man sich die Hände waschen. Wenn man was angefasst hatte, musste man sich die Hände waschen. Wenn man gespielt hatte, wurde man gewaschen, und heisses Wasser gab es nur mittags. Und wenn man «die guten Sachen» anhatte, konnte man nur stillhalten, denn wenn die auch nur ein Fleckchen abbekamen, gab es Ärger. Einmal hatte man die gute Strickhose mit den Trägern und das weisse Hemd an, weil eine Tante zu Besuch kommen sollte. Die Tante kam nicht, das Kind langweilte sich und schlich in den Kammergarten, wo es vor einigen Tagen oben in einem Baum ein Vogelnest entdeckt hatte. Während es hochguckte, klatschte etwas auf Haar und Hemd, und dann hörte es ein Auto kommen und lief mit seinem Blumenstrauss schnell zum Haus. An der Treppe stand bereits die Mutter und erschrak: «Was hast du denn da schon wieder angestellt!» Die Tante bekam es nicht zu Gesicht, denn es wurde in sein Zimmer gesperrt, weil es mit den guten Sachen in den Garten gegangen war, und aufgesperrt wurde erst, als die Tante wieder abfuhr.

Nicht einmal das Auto hatte es gesehen, und das hätte das Kind schon interessiert. Autos waren selten, denn man hatte sie, weil man Krieg hatte, «eingezogen». Aber die Grosseltern hatten ihren grossen Maybach und die Mutter ihren 30er Steyrer, und die vielen Onkel und Tanten hatten auch Autos, nur nicht «die Leute», die deshalb auf «die hinter den Jalousien» schimpften.

Die Leute waren ohnedies ein Problem. Sie waren, von Onkeln und Tanten abgesehen, alle anderen und gelegentlich auch solche. Das Kind musste ihre Namen lernen und auch, dass es Leute gab, die im Haus und drum herum lebten, und zusätzlich Leute, deren Namen man gleich wieder vergessen konnte. Und je vertrauter die Leute wurden, desto distanzierter ging man mit

ihnen um. Man verschob sie vom Sie in die dritte Person, aber man verschob auch die *consecutio temporum*. Das Kind verstand nicht, war aber beeindruckt, wenn die Grossmutter sagte: «Anna bringt die Leibwäsche hoch.» Worauf Anna auf die «Hängstatt» rannte, die Wäsche von der Leine holte, im Bügelraum «einspitzte» – das Kind sah begeistert zu –, drei Stunden «rasten» liess – das Kind wartete auf Lebenszeichen der Wäsche –, anschliessend bügelte und stapelte und dann, es war schon Abend, damit bei der Grossmutter und in der Gegenwart ankam. Beeindruckend auch, wie der Grossvater ans Fenster ging, nachdem er einen betrunkenen Knecht unters Parkett gekanzelt hatte: «Er ist gegangen.» Der Schwankende wand sich, wollte vielleicht noch etwas sagen, ging aber dann, und das Kind sah ihn nie wieder.

Herr Wittmann hatte seine Schwierigkeiten, dem Kind die *consecutio temporum* beizubringen, die es in der Realität ja anders gab, und er sagte furchtbar oft am Tag, dass er ES und ES schrecklich fände. Das eine es war das Kind, das vom Grossvater, wenn er zornig war, auch ES genannt wurde. Das andere es begriff das Kind, als es keines mehr war: Herr Wittmann und Frau Ellen hatten vor über vierzig Jahren geheiratet, um Hauslehrer des Mädchens zu werden, das nun die Mutter war, und jetzt, wo sie schon lange des Ruhestands genossen, waren sie nur des Kindes wegen wieder als Dressurmeister gefordert und hatten Angst um ihre Rente. Vier Stunden am Tag war ihnen das Kind und sie ihm ausgeliefert. Man hasste sich, so gut man konnte. Das Kind sollte Geige lernen. Das war anfangs schön, aber die Geige war gemein und fiel dauernd aus der Hand, sobald man mit dem Bogen an ihr ankam, und Frau Wittmann schimpfte dann bis zum Winseln. So ging das über viele Wochen, und einmal kam sogar die Mutter dazu. «Das Kind hat ja eine ganz falsche Geigenhaltung», sagte sie

nach einem kurzen Blick. Frau Wittmann hielt ihr die gichtverkrümmten Krallen ins Gesicht und sagte ganz streng: «Soll ich sie ihm damit beibringen?» Und dann, als die Wirkung auf Mutter auch für das Kind schon zu sehen war: «Und Klavierspielen kann ich auch nicht mehr.» Die Mutter schwieg lange und sagte dann: «Also, machen Sie weiter.»

Dass Kindsein schrecklich ist, hatte das Kind schon im Haus der Mutter gelernt, und falls es das vergass, wurde ihm noch viele Jahre lang von eigentlich freundlichen Erwachsenen erzählt, was es litt. Die Erwachsenen waren riesengross und geizten mit ihrer Zeit, mit sich und dem Geforderten, von dem sie, wenn überhaupt, nur ein Bruchteil gegen einen horrenden Preis hergaben. Solche Händel waren erniedrigend, da die Verhandlungspartner ignorierten, dass der Wert der Gegenleistung für das Kind ein anderer war, obwohl er so ähnlich aussah. Ein Küsschen oder Bussi, wie das im Gau Niederdonau hiess, war die kleinste Münze, doch das Kind trug oft schwer an ihr. Oft ekelte ihm vor Personen, denen es die Wangen schmatzen musste, gelegentlich auch vor solchen, mit denen es sonst keine Probleme hatte – nur: Bussi geben müssen ist nicht schön. Oft gab das Kind, wenn die Bauklötze ordentlich übereinanderstanden, dem obersten aus Routine oder Freude ein Bussi, so gekonnt, dass er nur selten abstürzte, aber das war eben freiwillig. Und dabei war ein Kuss nur Kleingeld gegen Stillsitzen, Geradehalten oder Essenmüssen, gerade dann, wenn man keinen Hunger hatte.

Essenmüssen war immer eine Zeit des Schreckens. Kaum hatte das Kind gelernt, widerliche Geschmäcker durch Prusten abzuwehren und unangenehme Hitzen oder Kälten durch Beobachten des jeweiligen Erwachsenen bei der Einnahme eines Probelöffels, brach es durch

die Falltüren der Magie, und hinter jedem durchschau- ten Schrecken stand ein neuer, in der Mechanik dem alten so ähnlich, dass er immer wirklicher, undurchschau- barer wurde und dadurch dauerhaft.

Der Schürzengeist war das erste Beispiel. Er tauchte aus dem Dunkel neben dem Tisch auf, zwischen Mutter und Kind, wenn das Kind nicht mehr essen wollte. Er hatte verschiedene Farben und sah sich doch immer ähn- lich: ein kugeliger Kopf ohne Gesichtszüge, bekrönt von einer Flamme in stets derselben Farbe, die hin und her zuckte. Er ging allmählich in die Schürze der Mutter über, doch so weit wagte das Kind nur selten zu blicken, denn der Geist bewegte sich seltsam schwankend und sagte mit einer tiefen, jener der Mutter nur sehr entfernt ähnlichen Stimme, das Kind solle nun endlich ordent- lich essen. Daran war dann aber gar nicht mehr zu den- ken, denn der sprechende Knoten entsetzte das Kind, manchmal so sehr, dass es panisch zu schreien begann. Es war das Sprechen, das entsetzte, und da half auch nicht, dass die Mutter vor den misstrauischen Augen des Kindes einen Zipfel ihrer Schürze ganz langsam verknotete, demonstrativ ihren Zeigefinger hineinsteckte und mit Daumen und Mittelfinger die Schürzenfalten bewegte – sobald der Knoten auch mit der unverkennbaren Stimme der Mutter zu sprechen begann, war der Schrecken so gross, dass man die Mutter nicht mehr sah. Lange blieb der Schürzengeist gegenwärtig, auch als er sich nicht mehr zeigte. Sobald die Mutter die Schürze anlegte, wusste das Kind, dass es gleich essen musste, und prote- stierte vorsorglich.

Ein nur etwas geringerer Schrecken war das Krokodil. Bei seinem ersten Auftreten hatte es dieselbe Aufgabe wie der Schürzengeist, da es aber nur mit seinem langen Schnabel klapperte, fehlte ihm die letzte Gewalt, und man konnte es hassen. Es war auch wirklich sehr lästig.

Oft tauchte es nämlich unvorhergesehen am Horizont des Kindes auf, auf der anderen Seite der Tischkante, und entriss ihm das Spielzeug, das gerade Seele angenommen hatte. Dann war meist wiederum Essenszeit, doch das Kind wollte nicht mehr essen. Das Krokodil wurde ein Feind erster Ordnung – ein Wort, das dem Kind aus dem Radio ins Hirn gefallen war –, als es einmal Purzel frass, den geliebten Hund, dessen Ohren und Schwänzchen längst dicke, gebogene Drähte waren. Sosehr das Kind auch brüllte – der schreckstarre Purzel wurde quer über den Tisch in die Tiefe gerissen, und das Kind war untröstlich. Da half auch nicht, dass es Purzel in leidlich gutem Zustand am Abend in seinem Bett wiederfand – nun war dem Krokodil der Krieg erklärt, und der musste bis zum Endsieg durchgekämpft werden.

In den nächsten Tagen wunderten sich Mutter und Personal über das scheinbar ziellose Herumstreunen des Kindes und darüber, dass ihm seine Spielsachen gar nichts zu bedeuten schienen. Das Kind hütete sich natürlich, von seiner Aufgabe zu sprechen, doch eines sonnigen Nachmittags, als niemand in der Küche war, entdeckte es seinen Feind. Das Krokodil hatte sich in einer kaum erreichbaren Schublade versteckt, die das Kind nur öffnen konnte, weil die Magd davor einen Hocker hatte stehen lassen. Da lag nun das Krokodil, zwischen Kochlöffeln, Gabeln und anderem Küchenzeug, und tat, als ob es schlief. Das Kind aber liess sich nicht täuschen. Vorsichtig packte es den Feind, der keinen Widerstand mehr leistete, und schleppte ihn die Treppe hoch in den Salon, in seine Höhle unter dem Flügel, der «das Klavier» hiess.

Das Klavier war der Lieblingsplatz des Kindes, schon als es darunter fast aufrecht stehen konnte. Es sass gern unter dem schwarzen, geschwungenen, unten hellen und in kleine Höhlen unterteilten Dach, vor allem, wenn die

Mutter davorsass und mit den Füßen scharrte, worauf von oben wunderschöne Musik niederrauschte. Das Kind wusste nicht mehr, wann es gelernt hatte, dass dies Beethoven sei, doch unter diesen gewaltigen Tönen sass es ganz still, begeistert und behütet, beobachtete die Fussbewegungen der Mutter und wusste, dass diese Freude für immer halten würde. So war diese Höhle des Kindes liebste, auch wenn es in ihr still war, und in dieser Stille gab es dem Krokodil den Rest. Mit kurzem, hellem Krach splitterten seine Kinnladen, und das Weitere war harte Arbeit, wobei auch einmal ein Finger sehr weh tat. Erschöpft, aber glücklich verliess es die Stätte seines Sieges, war den Rest des Nachmittags uneingeschränkt brav, und sein Triumphgefühl wurde auch am Abend nicht gemindert, als es furchtbare Haue bekam, weil es die Gurkenzange ruiniert hatte.

Glücklicherweise hatte das Kind unter den vielen, manchmal zu seltsamem Leben erwachenden-Dingen ja auch Freunde. Auf viele davon war allerdings nicht unbedingt Verlass. Der Teddy beispielsweise, der schon lange nicht mehr brummen konnte und an dessen Sprache nur ein hartes Ding im Bauch erinnerte, war zwar gutmütig und immer da, wenn das Kind ihn brauchte, aber dabei liess er's auch bewenden und entschwand so allmählich aus dem engsten Freundeskreis. Purzel war da schon ein ganz anderes Kaliber, obwohl auch er als Kampfgenosse nur bedingt taugte. Purzel war grau und geduldig, wenn man ihn an Ohren oder Schwänzchen rupfte, ganz anders als Foxl, die zwar schwarz-weiss-braun war, aber stets mit einem hellen Kläffen zwickte. Und anders als Foxl bellte Purzel nie verräterisch, sondern fauchte dem Kind zuliebe ganz leise wie Huschi, die ein grauer Tiger war und dem Kind manchmal tote Mäuse ins Bett brachte. Mit denen aber durfte man nicht spielen, weil es dann einen Klaps auf die Finger gab,

die danach auch noch umständlich gewaschen werden mussten.

Purzel folgte dem Kind wie ein Hund, und er war ein wunderbarer Partner bei der Entenjagd. Die Enten – eigentlich hiessen sie im Gau Niederdonau Ant'n – waren zu Ostern plötzlich dagewesen, ganz klein und gelb, und durften nicht angefasst werden. Dann waren sie weiss geworden und sehr viele, und sie grasten zusammen mit den Hühnern auf der Wiese vor der Gärtnerei, von der sie ein kleiner Bach mit einem Zaun auf der anderen Seite trennte. Der Bach war auch der Grund für den Zwist mit den Enten. In ihn nämlich krümelte das Kind gerne und heimlich sein Nachmittagsbrot und freute sich, wie die Teile davonschwammen. Die Enten aber gönnten ihm dieses Vergnügen nicht, und sie frassen nicht nur die treibenden Brotstücke, sondern wurden auch noch zudringlich, rissen ihm das Brot aus der Hand und zwickten seine Finger. Damit waren sie zwar nicht so gemein wie die Gänse, die glücklicherweise meist ausserhalb der Welt des Kindes grasten und erst am Abend in einer Prozession hinter den Bäumen auftauchen, aber das Kind war verärgert. Dann war einmal das Türchen zur Gärtnerei offengeblieben, was die Enten sofort bemerkten, und das Kind genoss, wie sie der Gärtner mit Flüchen und Erdklumpen aus dem Paradies vertrieb. Das aufgeregte schnatternde und flatternde Gewatschel gönnte das Kind den Enten. Von nun an war Purzel mit von der Partie am Bach, und wenn die Enten nahten, flog er mitten unter sie, so dass sie aufgereggt auseinanderspritzten. Das Kind war stolz auf sich und Purzel, und es führte dieses Spiel auch dem Personal vor, bis es einmal Haue von der Mutter bekam, weil es die Enten gejagt hatte.

Für Haue war immer die Mutter zuständig, weil der Vater fehlte, wie sie stets sagte, und aus dem Kind doch

was Anständiges werden sollte. Das Kind mied sie, so gut es konnte, doch sie schien allgegenwärtig und wusste sogar von Dingen, die sie unmöglich gesehen haben konnte. Allmählich merkte das Kind, dass es von Spionen umgeben war, die das Personal hiessen. Wann immer das Kind irgendein Vergnügen entdeckt hatte, irgendwer meldete es stets der Mutter, und dann gab es nur allzuoft Haue. Am gemeinsten war das Küchenmädchen, das schon ganz fett, grau und zahnlos war, denn das grinste auch noch, wenn es Haue gab. Am Anfang der Feindschaft stand der Hase, der eines Nachmittags einfach da war und ein wunderschönes Spielzeug. Am nächsten Mittag zeigte ihm die Köchin eine Platte mit einem Braten: «Das ist jetzt dein Haserl.» Das Kind aber weigerte sich, zu essen, und sagte schliesslich mit Tränen in den Augen: «Ich esse niemanden, den ich kenne.» Auch den Kindern in den zum Haus gehörigen Häusern lernte das Kind bald misstrauen, selbst der Gärtner Tochter, die ihm gezeigt hatte, dass auch Mädchen Pipi machen können, allerdings nicht so gründlich. Sie petzten noch lieber und waren noch schadenfroher als die Erwachsenen, obwohl auch sie oft Haue bekamen, aber eben nicht so oft, denn sie waren ja nur Kinder vom Personal. Dieser Klassenunterschied war dem Kind schon früh auf den Po geklatscht worden, und es merkte schnell, dass bei gemeinsamen Spielen, etwa mit den so gern entgleisenden Rollwagen auf dem Holzplatz jenseits der Gärtnerei, ihm allein die Haue vorbehalten blieb.

So blieb ausser Purzel nur ein wahrer Freund, sein längster übrigens, das weisse Kamel. Seit es denken konnte, war das dagewesen und guckte von rechts, schon über das Gitterbett. Das Kamel war nicht allein. Zwischen den Stäben sass eine halbverschleierte Frau, und ausserhalb des gewohnten Gesichtskreises gab es noch Araber, Neger, sogar einen Elefanten und einen Löwen,

der dalag wie der Pudel einer Tante, die allerdings keine richtige Tante war, und dessen eines Auge ganz verwischt war, seit das Kind ihn gestreichelt hatte; doch das Kamel war etwas ganz Besonderes, sehr viel mehr als ein gewöhnliches weisses Kamel. Was auch immer das Kind ihm erzählte – und es erzählte ihm jeden Abend sehr leise sehr viel Das Kamel hatte für alles Verständnis. Das war seinem Gesicht anzusehen, das stets anders, aber immer passend dreinsah, und wenn sich das Kind aus irgendeinem Anlass ängstigte, sah es, dass sein schemenhafter Freund über ihm wachte, und es war beruhigt.

Das Kamel war der grösste Verlust, als es eines Tages hiess, dass man aufbrechen werde, um zum Vater zu reisen. Das Wort Vater klang zwar verlockend, obwohl das Kind nicht richtig wusste, was es sich darunter vorstellen sollte, doch dass das Kamel nicht mitkommen durfte, schmerzte. «Das bleibt hier», hiess es nur ganz knapp, und da war kein Raum, zu erklären, dass es doch der allerbeste Freund sei. Da tröstete auch nicht, dass Purzel in der Reisetasche des Kindes einen komfortablen Platz bekam – der Abschied vom Kamel war der schwerste, und es wurde noch lange in das Abendgebet mit eingeschlossen.

Orte, an denen man nicht lange lebt, hinterlassen nur spitze, später vom Zeitstrom gerundete Erinnerungssplitter, die sich nicht einmal durch den Kitt fremder Erzählungen zu einem Mosaik fügen lassen. Sie bleiben mit ihren Freundlichkeiten und Unannehmlichkeiten irgendwo in der Welt, ohne ein Begriff zu werden, und so ging es Hamburg, wo der Vater Flak-Kommandant war. Deshalb war man ja hingereist, aber das Kind zweifelte lange, ob sich die nicht enden wollende Bahnfahrt gelohnt habe. Der Vater war ein fast fremder Mensch in Uniform. Er hob das Kind hoch und drückte es an

seine Brust, die pikste, denn an ihr waren auch zackige Dingsdas, die er Orden nannte, und dann kratzte er mit dem Gesicht, da er sich täglich zweimal rasieren musste und am Morgen wegen der Ankunft des Zuges nicht dazu gekommen war. Man wohnte in der Blumenstrasse im Souterrain bei Frau Meyen. Die sah dem Kamel entfernt ähnlich, hatte aber nicht soviel Verständnis, doch hinter dem Haus einen Garten, klein und schön, in den sich das Kind sogar setzen durfte. Leider fehlten Tiere, denn es gab nur ein paar Vögel und einen riesigen, glatten, schwarzen Hund hinter dem Nachbarzaun links – wie eng alles war! –, dem der Sabber aus dem Maul lief und der böse knurrte, wenn ihm das Kind auch nur auf zehn Schritt nahe kam.

Das war aber kein arges Manko, denn das Flak-Kommando befand sich in Hagenbecks Tiergarten, wo es, man hatte ja Krieg, ein Restaurantgebäude requiriert hatte. Dort lernte man bald nach seiner Ankunft Onkel Heinrich Hagenbeck kennen, der zwar keine Uniform trug und zum Vater sehr höflich sein musste, aber offensichtlich Chef vom Ganzen war. Er mochte das Kind und zeigte ihm seine Tiere und seine Wärter, und von da an durfte das Kind fast jeden Tag in den Zoo.

Ein weisses Kamel gab es dort nicht, aber Elefanten, viele, viele Elefanten, und ihr Wärter war August, ohne Onkel. Das Kind mochte ihn sofort, denn er roch wie der alte Gärtner, und er hatte eine flache Flasche in seiner Brusttasche, aus der er gelegentlich einen Schluck nahm, um den Geruch aufzufrischen. Das Kind dachte Duft, aber es fand auch, dass Elefantenmist dufte, von dem August täglich in einer Scheibtruchen, wie Schubkarre im Gau Niederdonau hiess, solche Unmengen abkarrte, dass er vor Dreck starrte. Er war ein wunderbarer alter Mann, bei dem das Kind nie oft und nie lange genug sein durfte, und da es vom Personal des Kasinos

meist einen Sack mit altem Kommissbrot bekam, schlossen auch die Elefanten mit ihm Freundschaft, vor allem eine riesige, uralte Elefantendame namens Roma, offenbar Augusts Adjutantin, denn nach August hatte sie das Kommando im Gehege. Einmal sagte August zum Kind, es solle sich nicht fürchten, und dann sagte er etwas zu Roma, und das Kind fühlte, wie es von etwas ganz zärtlich umschlungen wurde, sah um seinen Bauch Romas Rüssel und wurde hochgehoben, sehr hoch, unendlich hoch, bis es auf Romas Rücken sass. Das war grandios, aber Roma liess das Kind nicht los, sondern hob es wieder hoch und stellte es behutsam in den Sand. Das Kind konnte nicht genug davon haben, aber nur August kannte das Zauberwort und sagte, einmal pro Woche sei genug. Jeden Vormittag harkte er den Sand im Freigehege, und dann konnte man wunderbar damit spielen, von Roma bewacht. Roma konnte viele Kunststücke. So hob sie öfter ihr Vorderbein vorsichtig über den Kopf des Kindes, bis das aussah, als hätte es ein Dach, und das war herrlich, aber sobald man Roma an den Fuss fasste, zog sie ihn zurück. Eines Tages spielte das Kind wieder im Elefantensand, und da hörte es furchtbares Geschrei auf der anderen Seite des Wasserbeckens mit der steilen Wand. Dort standen viele Menschen und schrien und schrien. Das Kind beachtete sie nicht, da August gesagt hatte, er wolle hinten im Haus auf dem frischen Heu ein kleines Nickerchen machen, und dann kam Onkel Heinrichs Adjutant angerannt. Das Kind kannte ihn, aber er beachtete es nicht, sondern rannte gleich wieder weg. Und die Leute schrien wieder weiter. Dann kam er wieder und hinter ihm Onkel Heinrich, gemächlich wie immer, die Schreierei wurde leiser und dann ganz still. Das Kind liebte Onkel Heinrich, denn er war der einzige der vielen Onkel und Tanten, die eigentlich keine richtigen waren, der auch vom Kind geduzt werden wollte.

«Ich lege grössten Wert darauf», hatte er gesagt. So einen grossen alten Herrn zu duzen war gar nicht einfach, und dann lachte Onkel Heinrich und seufzte was von Österreichern, aber dem Kind versprach er ein Pony, wenn es grösser sei. Jetzt aber ging er zum Elefantenhaus, und das Kind war neugierig. Es bekam nur mit, wie August ruckartig wach wurde und vor Onkel Heinrich strammstand, der ihm sagte, er solle die Kunden nicht erschrecken. «Bekommt er jetzt Haue?» fragte das Kind. Onkel Heinrich lachte, und dann erklärte er dem Kind ganz ernsthaft, dass er jetzt doppelt so viele Elefanten habe, weil die vom Circus seines Bruders wegen des Krieges auch hier seien, und dass Elefanten sich meist auch nicht besser vertragen als Menschen. Dann sagte August etwas und stand immer noch stramm, und Onkel Heinrich lachte: «Na, wenn ihn die Roma behütet...» Das Kind aber wollte mit Onkel Heinrich mitgehen, damit ihm der endlich einmal sein künftiges Pony zeige.

Das war das Hamburg des Kindes. Ach ja, da war noch etwas: Seine erste Schiffsreise. Das Kind war schon am Vortag ganz aufgereggt, denn es freute sich auf Afrika, aber das grosse Schiff fuhr nur zu einem Café namens Alsterpavillon, wo man stillsitzen und artig sein musste. Palmen gab es zwar dort, aber es fehlten die Neger und die Affen, und zu essen gab es ein Sardellenbrot, doch das war mit Eischeiben belegt, und die Sardellen waren nur ganz dünne Streifen darüber und waren deshalb markenfrei. Marken waren fast noch wichtiger als Geld. Man musste zwar für alles bezahlen, aber wenn man dazu keine Karte hatte, von der für alles kleine Ecken abgeschnitten wurden, bekam man fast nichts, nur schwarz.

Und dann war es eines Nachts furchtbar laut, ein Krachen und Wummern, wie es das Kind noch nie gehört hatte, und sogar sein Zimmer wummerte. Die Mutter

hatte eine kleine Funzel auf den Tisch gestellt – Hindenburgleuchten nannte man die damals guckte durch eine kleine Spalte des Roleaus aus dem Fenster und murmelte Stossgebete. Der Krach aber hörte nicht auf, und am nächsten Morgen war das Milchgeschäft Ecke Pölchaukamp/Dorotheenstrasse verschwunden und der Schlachter und die Bäckerei und die Wäscherei und der Gemüseladen. Stattdessen war da nur ein Ricsenberg Trümmer und IDreck, über die ganze Strasse verteilt, und die Leute trampelten kleine Wege aus, um darüber hinwegzukommen. Sie fluchten auf die Engländer, weil sie jetzt die Milch aus der Schinkelstrasse holen mussten, denn auch am Mühlenkamp waren solche Haufen. Mutter sagte: «Man hat eben Krieg.» Frau Meyen sagte: «Tja, das ist Krieg», wirkte aber überrascht. Das Kind dachte: Hat man oder ist man und ist er das? Und dann hiess es, die Elefanten von Hagenbeck würden kommen, um den Schutt wegzuräumen. Mutter und Kind standen am Mühlenkamp, und die Elefanten kamen wirklich, eine unendlich lange Reihe, Rüssel an Schwänzchen, und ganz zuvorderst gingen Roma und August. Das Kind schrie begeistert «Roma! Roma!» August sagte etwas zu ihr, und Roma kam ganz nahe und nahm das Kind in ihren Rüssel, setzte es kurz auf ihre Schultern, stellte es wieder auf die Erde und trabte weiter. Die Leute aber waren verblüfft.

Gleich darauf hiess es, dass man jetzt wieder nach Hause fahren würde. Das sei sicherer, sagte der Vater, und man sei ja schon fast drei Monate dagewesen, was das Kind gar nicht glauben wollte. Ausserdem würde er jetzt nach Berlin versetzt, wo man ihn bald wieder besuchen könne. Das Kind machte eine schöne Zeichnung für Onkel Heinrich, viele Elefanten und in der Mitte ein Pony, und Mutter kaufte eine Flasche Rum, die August bekam. Und das war Hamburg nun wirklich.

Zu Hause aber war nichts mehr, wie es war, nicht einmal das Kamel. Das Kind hatte seinen Freund nicht vergessen, obwohl es dazwischen so viele andere Häuser, Onkel, Tanten und sogar wirkliche Kamele gesehen hatte. Das Kamel aber war kleiner geworden, als man es gekannt hatte, und erkannte seinen Schützling nicht wieder. Geistesabwesend, die Schürfspur des Gitterbetts quer über seinen Leib und durch den Hals der halbverschleierte Frau, blickte es in den Raum, der nun fremd und staubig roch. Die Mutter bemerkte die Verstörung des Kindes und sagte, hier habe vor zweihundert Jahren ein reisender Barockmaler die vier Kontinente gemalt. Neben dem Bett Asien, hinter dem Bett Afrika, zwischen den Fenstern Europa und bei der Tür Amerika. Das Kind war enttäuscht, denn es kannte ja Bilder. Doch das Kamel war einmal lebendig gewesen, und nun war es tot wie die Ahnen.

Aber dafür war noch jemand gekommen, Tante Maika, das U-Boot. Sie war eine fast richtige Tante, denn Onkel Richard, ein Schwager des Grossvaters und schon im k.u.k.-Generalstab, hatte viele Schulden gehabt und Tante Maikas Vater eine Bank. Tante Maika aber habe nicht gut getan, wie Mutter sagte, und deshalb habe sich Onkel Richard scheiden lassen, und nun sei sie hier und ein U-Boot. Das Kind hatte noch nie ein U-Boot gesehen ausser im *Völkischen Beobachter*, doch Tante Maika war nicht stählern, sondern nur eine schon etwas füllige Dame mit einer langen Nase und einer aussergewöhnlichen, roten Frisur. Aber sie hatte ein Äffchen an einer roten Leine, und das war ganz seidig und zahm. Gern sass es auf ihrer Schulter, und dann erinnerten die beiden an die Hexe im Märchenbuch. Manchmal schiss das Äffchen auch auf ihre Schulter, aber Tante Maika nahm ihm das nicht übel und lachte nur. Sie war grossartig, und man musste bei ihr nicht brav sein oder

stillsitzen. Das Kind liebte sie auf den zweiten Blick, und die Mutter fand das gut, denn nun konnte sie zum Vater nach Berlin fahren. Aber schon nach zwei wunderbaren Wochen mit Tante Maika kam sie wieder, um das Kind zu holen, das nun in die Stadt des Führers reisen dürfen musste.

Der Führer war gross, und es gab ihn schon ewig. Er war in der Küche, nicht weit vom Kruzifix, gleich neben dem Radio und schön bunt in seinem schwarz-weiss-roten Rahmen. Er war auch in der Küche der Grossmutter, aber etwas kleiner, obwohl die Küche sehr viel grösser war. Er war auch im Arbeitszimmer des Vaters, wo die Sitzmöbel unter weissen Leinentüchern auf ihn warteten und wo alle zwei Monate einmal abgestaubt wurde. Da stand er auf dem Schreibtisch als bräunliches Photo, und das war sehr kostbar, denn darauf hatte ER selbst was geschrieben. Er war also allgegenwärtig, und so kam er auch über das Kind, sogar vom Himmel hoch. Das Kindermädchen nämlich bereicherte ihm eines Tages das langweilig gewordene Nachtgebet um eine Zeile, und nun hiess das:

*Ich bin klein,
mein Herz ist rein,
soll niemand drin sein als Jesulein
und du mein lieber Führer auch.*

Das Kind fand das sehr hübsch und übte fleissig. Und die Mutter, bald darauf mit dem gekonnt servierten Gebet überrascht, guckte so irritiert, dass es dem Kind gefiel. Also blieb der Führer in seiner fünfjährigen Herzkammer hocken, gleich neben der Krippe. Allerdings eher bei den Hirten, so zwischen Ochs und Esel, denn Gott hatte das Kind inzwischen auch kennengelernt, durch eines der verständlichen Missverständnisse, wie sie vor allem

bei den Grosseltern passierten. Das lag einfach daran, dass der Grossvater keinen Namen hatte. Überall, im Haus, in der Gärtnerei und im Dorf, war er nur «der Herr». Und nun war es im Sommer, als das Kind wegen des Geburtstags der Grossmutter bei ihr war, so trocken gewesen, dass alle jammerten. Sogar der Pfarrer vorn in der Kirche – das Kind nannte seinen Platz einmal «Ministrantenbühne», wofür es noch lange gehänselt wurde – sagte einmal während der Messe: «Und nun beten wir alle zum Herrn, dass er uns Regen schenke.» Das Kind war stolz auf seinen Grossvater und die Nähe zu ihm. Grossvater aber war nicht in der Kirche gewesen, und beim Mittagessen bat es ihn daher, doch regnen zu lassen. Der Grossvater war sehr ratlos, aber die Grossmutter fragte nach, und dann erklärte sie dem Kind, dass der Herr in der Kirche und der Herr Grossvater zwei verschiedene Herren seien, die einander nicht gut leiden könnten. Daher blieb auch der Führer wie Gott und Grossvater ein Mensch, wenn auch ein sehr, sehr grosser und ungeheuer wichtiger.

Dann kam Weihnachten, und man fuhr wieder zu den Grosseltern. Aus allen Radios hörte man von den heroischen Heldentaten in Stalingrad, aber das Nachtgebet war samt Führer stinklangweilig geworden und wurde durch einige Strophen Abendlied von Claudius ersetzt. Am Heiligen Abend war Premiere. Das Kindermädchen mit dem Buch sass neben dem Kind und vor ihm in einem gutmütigen Halbkreis die Grosseltern, Mutter und das alte Hauslehrerpaar. Das Kind hatte brav auswendig gelernt, aber dann stolperte es doch über eine falsche Gedankenbrücke:

*... verschon uns, Gott, mit Strafen
und lass uns ruhig schlafen
und unsern lieben Führer auch.*

Da guckten die Erwachsenen wieder, hilflos süßsäuerlich, was dem Kind insgeheim sehr gefiel. Endlich knurrte die Grossmutter in die grosse Stille: «Na, unser kranker Nachbar ist er ja noch nicht.» Der Grossvater seufzte melancholisch und so tückisch, dass sich die Mutter aufrichtete und ganz streng sagte: «Gott sei Dank.» Dann schwiegen wieder alle in der Art, von der das Kind wusste, dass man dann keinen Muckser machen durfte. Dem Kindermädchen aber wurde ein paar Tage später gesagt, dass man es nicht mehr brauche, da das Kind schon gross genug sei.

Und nun war das Kind fast schon wieder ein Jahr erwachsener geworden und in der Stadt des Führers, der aber nicht da war, sondern sehr weit weg im Führerhauptquartier, wo er Krieg machte. Das Kind kam nicht dazu, ihn zu vermissen, da es ständig mit neuen Onkeln und Tanten bombardiert wurde. Der Vater wohnte nun viel grösser als in Hamburg, und das hiess Dienstwohnung und war unweit vom Reichsluftfahrtsministerium, und eine neue Uniform hatte er auch, mit viel mehr Orden und Sternen und Schnüren als zuvor, aber er wirkte geradezu ärmlich neben seinem Chef, der Onkel Hermann hiess, sehr dick war und noch mehr glitzerte als die bestickten Heiligenskelette in der Wallfahrtskirche, die es bei den Grosseltern gesehen hatte. Onkel Hermann grinste über das ganze Gesicht, das sehr viel war, und gab der Mutter einen sehr aufwendigen Handkuss – Mutter sagte später, den habe er von seiner Frau gelernt, die eine Schauspielerin war. Dann näherte er sich dem Kind, fasste sein Kinn, drückte es ganz fest und zog ihm die Lippen so hoch, dass es nur noch «Au!» sagen konnte. Das hätte es nicht tun sollen, denn es merkte, dass es gleich Pläscher bekommen werde, aber Onkel Hermann liess das Kind in Ruhe – es sah ihn auch nie wieder –, und hinterher, einige Meter nach dem Ehrenhof, in dem

steinerne Soldaten mit steinernen Fahnen an der Wand langliefen, gab es nur Schimpfe.

Diese Unart, dem Kind an Kinn und Wangen weh tun zu wollen, hatten übrigens alle Berliner Onkels, und das Kind trat, wenn es einer ins Auge fasste, schon instinktiv einen Schritt zurück. Da war der noch ziemlich junge Onkel Albert mit dem imponierenden Ledermantel, der etwas kleinere Onkel Josef, an dem die ungleichen Schuhe so faszinierten, Onkel Baldi, der ein fast wirklicher Onkel war, nämlich der Mann von Mutters bester Freundin, mit seiner imponierenden Marine-Uniform, und Onkel Ernst aus Linz mit den vielen Narben im Gesicht, die angeblich aus seiner Studentenzeit stammten, aber in Wahrheit von einem Autounfall ... Berlin war schrecklich und sein Zoo nicht einen Fingernagel so schön wie Hamburg, aber Mutter genoss es, von all diesen Onkels Handküsse zu bekommen, wie man sie im Gau Niederdonau nie gemacht hätte, und von allen möglichen Tanten zum Tee eingeladen zu werden. Das Kind fand Tee schrecklich, weil man stillsitzen und artig sein musste, unbequeme Sachen anhatte und nur sagen sollte, was man durfte, und auch das nicht, weil es danach oft Schimpfe oder gleich Pläsch gab. «Ich will nämlich stolz sein auf dich», sagte die Mutter dann immer.

Einmal gab es Tee bei Tante Magda, und Onkel Josefs Chauffeur holte Mutter und Kind ab. Tante Magda hatte ein braunes Blümchenkleid mit grossen Spitzenvolants und drei Töchter drum herum. Die sahen anfangs sehr tückisch aus, doch im Kinderzimmer verstand man sich dann bald, und plötzlich stand da auch Tante Magda und schrie fürchterlich, und die Spitzenvolants schlackerten um ihre erhobenen Arme. Dann kam auch die Mutter und entschuldigte sich vielmals, aber eines der Mädchen hatte mit dem Onkel-Doktor-Spiel angefangen. Das Kind wusste, dass es nun fürchterliche Haue geben

würde, aber Mutter kam noch nicht dazu, da man erst von Onkel Josefs Chauffeur zurückgefahren wurde. Die Mutter sagte nur: «Du darfst nie wieder mit zum Tee kommen», und sie war so verwirrt, als sich das Kind bei ihr reinen Herzens bedankte, dass sie später die Haue ganz vergass. Aber sie hielt Wort, und das Kind musste nicht mehr zum Tee mitgehen dürfen. Dafür kam dann die Oma aus Dresden, die vom Vater, die man nie hatte mögen und die «Oma weg!» hiess, aber das war immer noch besser als Tee.

Und dann, eines Novembernachmittags, sah das Kind doch den Führer, der vom Krieg gekommen war, um einen Empfang zu geben. Nachdem sich die Mutter sehr lange sehr fein herausgeputzt hatte und das Kind die kratzenden Strickhosen anziehen musste, kam man nach vielen Soldaten und anderen Uniformierten in eine riesige Halle, grau und rot und ganz aus Marmor, in der viele Leute herumstanden und Hall machten. In der Mitte war ein langer, roter Teppich, auf den man nicht treten durfte, und dem entlang wurde man eingeordnet: Vorne Mütter mit Kindern und Mütter ohne, dann Uniformen und Zivilisten mit Orden, und an der Wand Uniformen und Zivilisten ohne Orden. Das Kind betrachtete gerade das Glasdach, das aussah wie sein Rechenheft, da knallten links die zwei riesigen Türflügel auf, alle streckten die rechte Hand aus, und der Führer kam. Das Kind sah ihn nicht gleich, denn es kamen sehr viele Uniformen. Der Führer hatte die hellste an, aber er sah anders aus. Das Beeindruckendste aber war eine Art Wind, der plötzlich durch die Halle wehte, eigentlich ein Lüftchen, aber es roch – sehr viel später, als das Kind schon lange keines mehr war, konnte es die Düfte dieses unvergleichlichen Windes einzeln wiedererkennen – nach Parfum, Fisch, Leder, Schweiss, Urin und sehr weiblichen Gerüchen, und auch aus dem Nach-

mittagskleid der Mutter pustete eine Wolke Chanel. Der Auflauf mit dem Führer kam langsam auf der Seite des Kindes näher, und das brachte sich hinter der Mutter in Sicherheit, da es um sein Kinn fürchtete – wenn schon die anderen Onkels ... wie dann erst ER... Dennoch konnte es den Führer ganz genau sehen – er war viel kleiner, als das Kind erwartet hatte, und sah einfach anders aus. Dann versank die Mutter in einem Hofknicks und bekam einen Handkuss vom Führer, der irgendwas ganz Kurzes sagte, und gleich darauf sah das Kind nur noch die uniformierten Rücken seiner Begleitung. Es sah den Führer dann noch einige Male, als er auf der anderen Seite des Teppichs von rechts nach links ging, als helleren Rücken zwischen den anderen, auch im Profil, aber es war enttäuscht. Bald knallten die Türen links wieder auf und, als Führer und Gefolgschaft durch sie verschwunden waren, wieder zu, und dann gingen die Türen rechts auf. Es wurde wieder hallig, und lauter glückliche Menschen wuselten zu den Garderoben. Es war wie im Theater, wie nach Humperdincks *Hänsel und Gretel*, wo die arme Hexe so leiden musste. Dann stand das Kind, die Mutter an der Hand, oben auf der Treppe zum langen, überhellen Steinhof, auf dem die Leute zu kleinen Strichfiguren wurden.

«Was sagst du zum Führer?» fragte die Mutter, als man schon eine Weile die Wilhelmstrasse langging. Das Kind hatte die ganze Zeit geschwiegen, also schwieg es auch jetzt und war stolz auf sich. «Es war grossartig, nicht wahr?» Die Mutter klang etwas zaghaft, und das Kind achtete auf das Kratzen seiner Strickhose an den Oberschenkeln. «Hat's dir wenigstens gefallen?» Das Kind schwieg über alle Massen. Am Abend sassen dann Vater und Mutter nebeneinander und guckten das Kind bohrend an. «Na, wie war's beim Führer?» fragte der Vater, schon ohne Uniform. Das Kind schwieg, weil es an-

gesichts dieser Blicke gerade mit seiner Gewissenserforschung beschäftigt war. «Er ist noch immer ganz ergriffen», sagte die Mutter, und das Kind sagte wahrheitsgemäss: «Nein.» Sofort hakte der Vater nach: «Na, wie war's?» Das Kind erstarrte vor Schreck. Es hatte sein Schweigen gebrochen, und nun konnte es, das zeigten die gierigen Blicke der Eltern, nur schlimmer kommen. Nach einer langen Weile sagte es: «Ich sag's nicht.» Es sagte dies mit so allerletzter Kraft, dass die Eltern lachen mussten, und damit war der Führer vom Tisch, auf den wie durch ein Wunder drei Orangen gekommen waren. Bei der Unterhaltung darüber, wo was markenfrei oder über Beziehungen zu bekommen sei, durfte es dann schweigen, doch das war nicht mehr so schön.

Der Führer aber liess das Kind so schnell nicht los. Der Nachbar im Lichthof seines Schlafzimmerfensters, der nicht in den Krieg durfte, weil er Lungenkrebs hatte, hustete das ganze Abendlied lang und noch länger, bis man endlich, endlich einschlafen konnte. Am Morgen sagte das Kind: «Der liebe Führer hat die ganze Nacht gehustet.» Die Mutter guckte freundlich verständnislos: «Das hast du geträumt. Du hast die ganze Nacht fest geschlafen.» Da merkte das Kind, dass es wieder über die falsche Gedankenbrücke gestolpert war, und sagte: «Also der liebe Führer und unser kranker Nachbar auch.» Da guckte die Mutter so perplex, dass es dem Kind im Gedächtnis blieb.

Schlimm war allerdings Oma, die einige Tage später kam. «Du hast dem Führer die Hand gegeben?» – «... Nein.» – «Was? Du hast dem Führer nicht die Hand gegeben? Warum hast du dem Führer nicht die Hand gegeben?» Wie sollte man das Oma erklären. Aber das Kind dankte ihr auch eine neue Erkenntnis, anlässlich einer Luftschutzübung. Man hatte nichts gegen Luftschutzübungen, in diesem Fall auch nicht gegen Oma,

da inan ihr leicht entwischen und in einem anderen Teil des Kellers mit anderen Kindern spielen konnte. Die Erwachsenen waren dann immer sehr übellaunig, was die Kinder freute, da sie daran nicht schuld waren. «Daran ist der Hitler schuld», sagte die ältere Frau, die im Keller auf die Kinder achtgab. «Daran ist der Hitler schuld», krähte das Kind fröhlich, als Oma heimwärts grummelte. Oma blieb ruckartig stehen: «Wer?» – «Der Hitler.» – «Aber Hitler ist doch der Führer!» Nun wusste das Kind, dass der Führer insgeheim Hitler hiess. Von älteren Jungen, die ein paar Höfe weiter spielten, lernte das Kind noch andere Namen des Führers wie Gefreiter, Gröfaz oder Braunauer, aber als die Mutter dahinterkam, wurde dieser Umgang verboten.

Hatte man Krieg oder war Krieg, wie die anderen sagten? Jedenfalls war er plötzlich da, mitten in Berlin, und alle beehrten auf einmal, nicht schuld daran zu sein, aber dieses Gedicht hatte die Grossmutter einmal dem Kind vorgelesen, und niemand sonst kannte es. Aus dem Radio kam ständig Weltgeschichtliches, und die Leute wirkten verdrossen und gereizt. Oma hatte sich endlich nach Dresden zurückgezogen, davor hatten sie und ihre Schwiegertochter sehr schnell und sehr laut miteinander gesprochen – das Kind bekam nur ein wenig mit: «Ihr mit eurem Krieg!» – «Das ist nicht mein Krieg!» – «Aber ihr habt ihn doch gewollt!» – «Habe ich nicht!», und das Ganze klang so, wie das Kind gelernt hatte, sich keinesfalls aufzuführen –, und dann wurde ein neues Kindermädchen angeschafft, eine ältere, runde Spreewälderin, die selbst schon fünf Kinder aufgezogen hatte, die zwei Söhne waren im Krieg, und das Mutterkreuz so trug wie Vater seines, das ihn als Ritter auswies. Das Kind verstand ihre Sprache nicht, was nichts ausmachte, weil es so ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte. Es

mochte Berlin nicht, nicht diese riesenlangen Strassen, nicht diese Riesenklötze von Häusern, die an ihnen entlangparadierten, nicht diese ganzen Onkels und Tanten, die so schrecklich wichtig waren, nicht diesen knurrenden, manchmal schnatternden Ton, den die anderen Leute machten, nicht diese zähneknirschenden Korrektheiten und Strammstehereien, die es vom Haus der Mutter her nicht kannte und erst recht nicht vom Haus der Grosseltern, aber in drei Wochen war Weihnachten, das man wieder mit den Grosseltern feiern würde, im Gau Niederdonau.

Die Luftschutzübungen waren schon einige Male ernst gewesen, und draussen hörte man Wummern und Sirenen. Nun sass man wieder im Keller, vor einem dicken Mauerpfeiler, und spielte mit einem Mädchen. Vor allem Mädchen waren von dem «Kramurikofferl» fasziniert, das stets mit in den Bombenkeller genommen wurde. Es war ein braunes Pappköfferchen, auf dessen Innendeckel eine glückliche Mutter mit Kind und «Dr. Oetkers Puddingpulver» abgebildet war. Drin waren ein schon etwas beknabbertes Holzhäschen, ein Flaschenkorken mit einem Tiroler Holzkopf, ein Schwedenmädchen als Zigarettenausdrücker in gedrechselter, buntbemalter Pracht, ein elfenbeinerner Hund als Erinnerung an August und viele schwarzweissrote Ketten. Tante Magda hatte Mutter nämlich eine Hakenkreuzfahne geschenkt, als Sofatisch-Decke und aus lauter Glasröllchen. Einige splitterten schon, als man das erste Mal eine Kaffeekanne darauf stellte, und dann trennte Mutter das Hakenkreuz auf und machte daraus viele lange Ketten, die jedes Mädchenherz höher schlagen liessen. Das Kind wusste nicht mehr, welchen Preis es gerade für eine Kette verlangt hatte, aber plötzlich krachte es ganz furchtbar, und dann war alles finster und irgendetwas schlug das Kind. Danach, wann danach, wusste es nicht, sah alles ganz

anders aus, auch das Mädchen, das aus Mund und Ohren blutete. Das Kind war zornig und schlug das Mädchen, weil es die Kette nicht bezahlen wollte, aber das Mädchen wehrte sich nicht, und sein Kopf flog hin und her. Dann kamen Erwachsene und sagten dem Kind, es solle aufstehen, aber das konnte es nicht, da etwas Schweres auf seinen Beinen lag. Das wurde dann entfernt, aber das Kind konnte immer noch nicht aufstehen, klammerte sich fest an sein Kramurikofflerl, und so wurde es hochgezerrt. Es klammerte sich weiter an sein Kramurikofflerl, als es in einem wildfremden Bett erwachte, von dem ihm Mutter sagte, es sei das Krankenhaus und alles sei gut. Dabei konnte es nicht aufstehen, weil die Beine dick und weiss eingewickelt waren, und es hatte ein komisches Brummen im Kopf, weil das linke Trommelfell gerissen war, wie der Oberarzt sagte. Doch der Oberarzt sagte auch, man habe Glück gehabt, weil der Mauerpfeiler, an dem es gesessen hatte, den Druck aufgefangen habe; das Mädchen beispielsweise, das ihn nun in jedem Traum besuchte, sei sofort tot gewesen. Auch das Kindermädchen sei umgekommen, sagte die Mutter, und einer ihrer Söhne war die Woche davor gefallen. Und dann kam Weihnachten, und man konnte nicht zu den Grosseltern reisen. Der Vater kam gelegentlich in Uniform vorbei, aber in dem Zimmer waren auch andere Kinder und andere Eltern, und einmal bekam Vater einen ganz roten Kopf, weil die Eltern etwas mit «Meier» gesagt hatten. Vater wurde sehr laut und sagte etwas von «Terrorangriffen», und dann kam er nicht wieder. Mutter sagte, dass mit «Meier» Onkel Hermann gemeint sei, der aber ganz anders heisse, und dass das Kind alles nach dem Endsieg verstehen werde. Und dann wurde ein kleiner Weihnachtsbaum in das Zimmer gestellt und die Erwachsenen nach Hause geschickt. Viele Kinder heulten, aber das Kind hatte gelernt, dass ein deutscher

Junge nicht weint, und fand alles einfach widerlich. Auch dass Oma schwedische Schokolade gebracht hatte, obwohl sie hätte wissen müssen, dass Süßigkeiten dem Kind widerlich waren. Die Schokolade kam in das Kramurikofferl und wurde streng gehütet, denn die Mutter war gierig auf Schokolade und hatte eine Tafel stibitzt, ausgerechnet die mit einem besonders bunten Umschlag. Einige Tage nach dem Krach, den es der Mutter deshalb gemacht hatte, war Geburtstag des älteren Mädchens, das mit noch mehr Gips neben ihm lag, und das Kind schenkte ihm grossmütig eine Tafel Schokolade. Doch als die Tafel ausgepackt wurde, war darin nur Wellpappe, und so war es auch mit allen anderen Tafeln. Mutter sagte, das sei Vater gewesen, vor drei Nächten, weil er ja wusste, das Kind möge keine Schokolade. Von nun an durfte das Kramurikofferl nicht mehr neben dem Bett stehen, sondern kam mit unter die Decke, um besser bewacht zu sein, denn das Kind fand Klauen widerlich, seit es mit dem «Kohlenklaus» und «Feindhörtnit» geschreckt worden war. Und auf Vater war es bitterböse, gerade wenn der freundlich tat. Dann hatte man das Krankenhaus hinter sich, humpelte noch eine Weile an zwei Krücken und dann ohne, aber da war man schon bei den Grosseltern gewesen, wo Ende Januar 1944 doch noch ein Christbaum wartete, der mit dem echten «Engel Hallelujah». Der hatte eine Geschichte, die schon einige Weihnachten her war. Da hatten die Erwachsenen gesungen: «Und der Engel Hallelujah kündigt weit von fern und nah ...» Und auf der Christbaumspitze entdeckte das Kind den Engel Hallelujah, silbern, mit Engelshaar und einem rosa Wachsgesicht, und seither war ein Weihnachtsbaum kein Christbaum, wenn nicht der Engel Hallelujah darauf sass, und am Rocksäum war es schon ganz russig. Dann ging es wieder ins Haus der Mutter und zu Tante Maika.

Das Kind freute sich über Tante Maika, weil Purzel kein Gefährte mehr war und das Kamel nur noch doof, aber auch Tante Maika hatte sich ein wenig verändert. Sie war, fand das Kind, noch etwas fülliger geworden – Tante Maika sagte, das läge am Bewegungsmangel – und die rote Frisur am Kopfansatz schon reichlich grau – Tante Maika sagte, man könne ja nicht zum Friseur –, aber vor allem war sie zerstreuter und nervöser, doch warum sie das war, sagte sie dem Kind nicht. «Sie ist halt ein U-Boot», sagte die Mutter, aber das Kind hatte in Berlin so viele Bilder von U-Booten gesehen, dass es das auch nicht glaubte, doch Tante Maika war wunderbar und brachte dem Kind Schach spielen bei.

Dann war man einmal zwei Tage in der Wiener Wohnung des Vaters, die nun ganz unbewohnt und grau aussah, wie die überflüssigen Zimmer bei den Grosseltern, und als man zurückkam, war das Äffchen an ein Tischbein im Salon gebunden, fiepte ganz ängstlich und hatte den ganzen Teppich vollgemacht. Tante Maika aber war weg. Mutter sprach kurz mit dem Personal und fuhr sofort wieder nach Wien.

(Das Weitere erfuhr der Sohn gut fünfzig Jahre später: Zufällig war dort auch Onkel Ernst, der jetzt Kaltenbrunner hiess, Chef des Reichssicherheitshauptamtes. Also ganz zufällig war er nicht so oft in Wien, denn er hatte dort eine Geliebte, die eine alte Freundin der Mutter war, und noch eine, auch aus altem k.u.k.-Haus und Nenn-Nichte der Mutter. Deshalb gewährte er sofort Audienz und versprach das nötige Papier. Dazu müsse ihn – Zeitgründe! – Mutter nach Linz begleiten. Der Salonwagen erreichte gerade die Stadtgrenze, als er über sie herfiel. «Es war schrecklich. Er hatte das übelste Gebiss, das ich je sah, und einen Mundgeruch, noch schlimmer als Hitler. Und Schweissfüsse hatte er auch.» Das Papier bekam sie aber, und sie erreichte auch noch den

nächsten Zug nach Wien. Als sie dort vom West- zum Nordbahnhof durchgekommen war, rollte gerade der Zug nach Theresienstadt aus.)

Mutter kam ohne Tante Maika zurück, und zwei Tage später war auch das Äffchen verschwunden. «Es ist eingeschläfert worden», sagte die Mutter, und mit dem Küchenmädchen dürfe das Kind nicht mehr reden. «Kündigen kann ich ihr nicht, denn sonst denunziert sie auch uns bei der Gestapo.» Eigentlich hätte sie nun wissen können, warum das Kind das Küchenmädchen schon so lange hasste, aber sie hatte andere Sorgen. Sie wollte wieder nach Berlin, zum Vater, und so kam das Kind wieder zu den Grosseltern.

Dort hatte es schon lange einen Lieblingsraum, gross, hoch und – da sich seine Jalousien schon lange nicht mehr öffnen liessen – so halbdunkel, dass man auf den Hocker kraxeln musste, den die Grossmutter neben die Tür gestellt hatte, und Licht machen. In seiner Mitte stand eine uralte, schon etwas wackelige Sitzgarnitur und daneben ein grosses, rundes Ding, das Globus hiess, und die Wände waren voller Bücher. Zwischen den Fenstern, glücklicherweise in Griffnähe des Kindes, lag die Welt hinter Leinen- und Lederrücken und Staub. Oft musste man kräftig daran ziehen, um sie zu bekommen, gelegentlich fiel man dabei um, und manchmal wurde man auch enttäuscht. Da hatte man einmal unter letzter Kraftaufbietung ein ganz besonders grosses Buch aus dem Regal gezerrt, das bei seinem Fall auch noch auf die Hand krachte und weh tat, doch dann waren nur mattfarbige Bilder darin, die gar nichts zeigten, und dem Kind wurde gesagt, dies sei ein Atlas. Der habe einmal das Himmelsgewölbe getragen, sei dann aber von Herkules ausgetrickst worden und seither ein Gebirge in Marokko, doch so genau wollte es das Kind auch nicht

wissen, denn die meisten anderen Bücher waren freundlicher und beschenkten es mit aufregenden schwarzweissen und oft sogar bunten Welten. An die bunten war allerdings nicht leicht heranzukommen, denn auf ihnen klebte Seidenpapier, und das liess sich nur noch, wenn überhaupt, in kleinen Stücken ablösen. «Das macht die Zeit», sagte die Grossmutter, und das Kind hasste die Zeit und das Seidenpapier. Einmal bekam es einen Wattausch Petroleum, um dem beizukommen. Tatsächlich lösten sich nach kurzem Reiben die klebengebliebenen Fetzen, doch dann löste sich mehr, und die ersehnte Wüste samt Oase, Kamelen und Beduinen verrann zu ekelhaften braunen Schlieren. Von solchen seltenen Katastrophen und häufigen Ärgernissen abgesehen, waren diese Bilder eine Welt, in der zu leben es lohnte, doch Grossmutter sagte: «Das war lange vor deiner Zeit. Das gibt es nicht mehr.» Das verstand das Kind seit den Trümmern in Hamburg, und wieder, diesmal bei Indianern und vielen anderen aufregenden Gestalten, waren die Engländer schuld. Bei den bunten Völkern im Kaukasus und den exotischen Uniformen des alten St. Petersburg waren es die Russen, und bei allen anderen war's die Zeit, die noch mehr Bomben hatte. Das Kind hasste die Zeit, und es hasste sich, weil es nicht so alt war wie die Grossmutter, die viele der Bilder noch leibhaftig gesehen haben wollte, und es hasste die Welt, weil sie anders war als in diesen Büchern. Manchmal braute sich dieser Hass zu jähem Wut zusammen, die Bücher zu Boden knallen liess, das Kind aus der Bibliothek, aus dem Haus, durch den Park und durch die Gärtnerei in eine Scheune jagte, wo es eine Leiter hochhasten musste und sich endlich in Heu und Halbdunkel wiederfand, um die vernichteten Länder mit seinen Gedanken zu bereisen.

Meist führten diese Reisen das Kind nach Südosten. Mit Indianern, Schotten, Lappen und Kosaken gab es

sich nur selten ab, und es wollte weder Lokführer noch Polizist werden, nicht einmal Blockwart, SS-Mann oder U-Boot-Kommandant, obwohl gerade diese Berufe im Radio schon verzweifelt gepriesen wurden, denn es mochte auch das Radio nicht, weil das früher sehr oft einige Takte aus Liszts *Les Preludes* geschmettert hatte und man dann bei Mutter geradestehen musste, aber das war schon lange her. Ausserdem war manchmal Onkel Richard da, der früher mit Tante Maika verheiratet war, wozu die Grossmutter «saniert» sagte, und der erzählte furchtbar viel vom Generalstab vor dem Ersten Weltkrieg, für den er die Karten gezeichnet hatte. Man habe die beste Armee gehabt und die fescheste, und der einzige Blödsinn sei gewesen, sie in den Krieg geschickt zu haben. Das Kind nahm sich vor, nie eine Uniform anzuziehen.

Einmal wurde es vor anderen Kindern gefragt, was es denn werden wolle, und es sagte mit ganzer Kraft: «Nomaaaaade!» Es wurde gekichert, und auf Nachfrage erklärte das Kind: «Weil die haben Zelte und Kamele, und damit ziehen sie durch die Wüsten und erzählen einander Märchen», woran es noch viele Jahre lang erinnert wurde. Das Wo und Wann spielte in der Wüste naturgemäss keine Rolle, obwohl die Wäscheschränke der Grossmutter eigentlich nur Araber hergaben, deren Hautfarbe man mit verriebe nem Feigenkaffee bewerkstelligen konnte. Einmal wurde unter Zuhilfenahme rotkariierter Geschirrtücher einen ganzen Nachmittag lang Abraham und Moses gespielt, was am Abend zu einem kleinen Zerwürfnis zwischen Grossmutter und Mutter führte – das Kind lauschte begeistert –, die meinte, derlei sei doch wirklich nicht zeitgemäss und derzeit auch nicht ungefährlich.

«Nomaden sind doch Semiten», sagte die Mutter dann zum Kind, doch das wollte nun Semit werden, obwohl

es sich darunter, ausser Nomaden eben, gar nichts vorstellen konnte. Die Mutter war hilflos, denn sie konnte nicht wissen, dass des Kindes Lebensziel durch ein halbes Dutzend opulent ausgestatteter, aber in einer unbekanntem Sprache abgefasster Bücher bestimmt war und durch den Inhalt eines Schrankes in einem unbenutzten Raum. Den hatte es ganz allein entdeckt, und darin war ein gewaltiger Ledergürtel, ein Krummsäbel, der bläulich blitzte, wenn man ihn aus seiner rotsamtenen, mit grünen Steinen glitzernden Scheide zog, eine goldschimmernde, auch mit Steinen bekrustete Blechflasche mit Schraubverschluss und ein längst aus dem Leim gegangenes, aber mit Elfenbein intarsiertes Schachspiel. Lange war der knarrende Schrank ein geheimer Sesam, und als das Kind sein Geheimnis einmal nicht mehr für sich behalten konnte, sagte die Grossmutter, das seien Sachen von einem Onkel, der sich «noch vor dem letzten Krieg» und in britischen Diensten irgendwo in Persien, Afghanistan oder Indien herumgetrieben und sie seinem Cousin, dem Grossvater, mitgebracht habe. Diesen Onkel hätte das Kind gerne kennengelernt, denn er sollte sogar noch leben, aber in England, und da hatte man leider Krieg damit.

Ein anderer Onkel, allerdings kein richtiger, war übrigens schuld daran, obwohl er dem Kind eine Feldflasche aus echter Affenhaut geschenkt hatte, dass es den Schwarzen Kontinent trotz aller aufregenden Bilder nur widerlich fand. Onkel Udo war dick und laut, schwitzte sogar in kurzen Hemdsärmeln und hatte als Erinnerung an seine Zeit mit Lettow-Vorbeck ein Holzbein. Aber nicht einmal das war interessant, und noch langweiliger waren seine Geschichten, die nur davon handelten, wie feige die Briten und wie hingebungsvoll seine Neger gewesen seien. «Meine Hereros haben mich immer nur als Vater gesehen», sagte er immer wieder, und in seiner Brief-

tasche hatte er zwei Söhne, die im Krieg waren, «aber in Sicherheit», doch die sahen weiss aus. Afrika war widerlich wie Onkel Udo, aber der war Gott sei Dank nur selten zu sehen.

Auch Südamerika war einmal zu Gast, in Gestalt eines um und um dunkelgrauen, sehr hageren Herrn, dessen fast auf die Oberlippe hängende Nase faszinierte, weil er damit dem rühdigen Bussard ähnelte, der nach einer Orgie diverser Schädlinge seine Federreste in einem ganz besonders unbenutzten Raum spreizte. Mit ihm hatte das Kind früher gern gespielt, obwohl er wie der ganze Raum schrecklich nach Naphtalin stank und man sich danach, wenn man entdeckt wurde, ganz besonders die Hände waschen musste. Daher galt seine Neugier dem fremden Herrn, blieb aber leider unerwidert. Dem Kind wie dem Personal wurde gesagt, es handle sich um einen brasilianischen Diplomaten, der wegen des Krieges Schwierigkeiten habe, nach Hause zu finden, aber es wurde auch getuschelt. Sobald «der Brasilianer», wie er im Erdgeschoss hiess, den Mund aufmachte, erinnerten seine hellen Es an das böhmische Küchenmädchen, und einmal belauschte das Kind eine Debatte darüber, ob sein Diplomatenpass für ein Durchkommen echt genug und seine Portugiesischkenntnisse ausreichend seien. Das Kind wurde misstrauisch. Sosehr es in den Büchern blättert, und es konnte ja auch schon lesen: Herr Lustiger, wie der Brasilianer trotz seines stets traurigen Aussehens bei den Grosseltern hiess, entsprach überhaupt nicht den Bildern vom Amazonas. Da aber sagte die etwas ungehaltene Grossmutter, Baströcke seien für Europa eine unpassende Tracht und selbst in Brasilien schon aus der Mode, wo sie Herr Lustiger an Sonntagen aber schon noch tragen würde. Ansonsten ging es in allen Gesprächen mit ihm, denen das Kind hinter der Tür lauschte, nur um Verbindungen und Durchkommen, und eines

Tages war Herr Lustiger abgereist, ohne je seinen Bastrock angelegt zu haben. Das Kind fand einen langen Gegenstand in seinem verlassenen Zimmer. Der war aber kein Blasrohr, sondern ein Spazierstock. Als man seinen Griff abgeschraubt hatte, fiel eine lange Glasflasche heraus, zerbrach, und ihre Splitter rochen nach Cognac. Unauffällig, wie es sich in solchen Situationen zu verhalten gelernt hatte, schlich das Kind in die Bibliothek und verbrachte den ganzen Nachmittag am vierbändigen Amazonas des Herrn von Humboldt.

Manchmal gab einem Grossmutter auch einen Korb. Drin waren Sachen für jemanden, der im Spital lag und den Grossmutter kannte. Grossmutter kannte alle im Dorf, und die meisten waren Frauen. Sie taten sehr krank, denn das Spital war eine Baracke in einem kleinen Wald gegenüber vom Doktor, und zwei Klosterschwestern kümmerten sich um sie. Die waren alt, schwarzweiss, und aus dem Gürtel hing ihnen ein Rosenkranz heraus. Das Kind ging gern in den Wald, denn dort war auch der Kindergarten, den man samt seiner Tante Minna kannte. Grossvater hatte ihn einmal bauen lassen, damit Frauen arbeiten konnten, auch wenn sie Kinder hatten, und wenn der Kindergarten vorbei war, machte Tante Minna den Waschraum sauber. Der war die Mitte des Kindergartens, wegen der Sauberkeit, die Hygiene hiess, und dafür spuckten goldene Drachen kaltes Wasser in Keramikbecken, die wie Blumen aussahen. An den Wänden waren Märchenfiguren auf vielen Kacheln und zeigten, wie wichtig Sauberkeit ist. Da war zum Beispiel Rotkäppchen, das sich vor dem Besuch bei Grossmutter an einer Quelle die Zähne putzte, und der Wolf, der hungrig zusah, hatte ganz kaputte Zähne. Daneben zeigten die sieben Zwerge, wie man sich Zehe für Zehe die Füsse wäscht, doch Schneewittchen hatte nur ein einziges Handtuch. Das war alles sehr hübsch,

aber man kannte die Märchen ja auch, und da stand nichts darüber, doch man mochte den Raum, weil er so bunt war.

Viel spannender war der Wirtschaftshof, in dem das Kind nichts verloren hatte, aber das Kind hatte schnell herausgefunden, wo es dort sein konnte, ohne vom Grossvater aus seinem Arbeitszimmer gesehen zu werden, und es hatte auch bald herausgefunden, wann der Grossvater herunterkam und es verschwinden musste. Jeden Dienstagabend schob eine Dampflokomotive einen Waggon in den Hof, und der musste dann am Mittwoch gefüllt werden, da ihn die Lokomotive wieder abholte und zum Bahnhof brachte, wo er an einen anderen Zug angekoppelt wurde, um rechtzeitig am Donnerstagsmorgen in Wien zu sein. Um den Waggon zu füllen, wurde die ganze Woche gearbeitet, in der Schlachtküche gleich neben den Stallungen, in der Küche und in der Gärtnerei, aber auch in der Tischlerei, weil die Holzkisten, in die alles für den Waggon kam, oft aus dem Leim gingen oder nicht zurückgekommen waren, und Grossvater fluchte, was er konnte, weil ihm die Männer fehlten. Es waren zwar viele Frauen da, aber nur alte Männer, und die konnten nicht richtig schleppen, wie er sagte. Die einzigen jüngeren Männer, die arbeiteten, waren Polen und Russen, die zwar etwas Deutsch sprachen, aber damit im Gau Niederdonau trotzdem Verständigungsschwierigkeiten hatten und ausserdem nicht gewohnt waren, was alles wie zu tun sei. Sie wohnten «im Lager», wie die sechs Baracken mit ihrem dicken Stacheldraht etwas ausserhalb des Dorfes hiessen, und von dort marschierten sie jeden Morgen in Viererreihen, von vier Uniformierten begleitet, durch das Dorf bis vor die Einfahrt. Dort teilte sich der Zug. Die meisten Russen, Polen und Serben marschierten in die Fabrik, und ein kleiner Pulk kam in den Wirtschaftshof und die

Gärtnerei, wo er am Abend wieder abgeholt wurde. Sie sahen komisch aus, weil sie den ganzen Tag ihre Pyjamas anbehielten, doch Grossmutter sagte, das würden sie zu Hause nicht tun, nur hier. Eines Frühlingsabends hatte dann der Grossvater eine Unterhaltung mit dem Lagerkommandanten, von der das Kind ein klein wenig mitbekam, weil es dreimal frischen Wein in das Arbeitszimmer bringen durfte, und dann zeigte ihm der Grossvater einige Räume im Erdgeschoss des alten Teils des Hauses, die alte Gitter vor den Fenstern hatten, weil früher dort auch einmal Personal gewohnt hatte, aber nur zur Erntezeit. Dort zog einige Tage später ein Dutzend Russen und Polen ein, «um immer bei der Hand zu sein», wie der Grossvater sagte. Sie assen zusammen mit dem Personal, hatten bei der Arbeit dieselbe Arbeitskleidung an, und manchmal küsste einer dem Grossvater die Hand und sagte, dass er froh sei, nicht mehr im Lager wohnen zu müssen, aber Grossvater wischte schnell die Hand an der Hose ab und sagte, er solle lieber anständig arbeiten.

Mittlerweile war Mai geworden, und es war viel los. In der Nacht hörte das Kind unterhalb seines Zimmers seltsame Geräusche, und es stellte sich auf das Fensterbrett und guckte durch die Jalousien. Das ging ganz gut, da die Fenster offen waren und man die Nase direkt an die Latten pressen konnte. Dann sah das Kind zwischen den Stangenbohnen, die noch ganz klein waren und eher nur aus Stangen bestanden, eine Gestalt. Das musste eines der Küchenmädchen sein, das mit dem dicken Hintern, und nun hatte es den Rock hochgeschlagen, und der Hintern leuchtete im Mondlicht. Und da war noch eine andere Gestalt, auch mit nacktem Hintern, und die beiden tuschelten miteinander. Das Mädchen hielt sich an den Bohnenstangen fest, und die andere Gestalt, sie

sah aus wie der junge Russe, der immer in der Gärtnerei herumgrub, trat an ihren Hintern heran, und dann erinnerte das Ganze an das, was neulich im Wirtschaftshof der Stier mit der Kuh gemacht hatte, wobei das Kind eigentlich nicht hätte zusehen dürfen. Aber das da unten dauerte viel länger und war viel aufregender, so aufregend, dass das Kind an sein Häschen fassen musste und damit spielen, bis es juckte. Wann das Kind dieses Spiel entdeckt hatte, wusste es nicht mehr, aber das musste noch im Haus der Mutter gewesen sein, denn einmal war es von Mutter dabei erwischt worden, und Mutter war danach sehr eigenartig gewesen. Das Kind erinnerte sich genau: Mutter sass an der Nähmaschine und schneiderte an weissem Barchent herum, bis der aussah wie ein Sack, und dann sagte sie: «Du darfst nicht an deinem Wurm herumspielen, denn sonst wird der einmal schwarz, und dann fällt er ab.» Das Kind verstand, dass mit dem Wurm sein Häschen gemeint war, und es hatte in den Ställen in der Gärtnerei auch schon schwarze Häschen gesehen, aber das konnte es sich doch nicht vorstellen und fragte sicherheitshalber nach, doch die Mutter sagte: «Schwarz und ab. Weg.» Und dann musste das Kind am Abend im Bett in das weisse Ding steigen, das Mutter am Nachmittag genäht hatte, und es war wirklich ein Sack, aus dem nur Kopf und Arme guckten und der am Rücken zugeknöpft wurde. «Das ist ein Strampelsäckchen», sagte die Mutter, «damit du dich nicht bloss strampelst.» Das Kind hatte sich noch nie bloss gestrampelt, doch als es dann später, weil es nicht einschlafen konnte, mit seinem Häschen spielen wollte, ging das nicht, weil der dicke Stoff dazwischen war, und es schlief sehr schlecht. Es hasste das Strampelsäckchen, durch das man allmählich zwar auch nach dem Häschen haschen konnte, wenn auch lange nicht so schön wie ohne, aber der Sack wuchs mit ihm, weil er stets länger genäht

wurde, und ärgerte das Kind auch in Hamburg und Berlin. Grossmutter aber fand, er mache ihr zuviel Arbeit, zumal das Kind, weil es damit auch nicht pinkeln gehen konnte, ein paarmal hineingemacht hatte, und so blieb das Strampelsäckchen in einer Schublade, wo es die Erwachsenen bald vergassen. Und das Kind fand, dass es gut war, denn nun konnte es nicht nur auf das Klo gehen, hinter der Tapetentür zwei Zimmer weiter, sondern sich auch auf das Fensterbrett stellen und das aufregende Leben in den Rabatten sehen.

Das Häschen hatte schon längst gejuckt, aber unten arbeiteten die Gestalten immer noch, und sie schnauften und grunzten bereits, weil es so anstrengend war. Dann grunzten sie ein letztes Mal, ganz laut und fast gleichzeitig, standen eine Weile still und rückten voneinander ab. Dann wischte das Küchenmädchen seinen Hintern mit dem Rock ab und der Mann sich mit seiner Hose. Die beiden tuschelten noch eine Weile, und dann ging das Mädchen durch die Tür, die sonst immer Grossmutter benutzte, um in den Park zu gehen, der Mann aber ging dorthin, wo die Russen wohnten. Das Kind musste sich etwas verrenken, sah aber gerade, wie er das Gitter aus dem Fenster hob, durch das Fenster stieg und das Gitter wieder in das Fenster stellte.

Ab nun war fast jede Nacht etwas unter den Bohnenstangen los, manchmal sogar zweimal oder gar dreimal, und das Kind erkannte allmählich alle jüngeren Küchenmädchen und fast alle Russen bis auf den Buckligen, schon ein wenig älteren, und das Kind sah gerne durch seine Jalousien zu, obwohl es nicht mehr ganz so aufregend war wie beim ersten Mal, sondern eigentlich immer dasselbe.

Das Kind hatte ja auch andere Lieblingsspielsachen, zum Beispiel Fleischmann-Soldaten. Alle möglichen Onkel und Tanten schenkten dem Kind welche, und

sie sahen aus wie die wirkliche Wehrmacht, hatten auch ganz kleine Hoheitszeichen, aber verloren leicht ihre Gliedmassen, und da waren dann nur braune Brösel und dünner Draht. Zu seinem Geburtstag hatte es wieder ein ganzes Bataillon bekommen, sogar welche vom Vater aus Berlin, und der Grossvater scherzte, das Kind solle gut auf sie achtgeben, denn der Führer habe nicht mehr so viele. Eines Nachmittags, bald darauf, sortierte das Kind die Verwundeten aus, Armlose, Beinlose und Kopfloose, um ihnen den Gnadentod zu geben. Das Wort hatte es in der Küche gehört, und es wollte wissen, was das sei. In der Küche hörte es immer wieder neue Worte. So sagte kürzlich eine Köchin dem Kind, das unbedingt noch weiter von den Erdbeeren naschen wollte, die gerade für Wien verpackt wurden: «Wenn du so weitermachst, kommst du ins KZ.» Natürlich fragte das Kind die Grossmutter, was ein KZ sei, und die Grossmutter war zuerst verwundert, doch dann sagte sie: «Da wirst du zuerst furchtbar durchgehaut, und dann fliegst du durch den Schornstein.» Das Kind wäre schon gern ins KZ gekommen, da ihm das Durch-den-Schornstein-Fliegen schon bei den Hexen imponiert hatte, aber dass man davor dazu viel Haue bekommen musste, liess es diesen Wunsch gleich wieder vergessen. Da klang «Gnadentod» viel schöner, da auch der Pfarrer in der Kirche von Gnade sprach, und es wollte seinen verwundeten Soldaten etwas Gutes tun. Sorgsam bettete es sie in einen Schuhkarton, der fast halbvoll wurde, und ging mit ihnen zur Gärtnerei. Hinter der, neben einem alten Geräteschuppen, hatte es aus früheren Tagen noch seinen Sandkasten, doch es baute schon lange keine Burgen mehr, und Sandkuchen backen hatte es nie gewollt. Der Sand sah schon etwas schmutzig aus, aber das machte nichts. Mit der Mehlschaufel, die es aus der Küche geborgt hatte, hob es einen langen Graben aus – ein Onkel

hatte in seinem Urlaub einmal den Grosseltern erzählt, dass man es so in Russland mache und an dessen Rand stellte es die Verwundeten in eine Reihe. Daneben, quer dazu, stellte es die Sanitäter und das kleine Lazarett, dann holte es einen handlichen Ziegelstein aus dem Haufen neben dem Geräteschuppen und schlug damit so lange auf die Verwundeten ein, bis nur noch braune Brösel übrig waren. Da meldete sich wieder das Häschen, und diesmal juckte es ganz besonders.

Als das Kind wieder in die Welt kam, erschrak es furchtbar, denn vor ihm standen zwei Beine in blauem Drillich. Sie gehörten dem Russen, der immer in der Gärtnerei herumgrub, und der Russe lachte ganz freundlich. Das Kind hatte ihn schon oft gesehen und erkannte ihn daran, dass er etwas jünger war als die anderen, und seine schwarzen Haare waren etwas länger und etwas struppiger. Sogar auf der Brust hatte er welche, doch sein Lachen machte das Kind misstrauisch, denn er hatte eine Hand an der Hose, und die wölbte sich, als würde er darin einen Stock verbergen. Vorsichtig fragte das Kind: «Wie heisst du?» – «Ivan», sagte der Russe, hockte sich vor das Kind, doch da klaffte seine Hose auf, und heraus sprang ein Häschen, wie es das Kind noch nie gesehen hatte, riesengross, mit einem grossen, blauroten Kopf, dunkelhäutig, und hinten waren viele schwarze Haare. Das Kind konnte sehen, dass Ivan lächelte, aber vor allem starrte es auf das Häschen, das viel interessanter war als Ivan. Der sah das, obwohl das Kind sehr vorsichtig guckte, wippte einige Male auf den Sohlen, und das Häschen kroch immer mehr aus der Hose, vom Kind ganz verwundert beglotzt. «Das gefällt dir, was? Willst du's sehen?» flüsterte Ivan nach einer Weile. «Ja», hauchte das Kind. Ivan sah schnell links und rechts um sich, und dann nahm er das Kind an der Hand und ging mit ihm in den Geräteschuppen. Drinnen, im Halbdunkel auf

dem Stoss alter Säcke, war das Häschen noch viel grösser als im Sandkasten, und als das Kind es befühlte, war es ganz hart. Seine dunkle Farbe erinnerte das Kind einen Augenblick an die Drohung der Mutter vom Wurm, doch Ivan sagte, das Häschen sei ganz gesund, und es war so dick, dass es das Kind mit seiner Hand gar nicht ganz umfassen konnte. Ivan zeigte dem Kind, was es tun sollte, und seine Augen wurden ganz schmal. Dann spielte Ivan auch selbst mit seinem Häschen. Das Kind half ihm, so gut es konnte, denn da war Platz genug für zwei Hände, aber Ivan war immer der Schnellere. Dann begann Ivan zu keuchen und sank zurück. Das Kind fürchtete, ihm sei schlecht geworden, da Ivan auch die Augen so komisch verdrehte, doch plötzlich spuckte das Häschen, direkt dem Kind ins Gesicht und auch auf den Bauch von Ivan. Als das Kind die Spucke aus seinem Gesicht wischte, merkte es, dass sie salzig schmeckte. Ivan lag noch eine Weile stöhnend auf den Säcken, und das Kind sorgte sich um ihn, doch dann wischte er seinen Bauch ab, stand ganz gesund auf, zog die Hose hoch, guckte beim Tor der Hütte links und rechts und verschwand. Das Kind aber setzte sich auf die Säcke und blieb so noch eine Weile sitzen, denn das war noch aufregender gewesen als das Jucken des eigenen Häschens beim Gnadentod. Als es dann zum Haus ging, war Ivan nicht zu sehen. Es sah ihn erst wieder in der Nacht, durch die Jalousien, als er mit dem Küchenmädchen turnte. Ivan wusste nicht, dass ihm das Kind zusah, das nun ahnte, das schnaufende Treiben zwischen den Bohnenstangen müsse etwas mit dem Riesenhäschen zu tun haben.

Am nächsten Tag, beim Mittagessen, wollte Ivan das Kind nicht sehen und schaute nur nach dem Küchenmädchen mit dem dicken Hintern. Er sah das Kind auch nicht, als es am Nachmittag am Zaun der Gärtnerei

zusah, wie Ivan auf der anderen Seite herumgrub. Erst am nächsten Tag sah er es, guckte links und rechts und ging langsam in den Schuppen, in den ihm das Kind eilig nachschlüpfte. «Du hast mich also gern?» fragte Ivan. «Ja», sagte das Kind, doch dann war Ivan etwas enttäuscht, dass sein Häschen für den Mund des Kindes zu gross war und das Kind würgen und husten musste. Aber Ivan verzieh dem Kind, das langsam mehr über seinen Freund erfuhr. Der war ein paar Tage zuvor neunzehn geworden und hatte vor der Gefangenschaft in Kiew ein Gymnasium besucht, und Deutsch hatte er gelernt, da zwei seiner Grosseltern Deutsche gewesen seien und nun hinter den Ural ausgesiedelt, aber solche Fragen musste man Ivan immer vor dem Häschienspiel stellen, da er danach immer ganz schnell weglief.

Zu solchen Abenteuern hatte das Kind nur noch am Nachmittag Zeit, denn zu Ostern war es in die Schule gekommen, weil weder Familie Wittmann noch das Kind mehr Lust aufeinander hatten. Nun sah man sich nur noch eine Stunde am Tag, für die Hausarbeiten, und kam so besser miteinander aus. Weil Wittmanns hart gearbeitet hatten, kam man gleich in die zweite Klasse, und selbst da wusste man alles, und vieles schon besser als die Lehrerin, obwohl man ihr das natürlich nicht sagte, um sie nicht zu kränken. Denn da waren auch Kinder vom Personal, mit denen man früher hatte nicht spielen dürfen. Sie rächten sich nun an dem Kind und nannten es Hasi, in Anspielung auf einen Namen der Grosseltern, und als das Kind einmal in der Pause wütend sagte, es sei kein Hasi, sondern habe ein Häschen, lachten die männlichen Kinder und sagten, sie hätten viel grössere Hasen, ja sogar Schwänze. Die Arbeiterkinder waren da auch nicht besser, vor allem die von den Roten, die nun Braune waren, und nur die Mädchen waren freundlich, weil sie ja keine Häschen hatten. Und dann

waren da noch die Bauernkinder, mit denen man sich sehr gut verstand, denn man kannte sie ja schon von Besuchen der Grosseltern bei ihren Eltern, oder wenn sie mit ihren Eltern zu den Grosseltern kamen, um Naschwerk zu bekommen. Einmal in der Woche kam auch der Ortsgruppenleiter, einfach so in den Unterricht, und sagte auch was, aber meist in den höheren Klassen. Als er das erste Mal in die Klasse des Kindes kam, war das Kind etwas aufgeregt, weil ihm die Grossmutter gesagt hatte, dass man nicht mit ihm reden und ihm ja nichts sagen dürfe. Der Ortsgruppenleiter redete von Heldentum und Vorsehung, und als er damit fertig war, fixierte er das Kind, das aufstehen musste, und fragte: «Na, was denkt man so bei dir daheim?» Das Kind schwieg, und da sagte die Lehrerin: «Du musst dem Herrn Ortsgruppenleiter antworten.» Das war sehr schwierig. «Denken?» stammelte das Kind, doch dann fiel ihm Gott sei Dank seine Allzweckausrede ein: «Davon habe ich noch gar nichts bemerkt.» Der Ortsgruppenleiter sah nicht fröhlich drein, aber viele in der Klasse lachten, und das war auch nicht schön. Aber die Ferien sollten ja bald kommen.

Zuvor kamen jedoch die Philharmoniker! Zwei ganze Wochen schon hatte das Kind gehört, dass sie kommen würden, und es war auch ganz aufgeregt, weil es sie einmal gehört hatte, im vergoldeten Saal des Wiener Musikvereins, der aber nun geschlossen werden sollte wie die Oper und die Theater, denn man hatte schon eine Weile totalen Krieg.

Schon die Vorbereitungen waren sehr beeindruckend. Drei Mädchen und der alte Hausknecht waren tagelang im Barocktrakt zugange, der sonst immer abgeschlossen war, und das Kind sah zu, wie ein Knecht auf dem Dachboden an Winden kurbelte und die Mädchen dann

unten aus den grossen Leinensäcken, die von der Decke gekommen waren, grosse Lüster schälten, aber die waren nicht aus Gold, sondern aus vergoldetem barockem Holz. Die Mädchen schwitzten bald, denn sie mussten viel Staub wischen, viele Fenster putzen und alles, was flach war, bohnen. Dann wurden im Treppenhaus, gleich neben der Küche, wo hinten unter der Schräge immer das Personal ass, rote Teppiche auf die Stufen gelegt und mit frisch geputzten Messingstangen festgemacht, und das Kind sah das erste Mal so richtig, dass dort oben alle Plafonds bunt bemalt waren, und Grossmutter sagte, das seien Apotheosen, und Apotheosen seien Komplimente der Götter an den Hausherrn und den Kaiser, den es schon längst nicht mehr gab. Viele Götter erkannte es aus den Büchern wieder, und die Göttinnen zeigten stolz ihre Brüste. Das war ein Unterschied zum Haus der Mutter, denn dort waren die Wände bunt und die Decken weiss, während hier die Wände weiss-gold oder braun-gold waren, und auf den Decken war sehr viel mehr los. Unter ihnen wurden im kleinen Saal viele Tische zu einem grossen U geformt, und aus grossen Leinentüchern in einem anderen Zimmer kam eine Unmenge von Stühlen hervor, die aber alle gebraucht wurden. Zuerst an der Tafel, wie die Tische nun hiessen, und dann in der Galerie, also im grossen Saal, wo sie in Reihen gestellt wurden. Hinten, wo diesmal vorn war, wurden die Polsterstühle aufgestellt, und davor gewöhnliche. Das Kind war erstaunt, dass an der Rückwand, also vorn, nur vier Notenpulte aufgestellt wurden, denn es wusste, dass die Philharmoniker sehr viele waren, und es fürchtete, sie könnten sich um die wenigen Pulte zanken. Die Grossmutter aber lachte und zeigte dem Kind die Einladungen, die in der Papierfabrik gedruckt waren, obwohl die schon lange nicht mehr dem Grossvater gehörte, sondern eigentlich dem Vater und, weil der in

Berlin war, verwaltet wurde. «... geben sich die Ehre», las das Kind, «geziemend zu einer musikalischen Soiree mit Herren der Wiener Philharmoniker...» – «Die sind gar nicht mehr beisammen», sagte die Grossmutter. «Zuerst haben sie die Juden rausgeworfen, jetzt sind andere im Krieg, aber ein paar Begabte werden schon übriggeblieben sein.» Das Kind tat, als hätte es verstanden, doch am Ende stolperte es über *R.S.V.P.*, und die Grossmutter sagte, das sei eine Bitte um Antwort, auf französisch, aber das mache nichts, denn man habe sich schon immer auf französisch empfohlen, und ausserdem gehöre Frankreich jetzt ja zum Reich. Dann schimpfte sie noch ein wenig über den saudummen Krieg, aber das tat sie immer.

Dass der grosse Tag gekommen war, konnte man auch daran merken, dass in der Küche ein Betrieb war wie sonst nur am Mittwoch, obwohl Samstag war. Im Wirtschaftshof wurden Hühner gerupft, und aus der Gärtnerei kamen immer neue Körbe. Um Mittag kamen dann auch die Philharmoniker, aber sie waren nur vier Herren mit jeweils zwei Koffern. In einem war das Instrument und im anderen der Smoking. Den Bratschisten kannte das Kind sogar, denn er hatte die Mutter einmal in ihrem Haus besucht, da er mit ihr auf der Akademie war. Und weil Mittag war, bekamen die Philharmoniker im Esszimmer der Grosseltern ein tolles Mittagessen, obwohl die schon gegessen hatten, und dann mussten sie sich schlafen legen. In ihre Zimmer aber hatte die Grossmutter noch kleine, eigens angefertigte Pappkoffer stellen lassen, voll mit Schinken, Würsten und Schnaps, und auf den Nachtkästchen lagen Couverts mit der Gage. Am Nachmittag hatten die Philharmoniker ausgeschlafen, und im Pavillon im Park bekamen sie Bohnenkaffee und Kuchen. Dann sahen sie sich kurz den Saal an, rückten ein wenig an den Notenpulten, probierten die

Stühle aus und gingen wieder in den Pavillon, wo ihnen Schinken und Wein serviert wurde. Im kleinen Saal war die Tafel inzwischen mit Damast gedeckt, die Mädchen polierten das Kristall oder ordneten das Silber, und aus der Gärtnerei kamen viele Blumensträuße.

Um sechs kamen dann die Gäste. Von unten wurden ihre Namen gesagt, und oben standen die Grosseltern. Sie hatten sich fein herausgeputzt; Grossmutter glitzerte und Grossvater nur an der Krawatte, und in der Tür zum Gardesaal stand das Kind, auch herausgeputzt, mit Schlips und einem Silbertablett, auf dem Kleinigkeiten lagen, die Kanapees hiessen und den Gästen einen Vorwand geben sollten, sich die Hände abzuwischen. Viele Gäste kannte das Kind schon. Sie waren aus dem ganzen Umkreis gekommen und hiessen meist Honoratioren. Viele hatten Häuser wie der Grossvater, nur ohne Fabrik daneben, manche hatten Fabriken ohne solche Häuser, einige waren sogar aus nahe liegenden Städten gekommen, und nun standen sie im Gardesaal herum, sprachen gepflegt und tranken Eiswein aus kleinen Gläsern. «Es ist wie im Frieden», sagte eine alte Dame, obwohl man doch totalen Krieg hatte, aber die Grossmutter meinte flüsternd, sie meine die Zeit noch vor dem Ersten Weltkrieg, die alte Schlampe. Dann wurden die Türen zum kleinen Saal geöffnet, und Grossvater bat zu Tisch. Die Gäste beeilten sich und fanden ihre Plätze auch sehr schnell, da neben den Tellern ihre Namen standen. Das Kind aber sass bei den Grosseltern und den Philharmonikern am oberen Ende der Tafel, und dann wurde von den Mädchen serviert. Das Kind hatte gelernt, dass man in der Öffentlichkeit nicht viel essen solle, und die Grosseltern hielten sich auch daran, aber Philharmoniker und Gäste frassen, als hätten sie seit Wochen nichts bekommen, als Hauptgang jeder ein ganzes halbes Huhn. Als dann Bohnenkaffee, Liköre und Desserts serviert wurden,

musste das Kind wieder in den Gardesaal, um mit einem neuen Tablett voller Kanapees die Leute aus dem Dorf zu begrüßen. Es kamen die Lehrerinnen und Lehrer, die Doktors, Prokuristen und Ingenieure aus der Fabrik und und und, und sie wurden direkt in den grossen Saal geführt, wo sie sich auf die einfachen Stühle setzten. Dann kamen die Gäste aus dem kleinen Saal, die sich auf die Polsterstühle setzten, und zuletzt die Grosseltern mit den Philharmonikern, und alle klatschten. Das Kind setzte sich zu den Grosseltern, die Philharmoniker setzten sich hinter die Notenpulte, und nach einigem Knacksen und Rascheln legten sie los.

Sie spielten drei Quartette von Haydn, weil sie wussten, dass Grossvater Haydn mochte, als hätte er zu ihm eine familiäre Beziehung gehabt. Zwei Quartette kannte das Kind bereits, denn der Doktor, zwei Lehrer und ein Ingenieur spielten auch Instrumente und oft auch bei den Grosseltern – weshalb sie samt Frauen jetzt auf Polstersesseln sitzen durften aber so wunderbar hatte es sie noch nie gehört. Es waren wunderbare Instrumente und wunderbare Musiker, da man derzeit alles wunderbar fand, aber auch der barocke Saal spielte mit, denn er vergrösserte die Musik, und manches Forte klang wie eine gute Orgel, obwohl das Singen der Streicher in seiner Zartheit erhalten blieb. «Für diese Musik hat man eben gebaut», flüsterte die Grossmutter im Applaus zwischen zwei Quartetten, aber auch die Grosseltern waren gerührt – beim zweiten Satz des Kaiserquartetts hatten sie feuchte Augen und hielten sich an den Händen, und das «in der Öffentlichkeit»! Die Gäste hielten brav still, hüstelten fast nicht, also nie während der Musik und nur zwischen den Sätzen, und erst als die Philharmoniker ihre Bogen auf das Notenpult legten, klatschten sie, aber dann so laut, dass es dem Kind auch im rechten Ohr weh tat (es hatte die ganze Zeit den Kopf nach links ver-

renkt, da es links ja kaum hören konnte). Die Gäste klatschten lange, und die Philharmoniker verbeugten sich oft, und dann stand man im Gardesaal bei *Petit fours* für die Damen, belegten Brötchen für die Herren – das Kind mochte sie nicht, denn man musste sehr vorsichtig hineinbeissen, weil gern alles Mögliche herunterfiel und man dann mit Mayonnaise bekleckert war – und Schnaps für die Männer, Madeira für die Damen und für das Kind Limonade. Die Philharmoniker standen um Grosseltern und Kind herum, und einer fragte plötzlich, ob man nicht auch einmal wieder das Forellenquintett hören wolle. Grossvater, voller Rührung und Slibowitz, sagte begeistert: «Aber mit dem grössten Vergnügen», obwohl Grossmutter skeptisch dreinsah. Und die Philharmoniker sagten, sie hätten in drei Wochen wieder Zeit. Da zerschlug Grossvater sein Schnapsglas, und es wurde sofort still. Laut lud der Grossvater alle Gäste für ein neues Konzert in drei Wochen ein – «dann sparen wir uns das Porto» –, und dann wurde gegangen, zuerst von den Leuten aus dem Dorf, die sich noch alle bedankten, tröpfchenweise von den Gästen, denn manche brauchten drei Schnäpse, um nach Hause zu finden, und dann wurde das Kind ins Bett geschickt. Es war froh darüber und hörte Grossvater und Philharmoniker nur noch kurze Zeit aus dem alten Musikzimmer gleich neben seinem – zum ersten Mal glaubte es zu verstehen, was Grossmutter meinen könnte, wenn sie sagte: «Man ist doch schliesslich wer.»

Drei Wochen später kamen die Philharmoniker wieder, und ihre Koffer waren sehr viel grösser als beim ersten Mal, obwohl auch diesmal nur ein Smoking drin war. Der fünfte Mann, der mit ihnen kam, war ein ganz berühmter Pianist. Er liess seinen Koffer von einem der Mädchen tragen, weil er so kostbare Finger hatte, dass er nur Gläser und Besteck anfassen konnte. Da der Zug aber erst am Nachmittag gekommen war, bekamen die

Künstler diesmal kein Mittagessen, sondern nur eine Jause, aber die war so viel wie zwei Mittagessen. Oben war schon am Vortag der mittlere Flügel aus dem Musikzimmer in den grossen Saal gerollt worden, der, auf dem schon Brahms gespielt hatte, als er einmal von den Grosseltern eingeladen war, und das Kind hatte fasziniert zugesehen, wie der uralte Klavierstimmer aus der Stadt daran herumarbeitete. Zuerst hatte er ein Brett abgeschraubt und fast alle Innereien aus dem Klavier gezogen – das Kind sah ja auch gerne, wenn Schweine ausgenommen wurden –, dann stach er mit einem kleinen Werkzeug ganz wild in die Filzhämmer, bis die wieder flauschig aussahen, schob die «Mechanik», wie er sie nannte, wieder hinein, und dann stimmte er stundenlang, aber das war langweilig. Am Abend bekam er ein paar Salamis und freute sich. Die Philharmoniker freuten sich auch, denn in ihren Zimmern lagen nicht nur Würste und Schinken, sondern – Grossvater hatte darauf bestanden – wegen Schubert auch kleine Holzkisten mit je sechs Räucherforellen. Als das Kind mit der Grossmutter in die Küche ging, sagte sie: «Hoffentlich spielen die nicht einmal auch das Ochsenmenuett.» Das kannte das Kind, weil es von Haydn war. In der Küche aber war nicht soviel zu tun wie beim letzten Mal, denn es gab kein Diner, sondern ein Buffet. Am Abend putzten sich dann die Grosseltern heraus, aber nicht ganz so glitzernd wie beim letzten Mal, und das Kind war auch herausgeputzt, aber ohne Silbertablett, weil es ja ein Buffet gab. Dann kamen die Gäste, alle gleichzeitig, auch die aus dem Dorf, machten nicht viel Umstände und frassen das Buffet leer. Die aus dem Dorf kamen ein wenig zu kurz, weil sie sich nicht soviel auf die Teller getan hatten.

Das Forellenquintett war wunderbar, und dann wurde noch eines gespielt, von dem das Kind nichts wusste. Dann standen alle im kleinen Saal – ein kleineres Buffet

war in der Zwischenzeit wieder aufgebaut worden die Künstler wieder um Grosseltern und Kind, das dem Pianisten gratulieren durfte und sogar die Hand mit den kostbaren Fingern anfassen. Ein Philharmoniker schwärmte von einem grossartigen Mozart-Oktett, auch Schubert solle ein herrliches geschrieben haben, doch Grossmutter sah streng drein und entschuldigte sich. Grossvater folgte ihr durch die langen Korridore, und das Kind schlich nach. Durch die geschlossenen Doppeltüren des Boudoirs konnte es hören, dass die Grossmutter mit dem Grossvater sprach. Das Kind verstand nur wenig, so, dass man auch nicht allzu viel schwarzschlachten könne, und dann musste es verschwinden, denn die Grosseltern näherten sich den Türen. Als sie wieder bei den Gästen waren, sagte Grossvater zu den Philharmonikern, dass er Kammermusik sehr möge, also Trios, Quartette oder sogar mal ein Quintett, aber ab dann erst wieder ein richtiges Orchester in voller Besetzung. Ausserdem sei jetzt Sommer und viel Arbeit, und man wisse ja, dass es überall an Männern fehle, aber man solle sich für den Oktober oder November vielleicht ein paar Trios überlegen, auf jeden Fall erst nach der Rübenkampagne. Dann wurde noch das Buffet leer geputzt, und Grossvater, der etwas bedrückt wirkte, sagte zu den letzten Gästen: «Und wenn ihr jetzt unbedingt nach Hause wollt – ich hab’ nichts dagegen.»

Der Sommer brachte wirklich viel Arbeit, und der alte Hausknecht starb auch noch. Grossvater fluchte, denn vor zwei Jahren – das Kind konnte sich nicht daran erinnern, weil es damals im Haus der Mutter lebte – war ihm auch der Batler gestorben, der sich Butler schrieb. Seither musste ihm ein Mädchen die Kleider herrichten, und das machte alles falsch, wie Grossvater immer sagte, obwohl er im Sommer nur weisse Leinenjacken trug und

im Winter nur erbsgrüne aus Tuch, aber er hatte sehr, sehr viele, und das Mädchen legte nie die richtige auf den «stummen Diener», der ein Gestell war. Und nun auch der Hausknecht, obwohl der erst fünfzig Jahre in Diensten war und erst gleich alt wie Grossvater! Schon sein Vater war Hausknecht gewesen, und er hatte auch zwei Söhne, aber die waren im Krieg und einer schon gefallen. Mit dessen Kindern durfte das Kind manchmal spielen, aber die waren zu jung, um ihren Grossvater zu ersetzen. Grossvater fluchte, aber Grossmutter sagte: «Der geht ein wie böhmische Leinwand», man habe es schon sehen können, bei den Empfängen, wie die Livree an ihm herumgeschlottert sei und er ganz käsigt aussah, fast schon durchsichtig. Auch dem Kind war aufgefallen, dass der Hausknecht in letzter Zeit bei der Arbeit immer einschlief, aber Grossmutter sagte, das sei nicht ungewöhnlich, bedenklich sei nur, dass er auch zwischen der Arbeit schlafe. Dann blieb er gleich in seinem Bett, und zweimal täglich kam der Doktor und dann auch ein Ministrant mit dem Pfarrer. Das Kind durfte dem Pfarrer zusehen, wie er mit dem Hausknecht sprach und ihn ölte wie eine Maschine, doch das half nicht, denn der Hausknecht wurde nicht wach und schnarchte auf eine seltsame Weise. Das Kind sah ihn am nächsten Tag wieder, in einem schwarz ausgeschlagenen Raum im Erdgeschoss, den es noch nicht kannte. Da lag er in seinem Sarg zwischen grossen Kerzenleuchtern und war ganz wenig und grau geworden. «Er hat's überstanden», sagte die Grossmutter, aber Grossvater war böse, weil er jetzt keinen Hausknecht mehr hatte. Er wollte auch nicht zu seinem Begräbnis gehen: «Der geht zu meinem ja auch nicht.»

Trotzdem war das Begräbnis sehr schön. Aus der Remise wurde der Leichenwagen geholt, schwarz-silbern mit vier kleinen Englein auf dem Baldachin, und Gross-

mutters Zeugerl, die kleine schwarze Kutsche. Dann kamen die Verwandten des Hausknechts aus den nahen Dörfern und bekamen ein Mittagessen. Draussen marschierte die Blasmusik auf und die Feuerwehr, bei der er ja Mitglied war, und als der Pfarrer kam, hielt Grossvater eine kleine Ansprache und ging dann in die Gärtnerei, weil Dienstag war und am Abend der Waggon kommen sollte. Dann wurde der Sarg aufgeladen. Ganz vorn ging ein Ministrant mit dem Holzkreuz, dann kamen Blasmusik und Feuerwehr – die Männer schwitzten fürchterlich, denn es war Sommer –, dann Ministranten mit dem Pfarrer, der Sargwagen, die Verwandtschaft des Knechts, das Personal und, weil der Knecht ja ein Mann war, zuerst die Männer und dann erst die Mädchen, von denen einige schon sehr schwer gingen. Nach ihnen und vor den Leuten aus dem Dorf kam die Grossmutter mit dem Kind im Zeugerl, hinter dem alten Pferdeknecht. «Jetzt sitzt er auf dem Bock, und sonst ist er einer», flüsterte die Grossmutter, aber das Kind verstand es nicht genau. Dann nahm Grossmutter den Schleier hoch, denn er war ihr zu heiss, und nach einer Weile zeigte sie auf ein Mädchen: «Schau dir an, wie die hatscht – das wird die nächste sein.» Dann hatte man Kirche und Friedhof hinter sich – das Kind hatte noch einige Blumen auf den Hausknecht werfen dürfen –, im Hof vor dem Barocktrakt waren Tische und Bänke aufgestellt worden, und Grossmutter suchte samt Kind den Grossvater. Der sass in seinem Arbeitszimmer vor einer Flasche und fluchte, weil er nun keinen Hausknecht mehr hatte, und dann ging er hinunter und gab den Trauergästen einen Anstandsschnaps. Am Abend fluchte er dann wieder, denn einige im Haus hatten so getrauert, dass einige Kisten falsch gepackt waren. Und am nächsten Tag kam er fluchend in die Küche, wo er wie das Kind seinen Morgenkaffee nahm. Er sagte «Pfuscher!» und «Nicht einmal

das können sie!», aber Grossmutter sagte, er solle um Himmels willen still sein. Vom Personal hörte das Kind dann, der Führer sei vor einem Attentat gerettet worden, aber der Führer war für das Kind nicht mehr sehr interessant, da ihn die Grosseltern nicht sehr mochten.

Zwei Tage später – die Grosseltern w^raren zu Kunden nach Wien gefahren – traf das Kind Ivan wieder. Es hatte ihn eigentlich sehr gern, aber das Häschenspiel war nicht mehr so aufregend, weshalb das Kind nicht mehr so oft zum Zaun der Gärtnerei ging. Manchmal stand Ivan am Zaun und winkte, aber das Kind tat, als würde es ihn nicht sehen. Und nun stand er plötzlich im Boudoir der Grossmutter, denn er sollte die Zimmerlinde, die der Hausknecht nicht mehr hatte heben können, in die Gärtnerei bringen. Er wollte den grossen Holztopf schon in den langen Flur zum Haupttreppenhaus tragen, aber da zeigte ihm das Kind die Treppe, die Grossmutter immer benutzte, und Ivan dankte, weil ihm das Kind eine halbe Stunde Arbeit erspart hatte. Dann trug er die Linde unten zur Tür, kam hoch, ging über die Haupttreppe zur Küche, um den Vollzug der Arbeit zu melden, und kam über Grossmutter's Treppe wieder. Das Kind zeigte ihm seine Schätze. Im Ankleidezimmer der Grosseltern, zwischen deren Schlafzimmertüren, war ein Bücherregal. Die meisten Bücher bestanden aus Worten, und vorne stand immer, dass sie Privatdrucke in 300 Stück Auflage seien, gedruckt 1890 oder 1910, aber das Kind interessierte sich wenig für sie, da es mit den Namen der Autoren – Mirabeau, de Sade, Scheich Nefzau und Kamasutra – nichts verband. Interessanter waren zwei Dutzend grosse Bücher unterhalb, die das Kind schon erreichen konnte, als es noch kleiner war. «Kunstphotographien – Künstlerische Aktmodelle nur für Künstler», stand auf ihnen, und drinnen waren lauter nackte Leute, die Männer mit grossen Feigenblättern vor

dem Häschen, aber sehr viel mehr Frauen, die sich verrenkten und die man mit Mehl bestäubt hatte, damit sie Kunst waren. Grossmutter hatte einmal erlaubt, die Bücher mit den Buntstiften auszumalen, und nun hatten viele Figuren grüne und lila Hintern und Blumen und Elefanten auf den Brüsten, zu denen man im Gau Niederdonau auch Duttln sagte. Ivan sah sich die Bilder mit schmalen Augen an, und das Kind sah, wie sich sein Häschen aufbäumte, tat aber, als würde es nichts sehen. Ivan zog dem Kind die Hosen herunter und haschte das Häschen, aber seine Hand war von der Gartenarbeit sehr rau, und er drückte das Häschen so, dass es weh tat. Da hob Ivan das Kind hoch, setzte sich auf das Seidensofa, stellte es vor sich und nahm das Häschen in den Mund. Das juckte so, dass man schon Angst haben musste, sich anzupinkeln, und als Dank spielte das Kind mit Ivans Häschen, das konnte es schon ganz allein, bis Iwan keuchte und japste wie schon lange nicht. Dann ging er hinunter zur Linde und mit der in die Gärtnerei; das Kind machte im Ankleidezimmer Ordnung, und als sich die Grossmutter am Abend über den Fleck auf dem Sofa wunderte, hatte man gar nichts bemerkt.

Der Sommer war sehr aufregend, denn man hatte Ferien, und Radfahren gelernt. Das war nicht leicht, denn man konnte noch nicht auf dem Sattel sitzen, und es gab nur ein Herren- und ein Damenrad. Das Kind nahm das Damenrad, da es darauf stehen konnte, doch andere Jungen lachten ihn deswegen aus, denn sie fuhren auf Herrenrädern. Da konnten sie zwar auch nicht drauf sitzen, aber sie standen und fuhren schräg darauf. Man versuchte es auch einmal, um nicht ausgelacht zu werden, doch danach war das Knie sehr aufgeschlagen. Nun aber fuhr man Rad und zu den Bauern. Es waren fast immer dieselben, seit sieben Generationen Pächter des

Grossvaters, und der Bauer war Jäger und brachte oft Wild, da Grossvater nicht mehr auf die Jagd ging. Die Bauern lebten in kleinen Dörfern auf der «oberen Ebene», die nach einer Eiszeit hiess, wie Herr Wittmann dem Kind beibrachte, und sie hatten fette Böden, während die untere Ebene mit dem Fluss, dem Haus der Grosseltern und den Häusern für Personal und Arbeiter «am Stein» hiess. Von dort gingen einige Strassen hoch, so steil, dass man das Fahrrad schieben musste, und da war links das Dorf mit Kirche, Friedhof und dem «alten Schloss», einem grauen, gotischen Gemäuer mit Turm, in dem die ärmeren Leute wohnten, seit man vor über einem Vierteljahrtausend das Haus der Grosseltern gebaut hatte, und an der Strasse rechts war auch ein Dorf, und von dem ging es zwischen grossen Apfel- und Birnbäumen, die «Mostallee» hiessen, in einige Dörfer, wo grosse Bauernhäuser beieinanderhockten. Das meiste Land gehörte dem Grossvater, und ihm gehörte auch das Land hinter den Dörfern, wo es allmählich hügelig und waldig wurde bis zur Höhe, über die man von unten nicht hinwegsehen konnte. Dort oben grasten Rinder und Schafe, und dort war auch die Jagd. Grossmutter hatte dem Kind erzählt, dass Grossvater früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sei, weil sich das in seiner Familie so gehörte, und in den unbenutzten Zimmern lagen auch jede Menge Geweihe und Hörner herum, doch einmal hatte es Streit gegeben mit den Nachbarn, denen die Jagd auf der anderen Seite der Hügelkette gehörte und die nur irgendwelche Grafen waren. Deren Förster hatten einen Vierzehnder, auf den Grossvater besonders stolz war, «über die Grenze gefüttert», wo ihn dann der Graf schoss, und er erlegte auch Grossvaters kapitalen Keiler, fast an der Grenze oder sogar auf Grossvaters Seite, vor dreissig oder vierzig Jahren, und seither war man böse aufeinander und sah sich nicht mehr,

auch jetzt nicht, wo Grossvater die Jagd schon lange den Bauern überliess, weil er zu alt war. Diese Hügel, wo das Kind seine ersten Rehe und Hasen gesehen hatte, als es einmal zum Pilzesuchen mitkommen durfte, waren der eine Horizont des Kindes, und auf der anderen Seite des Flusses waren auch welche, aber die gehörten nicht dem Grossvater, sondern nur der Wald unterhalb, der sich fast zur nahen Kleinstadt hinzog und an dessen anderem Ende, flussaufwärts, ein Jagdhaus lag, das aussah wie eine Villa, aber jetzt verpachtet war. Dort hörte der Wald auf, Grossvater zu gehören, aber da begann auch schon das Dorf mit der anderen Papierfabrik, die wiederum dazugehörte. Das war die kleine Welt – nach Norden Wald und flach mit der Stadt dahinter, die als Bahnknotenpunkt wichtig war, wie man gelernt hatte, nach Osten und Westen von Hügeln begrenzt und nach Süden auch nicht offen, denn dort schob sich, schon sehr weit oben am Fluss ein ganz grosser Hügel vor mit einer riesigen Barockkirche, deren Fenster manchmal bei Sonnenuntergängen blinkten und die schon ein keltisches Heiligtum gewesen war. Ein wenig Horizont liess der Wallfahrtsberg doch frei, und dort sah man die Spitzen der Kalkalpen, aber wenn man die gut sah, gab es bald schlechtes Wetter.

Am liebsten ging das Kind zu den Bauern im Osten, in dem kleinen Dorf bei den Hügeln, die schon seit sieben Generationen zum Grossvater gehörten und sechs Kinder hatten, Gott sei Dank alle zu jung für den Krieg, doch schon viel grösser als das Kind, und das half gleich zu Ferienbeginn beim Heumachen. Da man nicht genug Männer hatte, half sich jeweils das ganze Dorf. Im Gras aber brüteten die Rebhühner. Wenn man sie rechtzeitig hochfliegen sah, liess man um das Nest etwas Gras stehen, doch oft sah man sie nicht, und da lagen dann kleine, braunefleckte Eier. Grossmutter hatte dem Kind aus

einem alten Strumpf eine Mütze gemacht, damit ihm nicht soviel Heu in die Haare geriet, und in die sammelte es ein gutes Dutzend Eier. Grossmutter sagte am Abend zu einem Mädchen, es solle sie einer Glucke unterschieben, und gerade als die Philharmoniker zum zweiten Mal kamen, schlüpften die ersten Küken und dann noch fünf. Sie waren wunderbar, winzigklein und gelbbraun gestreift, aber sie waren viel kleiner als die Hühnerküken und wuchsen auch nicht so schnell, so dass sie allmählich verschwanden. Und nun war das Heu gemacht. Die eine Hälfte wurde zu den Grosseltern gefahren, und die andere kam auf den Heuboden bei den Bauern. Dort zeigten die jüngsten Kinder, Hans und Marie, dem Kind auch, wie das Stier und Kuh machen, und dass Menschen das auch anders können, wenn sich das Mädchen mit gespreizten Beinen hinlegt. Hans lehrte das Kind auch, dass, was zu Hause keinen Namen hatte, Pudern, Ditscherln oder Gschnacksln hiess – «Dazu muss man das Brunzzeug zusammenstecken» –, und wollte einmal Pfarrer werden, aber jetzt war er erst zwölf.

Dann war das Getreide fällig, von dem die Bauern sagten, dass es «so-so» stehe, und die Kinder sammelten die Ähren, die liegengelassen waren. Die Kinder wurden von der Hitze rot wie Krebse, die eigentlich grau aus den kleinen Bächen kamen und jetzt oft in der Küche gemacht wurden, doch die Erwachsenen oben wurden noch röter, assen dicke Knödel und tranken Most aus grossen irdenen Krügen. Im Wirtschaftshof sah das Kind dann zu, wie gedroschen wurde. In der Tenne stand ein grosser rosa Kasten, durch einen langen Keilriemen mit einem Motor im Hof verbunden, der sehr laut war und stank. In den Kasten kam dann das Getreide, und links kamen die Körner in Säcke, während das Stroh rechts herauskam. Drei Tage wurde gedroschen, aber Grossvater sagte, als man noch von Hand gedroschen habe, sei

das Stroh besser gewesen. Dann wurden die Säcke im Barocktrakt ausgeschüttet, und die Säle waren fast hüft-hoch voller Körner, die alle drei Tage umgeschaufelt werden mussten.

Und dann, eine Woche vor Schulbeginn, war ganz dicke Luft. Das Küchenmädchen mit dem dicken Hintern, Erika hiess sie, war im Sommer sehr fett geworden, und jetzt hatte es ein ganz verheultes Gesicht. Grossmutter war auch sehr nervös, schimpfte mit den Leuten, und das Kind musste in sein Zimmer gehen. «Gestopft ist sie, die Gans», sagte Grossmutter noch, und dann hörte das Kind einige Autos, und es sah durch die Jalousien den Doktor, den Ortsgruppenleiter, den Lagerkommandanten und viele Uniformierte. Die sammelten zuerst die Russen ein, die um das Haus herum arbeiteten, brüllten sie an, weil sie ihre Pyjamas nicht an hatten, und sperrten sie in den Laster. Das Kind sah das Flirren der Sonne auf der Plane, und im Schatten des Lasters standen zwei Uniformierte mit Gewehr. Die anderen durchsuchten die Räume, wo die Russen wohnten, und fanden das Gitter, das man herausnehmen konnte. Sie blieben sehr lange in den Räumen, dann sprachen sie sehr laut mit dem Grossvater, der nicht so laut zurücksprach, und dann fuhren sie mit den Russen davon. Das Kind fühlte, dass etwas gar sehr nicht in Ordnung war, und erst nach sehr langer Zeit klopfte es bei Grossmutter an. Die sass in ihrem Boudoir, und vor ihr auf dem Tischchen lagen verschiedene Dinge, die man bei den Russen gefunden hatte, Grossvaters goldene Taschenuhr, silberne Besteckteile, einige alte Tauftaler, ein Armband ... Grossmutter schüttelte den Kopf und sagte ein paarmal: «Wegen solcher Kleinigkeiten ...» Und zum Kind sagte sie, dass es sie in Ruhe lassen solle. Sogar in der Küche war es sehr still. Erika mit dem dicken Hintern fehlte auch, und als Grossvater am Abend aus seinem Arbeitszimmer her-

unterkam, ging er sehr seltsam und roch nach Schnaps. Nicht einmal die Grossmutter wagte ihn anzusprechen. Zwei Tage darauf ging Grossvater zum Lagerkommandanten, und er musste auch in die Stadt, und nach ein paar Tagen kamen wieder acht Russen. Sie waren aber, bis auf den Buckligen, nicht mehr dieselben, und sie durften auch nicht mehr im Haus wohnen, sondern mussten am Abend ins Lager marschieren und ihre Pyjamas den ganzen Tag anbehalten. Einige Tage später fragte das Kind die Grossmutter vorsichtig, was denn los gewesen sei, aber es bekam kaum Antworten. Erika sei im Zuchthaus. Was das sei, fragte das Kind nicht, denn es war schon oft gezüchtigt worden und stellte sich vor, wie nun der dicke Hintern ganz rot gehauen würde. – In der Küche sagte man dem Kind, aber das war viel später, dass Erika gar nicht genug Haue bekommen könne, weil es auch die anderen Mädchen bei der Gestapo verpetzt habe, aber die hätten alles abgestritten. – Dann fragte es nach Ivan. Grossmutter sagte: «Den haben sie aufgehängt», und auf die Frage, was das sei, nahm sie ein Handtuch und legte es um ihren Hals: «Da bekommst du einen Strick um den Hals, der wird dann zugezogen, und dann machst du so!» Grossmutter machte eine grässliche Fratze, die so komisch war, dass sie das Kind begeisterte. Bald bettelte es wieder: «Bitte, Grossmutter, hängen Sie sich auf.» Doch Grossmutter hatte keine Lust darauf und knurrte: «Dann ist man doch tot.» Da schwieg das Kind, denn tot verstand es nun schon als weg, nicht mehr da, und es schloss Ivan für eine lange Weile in das Abendlied ein, wo er den Platz des Führers einnahm.

Dann kam die Schule, die dritte Klasse, und das Kind freute sich, denn die Ferien waren schon etwas langweilig geworden, so dass sich auch die Grossmutter freute. Der Schulweg dauerte jetzt nach Hause länger, da man

gerne oben über den Hügel ging und Indianer war. Die Kinder hatten von den älteren Kindern gelernt, wie man aus den Kastanien, deren erste schon da waren, und aus einem Holunderzweig eine Friedenspfeife macht, und dass man vom Hanffeld des einen Bauern am Weg zur Schule ein paar Blüten zupfen muss und auf den Grenzstein legen, damit die am Heimweg wirklich trocken sind. Dann konnte die Friedenspfeife geraucht werden. Auch die Squaws durften mitrauchen, und es war sehr schön, wurde aber auch bald langweilig, da man manchmal keine Streichhölzer hatte und oft sehr husten musste. Vor allem aber wurde man von den älteren Jungen ausgelacht, von denen man zwar das Indianersein gelernt hatte, die aber nun keine Indianer mehr sein wollten, sondern schnell zur HJ und an die Front kommen.

Manchmal, wenn es noch heiss war, gab es die Schule auf der Wiese dahinter, wo keine Hühner unter den Obstbäumen liefen. Da musste man oft auswendig gelernte Gedichte aufsagen: Die anderen Schüler sassen im Halbkreis davor, und wenn das Gedicht vorüber war, intonierte die Lehrerin:

*Er hat seine Sache gut gemacht,
drum wird er auch nicht ausgelacht*

... und alle sangen laut mit. War aber mit dem Gedicht etwas schiefgegangen, was ja oft passierte, da die Gedichte eine andere Sprache hatten als die Leute, hiess es:

*Er hat seine Sache schlecht gemacht,
drum wird er kräftig ausgelacht,
HÄ! HÄ! HÄ!*

Und das ging so lange, bis die Jungen, die ausgelacht wurden, einen roten Kopf bekamen und die Mädchen weinten. Dann freuten sich alle.

Und dann kam die Mutter, weil sie ja immer an ihrem Geburtstag bei ihrer Mutter war. Das Kind erwartete sie

am Bahnhof mit Blumen, daneben das alte Mädchen mit dem Leiterwagen für das Gepäck, denn Mutter war ja ein halbes Jahr in Berlin gewesen. Sie sah sehr elegant aus, wirkte aber etwas nervös. Als sie zum Haus kamen, ging der Grossvater gerade hinein, um sie im Arbeitszimmer zu empfangen. Grossmutter, die unten an der Tür gewartet hatte, ging mit, und Grossvater sagte: «Na, habt ihr euren Krieg bald endlich verloren?», aber Mutter sagte, es gehe ihr gut. Die Grosseltern wollten nichts von Berlin hören, und so musste sie alles dem Kind erzählen, das aber auch nicht interessiert war und alles gleich wieder vergass. Mutter sah nicht sehr glücklich drein, und wenn das Kind mit der Familie im Esszimmer sass, sahen die Erwachsenen aus, als würden sie am liebsten zanken. Grossvater redete von einem Endsieg, der nach hinten losgehe, und dann wurde Mutter trotzig und redete von Vorsehung, und das Kind wusste, dass man einen Endsieg brauche, denn die Leute in der Kirche beteten jeden Sonntag dafür. Das sagte es auch zum Grossvater, und der wurde so zornig, dass man zwei Tage in der Küche essen musste. Als man dann wieder das erste gemeinsame Mittagessen einnahm, sagte Mutter, es werde sich schon alles ändern, sehr bald, und man müsse jetzt eben durchhalten, das würden jetzt alle tun. Grossvater sagte, vielleicht im Reich, aber nicht mehr hier, daraufhin sagte die Mutter etwas, das man leider nicht vom Sinn her verstand, und nun musste sie den Tisch verlassen. Dann fuhr die Mutter weg, um nach ihrem Haus zu sehen, und weil das Kind ja zur Schule musste, durfte es bei den Grosseltern bleiben. Und Grossmutter sagte, der ganze Familienkrach sei ihr einfach zuviel, legte sich in ihr Boudoir, liess die Vorhänge zuziehen und war zwei Tage krank. Nach einer Woche kam die Mutter wieder, ganz kurz, nur um sich zu verabschieden, doch das Kind war nicht sehr traurig. Sie fragte das Kind noch am Bahnhof,

ob die Grosseltern gegen sie etwas sagen würden, und das Kind sagte, sie würden gar nicht über sie reden, und da sah Mutter traurig aus.

Sonst geschah nicht sehr viel, auch nicht in der Schule. Manchmal erzählte ein Junge oder ein Mädchen sehr stolz, dass ein Papa oder ein Onkel für Führer und Reich gefallen sei, und manchmal gab es lautes Schreien und Heulen in der Küche, und dann wusste das Kind, dass es das auch zu Hause gab. Einmal kam auch der Ortsgruppenleiter in die Schule und sagte, dass der Führer die Jugend lieb habe, weil er mit ihr eine neue Welt aufbauen werde, und nach dem Horst-Wessel-Lied zog man auf den Fussballplatz, wo die HJ für den Endsieg übte. Als das Kind das am Abend erzählte, fragte Grossvater, ob man auch das Deutschlandlied gesungen habe, und weil das nicht gesungen wurde, sagte er, dass Maas und Memel ja auch nicht mehr stimmen würden. Er wusste sehr viel mehr als der Ortsgruppenleiter, da er in seinem Arbeitszimmer oft eine fremde Sprache aus dem Radio hörte, doch als ihn das Kind einmal dabei erwischt hatte, musste es ihm sein Ehrenwort geben, darüber ja nie zu sprechen. Das war erst vor kurzem gewesen, als die Lehrerin gesagt hatte, Auslandshören sei ein Verbrechen, und man müsse die Eltern melden, die man dabei erwische. Aber der Grossvater war kein Elter, und so schwieg das Kind. Manchmal hörte es Bruchstücke. Horthy in Ungarn sei weg und die Schlacht bei Mohacz verloren worden, aber das war nicht die grosse gegen die Türken vor über vierhundert Jahren, sondern erst vor kurzem. «Na und», hatte Grossvater gesagt, «hin ist Ungarn auch wieder, und bald werden die Russen bei uns sein.» Grossmutter aber sagte, er solle nicht so laut reden, denn wenn das jemand höre, sei das Wehrkraftzersetzung, und sie hängte eine Papptafel in sein Treppenhaus, darauf stand: «Feind hört mit».

Und dann, es war schon Oktober und kurz nach dem Jahrmarkt oben im Dorf mit der Kirche, der aber diesmal sogar beim Viehmarkt sehr klein war, standen eines Mittags viele ungepflegte Pferde im Wirtschaftshof und zwei Planwagen, wie sie das Kind nur von Bildern aus dem Osten kannte – ach ja, es hatte auch mal so einen gehabt, aus Holz, und die Pferde hatten Räder und einen Draht unter dem Kopf, damit sie nicken konnten, wenn man sie zog; aber das war schon sehr lange her und wohl noch im Haus der Mutter –, und in Grossvaters Arbeitszimmer sassen zwei Frauen in Kleidern der Grossmutter und sprachen ein Deutsch, das nur schwer verständlich war. Sie hiessen Mahlmann, Mutter und Tochter, und kamen aus der Gegend von Petersdorf in Siebenbürgen. Da sie ihre Geschichte sehr oft erzählten, kannte sie das Kind bald auswendig. Bei Petersdorf also hatte der Grossvater Pferde gehabt, die sich immer gut verkauften, weil sie als Gespannpferde auch viele Preise gewonnen hatten. Ende Juli oder Anfang August hiess es in Siebenbürgen, dass die Russen bald kommen würden, und der alte Verwalter und die beiden Mahlfrauen packten zehn Planwagen und sechsundfünfzig Pferde, die besten, um vor den Russen davonzulaufen. Das war nicht so einfach, denn manchmal waren schon Russen da, und wo keine waren, gab es Aufständische, und man musste viele Umwege machen. Irgendwo in der Ostslowakei war der Treck auch überfallen worden. Die Plünderer fanden schnell heraus, dass unter dem Futter für die Pferde in den Wagen auch wertvolle Dinge lagen, und nahmen acht Wagen samt Gespann weg. Dann zogen die Frauen Männerkleidung an, recht dreckige, um nicht vergewaltigt zu werden, und die Pferde bürsteten sie gegen den Strich, damit sie recht mies aussähen und nicht weggenommen würden. So kam man bis Kaschau, wo der alte Verwalter nicht mehr weiterkonnte und in ein Kran-

kenhaus musste, dann über Pressburg in den Gau Niederdonau und mehr als zwei Monate nach dem Aufbruch von Siebenbürgen zu den Grosseltern. Die Frauen weinten und entschuldigten sich dauernd, weil sie unterwegs so viel verloren hatten, auch noch einmal ein paar Pferde, so dass sie jetzt nur noch zweiunddreissig abliefern konnten, aber Grossvater sagte, das sei doch gar nichts, denn bald würde noch viel mehr verlorengehen. Die Frauen wurden in das Zimmer einquartiert, das früher der Brasilianer bewohnt hatte, und dann weinten sie wieder, weil ihnen die Grossmutter Daunendecken in die Betten legen liess, und sie wollten dem Grossvater die Hand küssen, aber der mochte sowas ja nicht.

Die Mahlfrauen, wie Mutter und Tochter bald hiessen, blieben im Haus und weinten viel, und wenn sie nicht weinten, arbeiteten sie wie Männer; Grossvater sagte sogar, jede wie drei. Schon am nächsten Tag bürsteten sie die Pferde, bis die wieder manierlich aussahen, und richteten die Ställe her, von denen es ja genug gab, weil die Grosseltern früher noch viel mehr Pferde hatten. Nun waren es wieder fast siebzig, die neuen etwas magerer als die alten, und Grossvater sagte, sie hätten ruhig früher kommen können, denn ihr Mist sei für die Warmbeete jetzt etwas zu spät, und da weinten die Frauen und wollten sich wieder entschuldigen, aber Grossvater sagte, er habe nur einen Scherz gemacht, und wurde dafür danach von Grossmutter bezankt. Im Boudoir sah das Kind dann, was die Mahlfrauen mitgebracht hatten. Da war Grossmutter's Kinderpuppe mit Lederkörper, Porzellankopf und Klappaugen, aber ohne Haare, und in einer Glasschachtel ihr Hochzeitsstrauss, ganz vertrocknet und zerdrückt, aber Grossmutter sagte, den Mist hätten sie auch in Siebenbürgen lassen können, doch die besseren Sachen seien ja alle gestohlen worden, und das Kind dürfe darüber kein Wort verlieren, weil ihr das ständige

Geheule der Frauen sehr auf die Nerven ginge, und es auf das und alles doch nicht mehr ankäme.

Ende Oktober kam dann der alte Verwalter aus dem Krankenhaus in Kaschau, aber er starb schon zwei Wochen später, und dann kamen noch etliche Leute aus Siebenbürgen, viele Frauen, Mädchen, einige Kinder und alte Männer, und bald waren die Räume im Erdgeschoss und unter dem Dach, die so lange leer gestanden hatten, fast alle wieder bewohnt. Die Frauen versuchten, in der Küche zu helfen, aber es gab nicht viel zu tun, weil man Winter hatte und totalen Krieg, und die Männer taugten nichts, wie Grossvater sagte, aber das machte auch schon nichts mehr aus, da auch im Wirtschaftshof nicht viel zu tun war. Seit Ende September kamen keine Russen mehr, und der Waggon kam höchstens alle zwei Wochen. Grossvater fluchte über das Weihnachtsgeschäft, das keines war, da die Wiener keinen Warmbeetsalat kaufen konnten, und Grossmutter sagte, bald könne man ja eine Armenküche aufmachen.

Auch Weihnachten war etwas anders als sonst, obwohl Grossmutter sagte, es sei mit Sicherheit das letzte und man wolle es deshalb feiern wie immer. Also wurde auch im grossen Treppenhaus ein Weihnachtsbaum für das Personal aufgestellt, aber um den herum sassen mehr Leute aus Siebenbürgen als Personal und beteten für den Frieden auf Erden. Dann gab es Essen, das zu Weihnachten immer von den Grosseltern serviert wurde, und für das Personal einen alten Dukaten. Auch die Mahlfrauen bekamen einen und weinten deshalb fast, weil sie damit zum Personal gezählt wurden und keine Flüchtlinge mehr waren. Dann weinten sie wirklich, als ihnen das Personal gratulierte und es so viel Weihnachtsgebäck gab, doch das Kind wusste schon längst, dass es zwischen dem Personal und den Siebenbürgern keine Freundschaft

gab, auch wenn sie gemeinsam auf die Grosseltern anstiessen. Als dann schon ein paarmal angestossen war und auch das Kind wegen Weihnachten hatte am Schnapsglas nippen dürfen, erzählte ein Siebenbürger eine schöne Weihnachtsgeschichte, und die ging so: Wenn die Bonzen demnächst über den Jordan gehen, müssen sie auf dem Weg zum Himmel erst durch den Lügensumpf, in dem man für jede Lüge ein wenig versinkt. Hitler steckt schon bis zur Rotzbremse im Dreck, aber Göring nur bis zu den Hüften. Da sagt Hitler: «Aber Hermann, du hast doch genausoviel gelogen wie ich.» Und Göring sagt: «Pst! Nichts verraten – ich stehe auf den Schultern von Goebbels.» Da lachten alle um den Weihnachtsbaum, wenn auch manche heimlich, und der Onkel, der immer schon die Buchhaltung machte und den das Kind nicht leiden konnte, obwohl er mit einer richtigen Tante verheiratet war, sagte, nun müsse der Krieg wirklich bald vorbei sein, wenn man schon eine solche Geschichte erzählen könne. Auch das Kind fand sie so schön, dass es sie gleich nacherzählen konnte, und das freute alle Erwachsenen, aber Grossmutter sagte, das Kind solle sich die Geschichte zwar ruhig merken, aber es dürfe sie bis Pfingsten niemandem erzählen, und erst recht nicht in der Schule, wenn es nach seinen Weihnachtserlebnissen gefragt werde. Dann erzählten einige Leute noch so Weihnachtsgeschichten, aber die fand das Kind nicht so schön, und dann verabschiedeten sich alle, denn die Grosseltern wollten mit dem Kind ihr Weihnachten haben.

Der Weihnachtsbaum bei der Grossmutter sah aus wie immer, und oben sass auch der Engel Hallelujah, aber darunter lag sehr viel weniger. Grossmutter hatte Caviar organisiert und Champagner, dann löffelten die Grosseltern den Caviar, und das Kind packte seine Geschenke aus. Fleischmann-Soldaten gab es diesmal nicht – «Bald

haben wir ja keinen Krieg mehr», sagte der Grossvater, «und dann wird's erst richtig losgehen» –, und von den Eltern aus Berlin kamen nur praktische Sachen zum Anziehen, die langweilig waren, und ein Spiel «Luftschutz tut not», das Grossmutter nicht mitspielen wollte. Das einzige Päckchen, das nach Fleischmann-Soldaten aussah, war vom Grossvater, aber darin war ein Buch: *Deutsch-Russischer Dictiouaire* von 1895, als Grossvater noch öfter nach St. Petersburg reiste. «Den wirst du bald brauchen können», sagte der Grossvater, doch was man braucht, ist nichts Rechtes für Weihnachten. Grossmutter aber hatte Verständnis für das Kind. In den letzten Wochen hatte sie mit einem Mädchen und oft auch dem Kind die unbenutzten Räume aufgeräumt, um Platz für die Siebenbürger zu schaffen, was sehr aufregend für das Kind war, da es viele Sachen sah, die es noch nie gesehen hatte, zum Beispiel Federhalter, die nach nichts aussahen, aber, wenn man sie an den Lampenschirm hielt, die Köpfe von berühmten Leuten hatten, oder eine Schachtel mit weissen Porzellanplättchen, die auch nach nichts aussahen, aber gegen das Licht gehalten Männer und Frauen bei Sachen zeigten, die das Kind schon wusste, oder alte Gala-Uniformen, in denen sich die Motten herumgetrieben hatten, stapelweise alte Photoalben, bei denen viele Bilder noch gemalt waren, einen Eiffelturm, der ein Zigarrenabschneider war, ein kleines Fahrrad als Ständer für die Taschenuhr, ein Holztops mit einem Tintenfass im Hals, riesige Hüte mit Straussenfedern, in die leider auch die Motten gekommen waren, und Abendkleider, die zerfielen, wenn man sie in die Hand nahm. Vom Urgrossvater, dem der Grossmutter, war eine Hose geblieben, in der zwei dicke Mädchen Platz hatten – er war ja auch der schwerste Wiener, hatte Grossmutter erzählt, und sie habe die Hose nur aufgehoben, weil ihr das sonst niemand glaube –, und vom Ururgrossvater,

dem vom Grossvater, eine Holzkiste voller Soldaten. Alle diese Dinge und noch viel, viel mehr wurden in zwei Räume gestopft, weil man die vierzehn anderen wieder brauchte, und am Weihnachtstag bekam das Kind die Kiste mit den Soldaten, aber es sollte damit nicht vor Grossvater spielen. Die Soldaten waren flach und aus Metall, sahen auch nicht aus wie die Wehrmacht, sondern eher wie die auf dem grossen Ölbild im Gardesaal, und Grossmutter sagte, die seien noch von Napoleon, aus dem aber auch nichts geworden sei.

Das Kind spielte nicht lange mit ihnen, denn es hatte auch schon genug vom Krieg, wie die Grosseltern das auch bei allen möglichen Gelegenheiten sagten, obwohl sie es nicht sagen durften. Der Winter war kalt und die Erwachsenen fluchten, aber die Kinder freuten sich, weil man mit den Rodeln zum Hang gehen konnte, der zwischen dem oberen und dem unteren Dorf war. Den musste man lange hochstapfen, um dann in Windeseile hinunterrodeln zu können, und unten musste man achtgeben, denn da war ein Teich unter dem Schnee, den man nicht sah, in den aber schon Kinder eingebrochen waren. Also musste man unten scharf nach rechts rodeln, und dann krachte man oft mit anderen Kindern zusammen, die jene Kurve nicht so scharf nahmen. Aber das machte nicht viel und tat auch nicht immer weh, und plötzlich stand unten die Mutter. Das Kind glaubte, nicht richtig zu sehen, aber es war die Mutter, in einem eleganten Pelzmantel, und sie winkte. Da fiel dem Kind ein, dass die Grossmutter vor ein paar Tagen gesagt hatte, die Mutter werde wohl bald kommen, aber sie wisse nicht, wann, da auf die Züge auch kein Verlass mehr sei. Und Grossvater hatte von den Engländern in seinem Arbeitszimmer gehört, dass der Vater nicht mehr für die Sicherheit des deutschen Luftraums zuständig sei, weil er das ohnehin nie gekonnt habe, und es in Berlin schon

sehr ungemütlich geworden sei. Manchmal sah man auch über dem Dorf Flugzeuge, die aber keine deutschen waren und die Göring-Werke in Linz bombardierten. Nun war die Mutter wieder da. Das Kind wusste nicht, ob es sich freuen sollte, aber es tat so, packte seine Rodel und ging mit der Mutter nach Hause.

Die Mutter sagte nicht viel. Grossmutter hatte Migräne und lag in ihrem Boudoir. Dann beschwerte sich Mutter bei Grossvater, weil in ihrem Zimmer nun Siebenbürger wohnten und ihr Bett woanders hingestellt wurde, aber Grossvater wurde laut und sagte, wenn ihr das nicht passe, könne sie gleich wieder gehen. Dann wurde das Kind hinausgeschickt, die Doppeltüren geschlossen, und Grossvater und Mutter zankten. Dann kam die Mutter heraus, hatte rote Augen und sagte dem Kind, es sei ihr Sohn und müsse zu ihr halten, aber das Kind wusste nicht, was sie damit meinte. Beim Abendessen schwiegen die Erwachsenen, und es war sehr ungemütlich. Irgendwann, nachdem das Mädchen Kaffee für die Erwachsenen serviert hatte, sagte Grossvater etwas und Mutter auch, worauf das Kind in sein Zimmer geschickt wurde und die Doppeltüren wieder geschlossen. Hinter denen brüllten dann die Erwachsenen, so laut, dass das Kind sogar einige Worte verstand. Grossvater brüllte was über Hitler und «Nazigesocks», Mutter brüllte zurück, von vaterlandslosem Gesindel, Defaitisten und Wehrkraftzersetzen, und dann kam Grossmutter heraus. Sie sah sehr traurig aus, schickte das Kind nachdrücklichst in sein Bett und sperrte sich im Boudoir ein. Grossvater und Mutter bebrüllten sich noch immer, und dann ging das Kind wirklich in sein Bett. Im Schein der Nachttischlampe sah es den Engeln an der Decke zu, die es erst gesehen hatte, als es die neue Lampe bekam, und wollte einschlafen, was aber nicht so leicht ging. Dann kam die Mutter. Sie sah erschöpft aus, setzte sich an

den Bettrand, umarmte das Kind und sagte, bald werde man wieder nach Hause fahren und das Kind solle sich freuen.

Das Kind aber freute sich nicht, also erst recht nicht, als die Mutter gegangen war. Es war ja sehr gerne bei den Grosseltern gewesen und ewig lange nicht zu Hause. Trotz der Siebenbürger war es hier doch schön, und nun sollte das alles verlorengelangen wie das Kamel oder Purzel. Da fiel ihm ein, dass es die im Haus der Mutter ja noch gab, aber sie waren keine Freunde mehr, also doppelt verloren. Das Kind hatte zwar gelernt, dass ein deutscher Junge nicht weint, doch nun heulte es sich in den Schlaf.

DIES IRAE



Wohl das Kind nun ein Junge war, konnte es sich an die Wiener Wohnung der Ekern gar nicht mehr erinnern, denn das war vor dem totalen Krieg, und da war es noch zu klein. Die Räume waren sehr hoch, und es war dunkel wie in Berlin und kalt, weil die Bedienung erst vor zwei Tagen, nach dem Telegramm der Mutter, die Zentralheizung aufgedreht hatte und die Heizung wegen des Krieges nur schwach war. Und die Fenster habe man auch nicht putzen können, denn es war erst Februar, und Fenster wurden erst in der Karwoche geputzt. Das Zimmer der Bedienung war warm, aber dort durfte man nur kurz bleiben, denn es gab Tee im Salon. Das Kind mochte Tee seit Berlin nicht sehr und beschäftigte sich mit den Schonbezügen, die neben dem grossen Sofa gestapelt waren, während die Bedienung erzählte, wie schrecklich alles geworden sei. Sie war eine dicke, alte Frau und hatte eine Strickjacke an, auf die sie sehr stolz war, weil die Mutter nach dem Muster fragte. Dann kam Tante Anny, an die sich das Kind noch etwas erinnerte, weil sie die Mutter oft in ihrem Haus besucht und neben der Oper ein sehr nobles Café hatte, und auch sie erzählte der Mutter, wie schrecklich alles geworden sei. Und Mutter sagte, wenn der Krieg vorbei sei, würde alles

noch viel schlimmer, aber das dürfe das Kind niemandem erzählen, denn die Russen seien ja schon in Ungarn. Dann lud Tante Anny zum Abendessen ins Café.

Der Weg war nicht sehr weit, und es war sehr dunkel. Es gab zwar Schnee, aber der lag in grossen, schmutzigen Haufen nur an einigen Stellen, und die Strassenbahn, die vorüberfuhr, hatte dunkle Fenster wegen Verdunkelung, aber sie war nicht mehr aufregend, da man schon vom Bahnhof bis zur Wohnung mit der Strassenbahn gefahren war und sogar schon einmal umgestiegen. Mutter und Tante Anny unterhielten sich über die Männer in Berlin, denn das waren Vater und Onkel Baldi, und dass es dort ja auch bald aus sein müsse. Hoffentlich könnten sie sich rechtzeitig absetzen, denn Onkel Baldi sei bei der Marine, die es nicht mehr gebe, und der Vater bei der Flak, die keine Munition mehr habe. Als man dann ass, machte Tante Anny dem Kind Komplimente wegen seiner Tischmanieren, die es bei den Grosseltern gelernt hatte, und die Frauen sprachen darüber, wie schlecht das Geschäft geworden sei, seit die Opernhäuser, Theater und Konzertsäle geschlossen seien. Den Künstlern würde das nicht viel ausmachen, weil sie es sich gerichtet hätten und nicht in den Krieg mussten, höchstens als Flakhelfer, aber die Umsätze seien praktisch Null, weil alle Leute Angst hätten. Das Kind sah sich den Führer an, der auf den alten, braunen Intarsien hing, und Tante Anny sagte, der müsse dort hängen, denn das sei Gesetz. Aber nicht mehr lange, sagte ein Herr, der sich dazugesetzt hatte und Herr Kammersänger hiess. Wien sei nicht mehr sicher, und er habe seine Schätze nach Altaussee gebracht, wo sie auch nicht sicher seien, denn das werde Alpenfestung. Und für die Frauen werde es noch schlimmer, denn allein bei der Eroberung von Kattowitz hätten die Russen zweihunderttausend vergewaltigt. Tante Anny sagte, das sei wohl ein bisschen viel, aber der Junge

fand die Zahl wunderbar und wollte wissen, was «vergewaltigt» sei, erhielt jedoch keine Antwort, denn das war etwas für Erwachsene. Der Herr Kammersänger sagte noch sehr viel, denn er war, wie die Mutter sagte, ein sehr berühmter Mann, und in der Wohnung schrieb das Kind alles in sein Tagebuch, das ihm die Grossmutter zum Abschied geschenkt hatte. Sein Bett war etwas kurz und an die Zentralheizung gerückt worden, aber die war kalt.

Am Morgen sah das Kind die Stadt, denn die Wohnung war in der Stadt, und die war der Erste Bezirk von Wien. Auf dem Neuen Markt war ein grosser Ziegelhaufen, und darunter sei der Donner-Brunnen, sagte die Mutter. In der Stephanskirche zeigte die Mutter dem Kind eine grosse Mauer. Dahinter sei die berühmte Kanzel, aus der die Kirchenväter herausguckten und unter ihnen aus einem Fenster Meister Pilgram, aber da war nichts zu sehen als Ziegel, und vor einer Muttergottes zündeten viele Frauen Kerzen an und beteten halblaut:

*Maria, breit den Mantel aus,
mach ein schützend Dach daraus,
lass uns all darunterstehn,
damit wir nicht zugrunde gehn.*

Dann zeigte Mutter die Stelle, wo sie ihr erstes Oratorium gesungen hatte, aber da war auch nichts zu sehen, und rechts vorne war ein grosser Ziegelblock, und darunter sollte ein ganz besonders schönes Kaisergrab sein, aber das sei nicht der Kaiser mit dem Bart, der im Treppenhaus der Grosseltern hing, sondern ein viel, viel älterer. Dann musste der Junge zum heiligen Thaddäus beten, dem Schutzpatron in verzweifelten Lagen. Der hiess eigentlich Judas Thaddäus, aber das sagte man derzeit besser nicht, weil er doch Jude war, und bei

Köberl & Pientok, dem Delikatessenladen in der Kärntnerstrasse, gab es fast nichts mehr und nur noch Sachen von den Grosseltern. «Das sind die letzten, die noch liefern», sagte der Geschäftsführer, «aber das werden Gnädige Frau doch nicht kaufen müssen.» Die Mutter sah sehr seltsam drein und kaufte doch. Dann gab es Mittagessen bei Tante Anny, und es wurde davon geredet, dass das Haus der Mutter bald in die Kampflinie kommen werde und Wien zu einer Festung würde. Natürlich kannte der Junge Festungen, und er stellte es sich sehr schön vor, wenn überall an den Häusern Türme errichtet würden und Wehrgänge und Zinnen, aber er wusste auch, dass es derzeit an allem fehle, auch an Baumaterial, und dass nur noch wenig Zeit sei. Aber als er das Tante Anny sagte – er musste bei ihr nie warten, dass man ihm das Wort erteilte, denn sie hatte auch zwei Kinder, aber die waren in ihrem Haus auf dem Lande –, lachte Tante Anny und sagte, das alles werde nur ganz grosse Kacke, und Mutter sagte auch, sie wisse nicht, was man tun solle, aber nun müsse man die Suppe auslöffeln. Dann brachte Tante Anny eine Flasche grünen Chartreuse, den es auch schon lange nicht mehr gab, entkorkte sie und sagte, es komme ja schon nicht mehr darauf an. Sie und Mutter gossen sich immer wieder neue Gläser ein, der Junge aber bekam nichts davon ab. Am Schluss tranken sie darauf, dass alles wieder gut werde. Dann weinten sie beide, aber das machte nichts aus, da sie ja Weiber waren.

Später fuhr man mit der Strassenbahn zum Südbahnhof, um zum Haus der Mutter zu fahren. Mutter schimpfte, weil so viele Züge ausgefallen waren, und das Kind sah sich die geflügelten Bahnhofslöwen an, die überall herumstanden, weil die Bahn einmal nach Venedig fuhr, aber dort war jetzt schon der Feind. Als dann der Zug endlich losfuhr, durfte man am Fenster sitzen,

weil man die Landschaft so lange nicht gesehen hatte. Sie war nicht besonders interessant, aber Wiener Neustadt, das man von früher kannte, hatte sich verändert. Man sah viele kaputte Häuser, und als der Zug weiterfuhr, waren dort, wo das grosse Flugzeugwerk gestanden hatte, nur noch Trümmer. Dann fuhr der Zug am Haus der Mutter vorbei, die «O Gott!» rief, und bald hielt er auch. Am Bahnsteig stand der alte Gärtner, an den sich das Kind noch erinnerte und der Herr Kottmig hiess, mit einem Leiterwagen für das Gepäck, aber das war nicht viel. Als man dann über die grosse Wiese, zwischen dem Flüsschen und dem Bahndamm langging, erzählte Herr Kottmig, dass in den Mansarden kein Fenster mehr heil sei und auch darunter nicht mehr viel, denn fast jeden Mittag komme der Lazarettzug, und dann kämen die *Lightnings*, um ihn zu beschiessen. *Lightnings* waren Tief-flieger, und während sie auf den Lazarettzug warteten, würden sie um das Haus der Mutter ihre Runden drehen und in die Fenster schiessen. Auch in den Schornstein der Fabrik, die zu Vater gehörte, würden sie schiessen, und weil am Bahnhof immer die Zusatzlok abgespannt werde, die man für den Pass dahinter brauchte, hatten die Engländer auch schon einen Bahnhofsvorstand erschossen. Und vor ein paar Tagen sei ein Lazarettzug explodiert, weil da zuviel Munition drin war, und die Schäden könne man ja noch sehen. Man hatte in der Dämmerung nichts gesehen, weil man ja auf den Gärtner geschaut hatte, aber Mutter hatte wieder «O Gott!» gerufen.

Als man nach Hause gekommen war, bekam man das Zimmer, in dem Tante Maika gewohnt hatte. Es ging dem kleinen Hof zu, war aber warm. Alle wohnten jetzt dem Hof zu, wegen der *Lightnings*, nur Mutter bestand auf ihrem alten Schlafzimmer, weil die Jalousien noch solide waren. Das alte Mädchen, das man wegen des

gemordeten Häschens und Tante Maika nicht leiden konnte, brachte das Abendessen, aber das war nur Salzhering mit Kartoffeln, und dann ging man in Tante Maikas Bett und dachte an sie und das Äffchen.

Das Haus der Mutter sah am nächsten Tag sehr seltsam aus. Vor der Fassade mit der Treppe zum Garten waren grosse Holzgerüste, die «Splitterschutz» hiessen und neu waren. Von den Fenstern sah man fast nichts, nur Bretter. Sie waren von Arbeitern aus der Fabrik vor ein paar Tagen gemacht worden, immer am Nachmittag, wenn keine Tiefflieger kamen, und nun musste man im Haus vorne das Licht einschalten, wenn man etwas sehen wollte. Der Junge war stolz, dass er nun die Lichtschalter erreichen konnte, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, aber es sah nicht sehr schön aus. In seinem Zimmer, dem mit dem Kamel, waren alle Möbel in die Mitte gerückt und mit grossen Tüchern zugedeckt, und vor Amerika standen staubige Kisten, die man vom Boden heruntergeholt hatte wegen Entrümpelung. Man hätte gerne hineingesehen, aber man musste mit Mutter in die neue Schule. Die war im Ort, den Bahndamm entlang, nach der grossen Wiese, und Unterricht war nur bis elf Uhr wegen der *Lightnings*, und der Junge kannte in der Schule niemanden ausser die Zwillingmädchen von Herrn Kottnig. Man wurde von einigen anderen Jungen gehänselt und «Grosskopfeter» genannt, obwohl man keinen grösseren Kopf hatte als die anderen, aber die Kottnig-Eva sagte, das seien Proleten und man solle sich nichts draus machen.

Auf dem Heimweg aber musste man schnell sein, und dann hörte man auch schon den Fliegeralarm. Da war man dann mit Mutter und dem Personal in dem grossen, gewölbten Raum, der Sala terrena hiess, und plötzlich war ein tiefes Zischen zu hören. Es wurde immer lauter und war eigentlich zwei, drei Zischen, sehr, sehr laut.

Dann krachte es ein paarmal, dann wurde das Zischen leiser und auch das Krachen, und dann war es still. Die Erwachsenen hatten die ganze Zeit über murmelnd gebetet, und erst als die Sirene der Fabrik losjaulte, hörten sie damit auf. «Das war die Entwarnung», sagte Mutter, und dann gab es Mittagessen. Man hätte die *Lightnings* schon gerne gesehen.

Am Nachmittag kam dann der Verwalter und sprach mit der Mutter. Die Kühe habe man weisungsgemäss bis auf zwei abgeschafft, und es seien nur noch zwei Schweine da. Die anderen habe man vor Weihnachten verkauft und eines in Weckgläser abgefüllt. Das sei jetzt im rechten Keller im Regal. Dann rechnete er Mutter vor, was die Gänse und Enten gebracht hätten, wie viele Hühner da seien, die jetzt zu legen begännen, und der Junge machte seine Hausarbeit. «Warum wir in dieser Zeit fest zusammenstehen müssen» hiess das Thema, und dabei hatte die Lehrerin gesagt, man solle im Freien nicht zusammenstehen wegen der Flieger. Dann kamen die Kottnig-Mädchen, und man untersuchte die Kisten im ehemaligen Kinderzimmer. In einer waren viele Kleider und Modejournale, und die Mädchen bekamen ganz heisse Wangen. In der anderen war, in Krepppapier verpackt, viel Porzellangeschirr mit bunten Bildern. Eine Schüssel fiel zu Boden und zerbrach. Die Mutter kam und sagte, das sei nicht so schlimm, denn das sei altes Zeug. Dann sah sie sich das Porzellan näher an und wurde sehr zornig, weil es Augarten war und viel älter als alt, und das Kind fürchtete schon Schläge, doch die Mutter beruhigte sich, weil ohnedies bald alles hin sein werde, und dann weinte sie. Das Kind wusste nicht, ob es daran schuld sei, und war froh, als die Mutter wieder ging, aber das Spielen machte keinen Spass mehr.

Vor dem Abendessen kam dann der Betriebsleiter der Fabrik, sagte zur Mutter «Frau Generaldirektor» und er-

zählte von dem Schaden, der hier und in den anderen Fabriken schon entstanden sei, und dass man nicht wisse, wie es weitergehen solle, und die Mutter erzählte von Zuversicht und dass es schon wieder aufwärts gehen werde, war aber sehr traurig. Auch die Köchin war sehr nervös, aber das freute den Jungen.

Nach zwei Tagen, an denen nichts geschah, kam der Bruder. Er war sehr gross und sechzehn. Sein Vater war ein Onkel und berühmter Dirigent. Mutter war mit ihm verheiratet gewesen, als sie noch Sängerin war. Dann hatte sie damit aufgehört, als die Schwester kam. Er aber war noch Dirigent und mit einer Sängerin verheiratet. Das Kind wusste, dass es einen grossen Bruder hatte, aber es kannte ihn kaum, da er sechzehn und bei der Napola war. Die Schwester war vierzehn, und man kannte sie. Als der Junge noch ein Kind war, wollte sie mit ihm wie mit einer Puppe spielen, und das war scheusslich. Man hasste sie wie Oma, die vom Vater, obwohl die beiden gar nicht verwandt waren, und war froh, dass sie in Bayern, irgendwo bei Starnberg, in einem Internat war, für das Mutter und der Onkel Vater zahlten. Einmal war sie in den Ferien auch bei den Grosseltern gewesen, aber man ging sich aus dem Weg und sah sich nur bei den Mahlzeiten, bei denen man ohnehin nichts reden durfte, und war froh, als sie wieder weg war. Sie war immer furchtbar laut und aufgeregt gewesen, und Grossmutter sagte: «Eine Liesel im Haus erspart den Kettenhund.» Dabei hiess die Schwester Elisabeth, nach der letzten Kaiserin. Die allerletzte hatte zwar Zita geheissen, aber die hatte weder für Mutter noch die Grosseltern gezählt, denn sie war eben die allerletzte, und dann hatte sie auch noch den Ersten Weltkrieg verloren.

Man war auf den Bruder gespannt, und die Mutter auch. Die Napola hatte ihn nicht mehr gebraucht, und dann war er nach Wien zu Tante Anny gekommen. Die

hatte mit dem Stadtbüro der Fabriken telefoniert, und nun kam er mit dem Holzvergaser, der immer nach Wien fuhr, um dorthin Papier zu bringen. Die Strecke nach Wien dauerte nun schon drei Stunden, obwohl es nicht einmal hundert Kilometer waren, aber auf die Bahn war noch weniger Verlass, weil die Front immer näher kam und Militärzüge Vorrang hatten. Die wurden dafür von den Flugzeugen beschossen, aber manchmal kamen auch andere Züge dran. Der Bruder durfte sich seit drei Monaten rasieren, hatte eine schicke HJ-Uniform an und an der Seite einen Ehrendolch, weil er sich, wie er sagte, hervorragend bewährt-hatte. Er war zum Jungen sehr herablassend, weil der noch so klein sei, und am meisten ärgerte, dass er ihn «Hasi» nannte. Das hatte das Kind immer schon geärgert, denn so hatte man es im Dorf der Grosseltern immer genannt. Der Bruder konnte sich daran noch erinnern, wenn auch nicht das Kind sich an den Bruder, und der nannte den Namen nur, weil er wusste, dass der Junge ihn nicht leiden konnte.

Am nächsten Nachmittag aber gingen Stefan, so hiess er, und der Junge spazieren. Er trug einen Pullover unter dem Uniformhemd, weil es kalt war, hatte sein Luftdruckgewehr geschultert und den Dolch mitgenommen, weil er vor Schlangen Angst hatte. Der Junge aber wusste, dass es um diese Zeit noch gar keine Schlangen gab und in der ganzen Gegend keine giftigen, doch das sagte er Stefan nicht, weil der ihn Hasi nannte. Gleich hinter dem Haus war ein langer Hügel mit viel Gebüsch, aber Stefan sagte, das sei kein Hügel, sondern ein Wall aus der Zeit, als das Haus der Mutter noch eine Burg war und ihr noch nicht gehörte. Als dann die Vorderseite des Hauses umgebaut wurde, also vor hundertfünfzig Jahren, habe man auch noch alles, was dabei übrigblieb, auf den Wall geschmissen und Eiskeller eingebaut.

Dahinter kamen die Wirtschaftsgebäude und die Wiesen und Felder, den eigentlichen Hügel hoch. Das Klettern über den Hügel war viel aufregender als der Weg vom Haus zu der Wirtschaft, und Stefan wusste sehr viel. Im Haus hätte einmal der Papst übernachtet, als er zum guten Kaiser Joseph fuhr, aber Joseph war zu ihm nicht gut, und das sei gut gewesen. Der Papst habe auch in der Kapelle eine Messe gelesen, aber die kannte man kaum, weil sie immer versperrt war und man nur aus dem Schlafzimmer des Vaters hineinsehen konnte. Man hatte da schon hineingesehen, aber es war nur finster und staubig. Dann kamen sie zu dem grossen Hügel, den der Junge noch nicht kannte, und in den Wassergräben lag noch Schnee, als Stefan erzählte, dass der Endsieg doch noch kommen würde. Man müsse immer nur weitergehen, dann käme man zu dem Gut, das Onkel Udo gehört hatte, aber der hatte Blinddarmdurchbruch und war nun tot. Darüber sah man den Schnee von den Bergen, und als es wieder hinunterging, erzählte Stefan, wie König Heinrich auf seinem Vogelherd in letzter Minute die Ungarn geschlagen hatte, bis sie dann von Otto dem Grossen auf dem Lechfeld endgültig vernichtet wurden. Das konnte aber nicht sein, da die Eltern des Grossvaters selbst Ungarn waren, doch Stefan sagte, die Ungarn, die daheim geblieben wären, seien ja später von den Deutschen kultiviert worden und eigentlich Deutsche, auch wenn sie die Monarchie kaputtgemacht hätten, und die Siebenbürger seien auch Deutsche, wenn auch erst später hingereist. Das stimmte, denn die Siebenbürger waren jetzt bei den Grosseltern, aber das wusste Stefan noch nicht. Unten waren die Scheunentore offen, und da waren viele Spatzen. Stefan hob sein Luftdruckgewehr und erschoss einen. Das fand der Junge gar nicht gut, da er Spatzen sehr gern hatte, aber Stefan sagte, er sei ein Waschlappen und Spatzen seien Volksschädlinge

wie die Juden, weil sie den Menschen das Getreide wegfräßen. Dabei waren sie viel kleiner.

Eigentlich war es gut, einen grossen Bruder zu haben. Mutter sprach sehr viel mit ihm, und das war gut, weil man dann in Ruhe gelassen wurde und an die Grossmutter denken konnte, die doch sehr fehlte. Während man die Hausaufgaben machte, hörte man natürlich zu, aber man verstand nicht viel und schrieb das dann ins Tagebuch, von dem die Mutter nichts wusste. Das sei wie bei einer Krankheit, dass die Russen schon in Ungarn und ganz nahe seien, aber wenn sie erst an das deutsche Volk kämen, das an seiner Scholle hänge, dann würden sie ganz schnell zurück in die Steppe geschossen, und bei einer Krankheit nenne man das Krise. Und es gebe auch eine Wunderwaffe, aber die sei noch nicht zum Einsatz gekommen, und wenn es soweit sei, würden sich alle wundern. Es war wunderbar, was Stefan erzählte, und Mutter nickte dazu, während sie strickte. Sie strickte sehr viel, weil sie sagte, dass man dann nicht nervös würde, aber sie war nervös und zu allen sehr ungeduldig, ausser zu Stefan.

Manchmal aber konnte einem Stefan sehr auf die Nerven gehen. Einmal nach dem Abendessen kam er mit einem Metallding, das er Zirkel nannte, einem Band und einem Buch an und wollte dem Jungen den Schädel messen. Da man gerade Cooper las, dachte man, er wolle einen skalpieren, und das hatte man ja noch nie wirklich erlebt, aber er nahm nur Mass, murmelte und notierte Zahlen. Dann sah er in seinem Buch nach, rechnete noch ein wenig und sagte, man sei ein ostischer Typ und habe das wohl vom Vater, denn er selbst sei eindeutig nordisch. Mutter hörte den Streit, kam aus dem Arbeitszimmer des Vaters und sagte nach einer Weile, Vater sei auch nordisch, aber der Führer sei ostisch, und dann musste Stefan seine Sachen wegpacken und in sein Zim-

mer gehen. Später klopfte die Mutter auf dem Klavier Beethoven. Als man schlafen gehen musste, sah der Junge durch die angelehnte Tür Stefan neben seinem Bett knien. Aber er betete nicht sein Nachtgebet, sondern spielte mit seinem Häschen. Es war viel grösser als seines und hatte schwarze Haare. Aber da hörte man die Mutter und lief schnell und ganz leise in sein Zimmer. Danach hörte man Mutter mit Stefan schimpfen. Das war gut.

Dann sah man einmal die *Lightnings*. Sie waren schon ein paar Tage nicht dagewesen, und man hatte gedacht, sie würden nicht mehr kommen. Das war bald nach der Schule. Die Kottmig-Mädeln waren schon bei den Bäumen der Allee, aber der Junge stocherte noch mit einem Ast in dem Wassergraben neben dem Bahndamm, weil Herr Kottmig gesagt hatte, da gebe es Äskulapnattern, und man wollte gerne eine finden. Plötzlich hörte man die Sirene von der Zellulosefabrik und die aus dem Ort, und da hörte man auch schon das Geräusch. Man guckte, woher sie kommen würden, aber da waren sie schon da, drei Flugzeuge, und sie drehten eine Runde über der Fabrik und dem Haus der Mutter, und es krachte ein paarmal. Der Junge stand noch aufgeregt am Weg, doch sie kamen auf ihn zu, und er hatte in der Schule gelernt, dass man sich dann schnell hinlegen sollte. Schnell legte man sich also in den Wassergraben, das Zischen war ein fürchterlicher Lärm, und man hörte Pfeifen, Krachen und Platschen, ganz, ganz nahe, aber man konnte sich nicht die Ohren zuhalten und spuckte das Wasser aus, das in den Mund gekommen war. Dann wurde der Lärm etwas leiser, dafür krachte es sehr laut aus der Richtung, wo der Bahnhof war. Der Junge lag im Graben, rührte sich nicht, hielt den Kopf nur so hoch, dass kein Wasser mehr in den Mund kam, und merkte, dass er ganz nass und kalt wurde und dass er

sich gross in die Hose machte. Danach hörte er wieder die Sirenen, aber er blieb liegen. Dann kam Herr Kott-nig angekeucht, zog den Jungen aus dem Graben und fragte, ob alles gut sei. Man konnte nichts sagen. Als man die Allee hochging, der Junge tropfte und fror, kam die Mutter angelaufen, war sehr aufgeregt und sagte: «Gott sei Dank.» Auch als man sich umgezogen hatte, zankte die Mutter nicht, obwohl alle Kleider sehr schmutzig waren, und dann heizte das Mädchen den Badeofen an, und man bekam ein heisses Bad. Danach musste das Mädchen in der Kapelle Staub wischen, und Mutter klopfte sehr lange Beethoven. Später musste der Junge mit der Mutter in die Kapelle gehen und beten. Dort stand auf dem Altar ein kleiner heiliger Thaddäus aus Gips und war bunt bemalt. Mutter hatte ihn neu-lich aus Wien mitgebracht, und der Junge musste ihm danken. Hinter dem Altar waren viele Heilige gemalt, aber sie waren sehr dunkel, und man erkannte sie nicht. Nach dem Abendessen spottete Stefan: «Heute bist du aber still», und man ärgerte sich. Mutter klopfte wieder Beethoven, dann setzte sie sich neben den Jungen ans Bett, denn der hatte einen Schüttelfrost und konnte lange nicht einschlafen. Die nächsten Tage hatte man Fieber und musste im Bett bleiben, während die Front immer näher kam.

Als er wieder in die Schule gehen konnte, schimpfte die Lehrerin nicht, weil die Hefte trotz Bügeln wellig waren und die Tinte verwaschen, und es fehlten zwei Jungen aus dem Ort, die beim Bahnhof wohnten und beim Angriff vor zwei Tagen tot wurden. Am Nach-mittag war der Junge meistens bei Herrn Kott-nig, der im Glashaus Stecklinge und Setzlinge für das Frühjahr vorbereitete, obwohl er oft sagte, er wisse gar nicht, ob man das noch erleben werde. Heuer sei der Winter auch besonders lang, und der Boden sei noch gefroren, ob-

wohl er oben schon weich war. Nein, Schlangen gebe es in der Gärtnerei überhaupt keine, nur ein paar Blindschleichen, die unter dem Heu für die Kaninchen überwintern würden, und um das Haus der Mutter herum auch keine, seit dort die zwei Pfauen gewesen seien. Die seien aber schon lange fort, und man konnte sich an sie auch nicht erinnern. Stefan schoss immer am Nachmittag bei den Wirtschaftsgebäuden auf Spatzen. Der Junge ging deshalb nicht mit ihm, wenn er das Luftdruckgewehr nahm. Als er heimkam, lagen auf der Freitreppe sechs tote Spatzen, und die Katze sass etwas ratlos davor, weil sie das nicht getan hatte.

Als man schlafen gegangen war, hörte man Stefan schreien. «In meinem Bett ist eine Schlange, eine Schlange!» Er war im Pyjama und ganz blass. Der Junge sah nach: «Oooch, das ist doch nur eine ganz gewöhnliche Blindschleiche!» Er machte das Fenster auf, nahm sie und schmiss sie hinaus. Sie war immer noch ganz steif, und Stefan sah sehr seltsam aus. Am nächsten Mittag gab es von Mutter ganz schlimme Pläsch, weil Stefan gepetzt hatte und man ihn nicht ärgern durfte. Dazu nahm sie Vaters Reitpeitsche, und man musste die Hosen ausziehen, weil man beim letzten Mal einen Putzlappen hineingesteckt hatte, damit es nicht so weh tat. Nun aber tat es sehr weh, weil Mutter sechsmal zuschlug, und man durfte nicht weinen, weil sie sonst noch öfter zugeschlagen hätte, und musste hinterher für die Erziehung danken. «Man soll nicht sagen, dass aus dir nichts wird, weil der Vater nicht da ist.» Man war böse auf Stefan, konnte aber nichts tun.

Die Schule funktionierte auch nicht mehr ganz richtig, weil ein Lehrer der oberen Klasse ausgefallen war, als er nach Wiener Neustadt fuhr und dort von einer Bombe getroffen wurde. Manche Schüler sagten auch, er habe sich abgesetzt, weil er ein ganz dicker Nazi war, und

seine Frau und seine Tochter seien auch weg, und das stimmte, denn als man an seinem Haus vorüberging, war da niemand. Am nächsten Tag war dort ein Fenster offen, eine Scheibe fehlte, und drinnen sah es sehr anders aus und sehr durcheinander. Einige Schüler kletterten hinein und machten noch mehr Durcheinander, aber der Junge machte nicht mit, weil es ja nicht sein Lehrer gewesen war. Die Lehrerin war auch durcheinander, weil sie nun zwei Klassen hatte, und dann sahen alle Jungen und Mädchen den alten Männern zu, die Volksturm übten, und wurden schon um halb elf nach Hause geschickt. Der Junge machte mit den Kottnig-Mädeln einen Umweg an der Villa von Dr. Renner vorbei, der vor langer Zeit ein Kanzler war, fast in die Partei eingetreten wäre, und den man auch schon lange nicht gesehen hatte. Man erkannte ihn nämlich an seinem Bart, und zuletzt hatte er vor dem feineren Wirtshaus gestanden, das sich Hotel nannte, und die Speisekarte gelesen. Da war eine Arbeiterin aus der Papierfabrik vorbeigekommen und hatte gerufen: «Was machen Sie bei den Bonzen, Sie gehören doch ins Arbeiterheim!», aber Dr. Renner hatte nichts gesagt, und man musste ihn höflich grüssen. Aber nun war er auch weg, und die Kottnig-Mädeln sagten, Herr Kottnig sei gar nicht ihr Papa, sondern ihr Opa, weil ihr Papa in Stalingrad geblieben sei.

Zu Hause war die Mutter ganz aufgeregt, aber sie sagte nicht, warum, und Stefan übte Runen, denn die würden nach dem Endsieg die amtliche Schrift werden. Herr Rosenberg hatte sogar schon neue Runen entwickelt, die zum Alphabet passten, und Schreibmaschinen würden für sie auch gebaut, aber erst nach dem Endsieg. Draussen wurden gerade die Wachteln abgeschafft. Sie wohnten neben den Hühnern, und es waren noch etliche da, denn die Weihnachtsbestellungen waren sehr schwach

gewesen, und nun kamen sie dran. Herr Kottnig fing sie, und die Köchin schnitt ihnen den Hals ab. Dann wurden sie kurz in kochendes Wasser getaucht und gerupft. Die Köchin grummelte, und das Kind freute sich. Es hatte Wachteln sehr gern, obwohl es sonst kleine Vögel mochte. Wachteln aber waren so dumm, dass sie es nicht besser verdienten und man sie gerne ass. Sie wurden aber nicht gebraten, sondern kamen in einen Karton und ins Kühlhaus.

Am nächsten Tag musste man nicht zur Schule gehen, und plötzlich fuhr der 30er Steyrer vor, an den man sich gar nicht mehr erinnern konnte, und man fuhr mit Mutter nach Wien. Man sass neben der Mutter, weil hinten zwei Kanister Benzin und die Wachtelschachtel waren und Stefan zu Hause bleiben musste, und Mutter fuhr einige Umwege, weil die richtige Strasse repariert werden musste.

Die Wiener Wohnung war diesmal hell und sehr aufgeräumt, weil ja schon Anfang März war, und plötzlich war der Vater da. Er hatte eine tolle Uniform an, und man war so überrascht, dass man lange nichts sagen konnte, obwohl er einen ansprach, denn man musste ihn erst wiedererkennen. Natürlich sah er aus wie die Photos von ihm, die Mutter überall herumstehen hatte, aber doch anders. «Nun sind wir wieder eine Familie», sagte Mutter, und Vater lachte, aber das klang nicht lustig. Mutter hatte dem Jungen nicht gesagt, dass der Vater kommen würde, obwohl sie es gewusst hatte, und nun war man verlegen. Er hatte in Berlin mit Onkel Hermann Zank gehabt, weil es der Flak an Munition fehlte, die Onkel Albert nicht geliefert hatte. Und am Neujahrstag hatte Onkel Hermann alle noch vorhandenen Flieger gesammelt und sie in die Ardennen geschickt, wo sie den Feind vernichteten, aber er hatte

Vater nichts davon gesagt, und die Flak dort hatte Munition und vernichtete sehr viel Luftwaffe. Und am Schluss hatten die Engländer Dresden kaputtgemacht. Dabei sei auch Oma umgekommen, aber der Junge war nicht sehr traurig, weil er Oma ohnehin nicht leiden konnte, und Vater sagte, es sei für sie eigentlich eine Erlösung gewesen, da sie auch Leberzirrhose hatte. Onkel Hermann habe sehr geschimpft, und Onkel Josef, der mit den ungleichen Schuhen, habe jetzt zwei Hausastrologen. Und nun war der Vater für die Flak in Wien, aber in Stammersdorf, ganz weit im Norden und jenseits der Donau, wo er auch darauf aufpassen sollte, dass die Brücken rechtzeitig gesprengt würden. Er erzählte Mutter noch sehr viel, und das Kind sah, wie unten der Holzvergaser vorfuhr. Dann brachten Männer viele Kisten, und der Junge durfte zu Tante Anny gehen. Das alte Mädchen ging mit ihm, aber gleich wieder heim.

Natürlich erzählte er Tante Anny sofort, dass der Vater da war, aber die wusste schon alles, weil Vater gestern bei ihr gewesen sei, und Onkel Baldi sei irgendwo bei Kiel, wo der Krieg auch bald aus sein werde. Dann bekam der Junge eine Topfengolatschen, und dann spielte Tante Anny mit ihm Schach, aber er verlor dreimal. Danach spielte man Halma, und dann ging man in die Stadt. In der Kärntnerstrasse waren kaum Leute und gar kein Verkehr. Bei Mühlhauser, das war der grosse, feine Spielzeugladen, gab es keine Fleischmann-Soldaten mehr, aber man wollte ohnedies keine, sondern nur hineinschauen.

Als man nach Hause kam, war schon Dämmerung. Vater hatte die Kamelhaarjacke an mit dem ledernen Vorderteil, packte in seinem Arbeitszimmer alles mögliche in eine Kiste, und im Kamin brannte Papier. Überall in der Wohnung roch es danach, weil der Kamin schon lange nicht benutzt worden war, und im Salon

packte Mutter das Silber, Porzellan und Figuren in eine andere Kiste. Überall lag Papier herum, das zum Einwickeln gebraucht wurde. Grössere Sachen kamen in den *Völkischen Beobachter*, weil der dafür ein ideales Format hatte, wie Mutter sagte. Tante Anny packte mit und redete viel mit den Eltern. Ihre Wiener Wohnung hätte sie auch schon gepackt und in ihr Haus auf dem Land bringen lassen, denn sie habe so ein Gefühl, und Vater sagte, das sei sicher nicht falsch. Der Junge packte in seinem Zimmer, und als sie genug gepackt hatten, gingen alle ins Operncafe zum Abendessen. Da hatte Vater wieder die Uniform an, weil Tante Anny gesagt hatte, sie möchte noch einmal einen Goldfasan sehen, und man sass nicht, wo man immer sass, sondern in einem grösseren Raum, wo ein Klavier stand. Dann gab es die Wachteln. Man ass eine ganze, aber es waren so viele, dass immer noch welche übrigblieben. Es waren nicht viele Leute da, und am Klavier sass ein Mann, der eigentlich an der Akademie Professor war, und spielte, was Tante Anny und die Eltern ihm sagten. Dazwischen redeten die Erwachsenen, dass nun ja bald alles aus sein werde, weil die Russen schon ganz nahe seien, und der Ober musste immer wieder in den Keller gehen und ganz staubige Flaschen holen, weil Tante Anny meinte, für die Russen seien solche Schätze zu schade. Der Junge aber bekam nur Zitronenlimonade. Die war aber nicht aus Zitronen, sondern schmeckte nach mit Zucker eingekochter Zitronensäure. Später kam noch der Herr Kammer Sänger, der kurz mit dem Jungen redete und Alfred Jerger hiess, weil er dem Jungen diesen Namen als Autogramm gab, und zwei Damen, die Konetzny hiessen und Schwestern und Opernsängerinnen waren. Sie wollten sich verabschieden, weil sie am nächsten Tag zu dritt nach Altaussee fahren würden, wo es sicherer sei, aber sie setzten sich hin, weil Tante Anny einen Tisch anrücken

liess, verputzten die schon kalten Wachteln, und dann kamen noch mehr Flaschen und eine Opernsängerin namens Güden, für die keine Wachtel mehr da war, und die Erwachsenen tranken und sangen im Chor zu den Liedern, die der Klavierspieler spielte. Manche konnte auch der Junge. «Und wenn der letzte Mast auch bricht — wir fürchten uns nicht! Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern, keine Angst, keine Angst, Rosmarie. Wir lassen uns das Leben nicht verbittern ...» oder «Davon geht die Welt nicht unter, sie wird ja noch gebraucht». Mutter sagte, eine solche Besetzung für solchen Schmarren würde es auch nie wieder geben. Es war sehr laut, und dann kam noch Champagner und das alte Mädchen, aber das kam nur, um den Jungen nach Hause zu bringen.

Am nächsten Morgen hatte der Vater wieder seine Uniform an, schluckte Aspirin, und dann kam sein Fahrer, um ihn nach Stammersdorf zu bringen. Im Salon standen die gepackten Kisten. Mutter war sehr traurig, weinte ein wenig, und dann fuhr man wieder nach Hause. Es dauerte sehr lange, denn Mutter fuhr durch die Dörfer, weil die Triesterstrasse nicht sicher war. Zwischen Mödling und Gumpoldskirchen standen Uniformierte auf der Strasse, und Mutter musste ihren Sondererlaubnisschein herzeigen, weil man ohne den nicht mehr Auto fahren durfte. Daheim hatte Stefan ein Eichhörnchen erschossen und war sehr stolz darauf. Der Junge war traurig, weil ihm das Eichhörnchen leid tat und er Stefan nicht einmal deswegen ärgern durfte, und er begrub es im Garten. Er konnte nicht tief graben, weil der Boden unten noch sehr hart war, aber das Eichhörnchen war ja auch sehr klein. Sehr spät am Abend kam dann der Holzvergaser mit den Kisten aus Wien, und die kanten zu den anderen in das alte Kinderzimmer.

Einige Tage später hörte der Junge, dass Wien ganz schlimm bombardiert worden sei. Das halbe Operncafe sei weg, dreiviertel Oper, der ganze hintere Heinrichshof, das Burgtheater und und und, und auch das Haus mit der Wohnung der Eltern. Das sei nicht ganz weg, denn bei der Führichgasse würden noch die Hinterräume stehen, obwohl die Fassade heruntergekommen sei, aber vorne, der Tegethoffstrasse und der Albertina zu, sei alles ganz kaputt. In den Kellern waren viele Leute gewesen, da sie dachten, die seien sicher, und nun waren sie alle tot, auch das alte Mädchen. Das tat dem Jungen leid.

Die nächsten Tage waren sehr langweilig, denn die Schule wurde geschlossen, mehr als eine Woche vor den eigentlichen Osterferien, und das Wetter war so, dass man nicht richtig aus dem Haus gehen konnte. Manchmal kamen die Kottnig-Mädchen, aber die wollten keine verbotenen Spiele mitmachen, und Stefan übte Runen. Mutter hatte ihm verboten, in seiner Uniform in den Ort zu gehen. Er hatte sowas wie Defaitismus geknurr, musste aber gehorchen; nur den Ehrendolch trug er am Gürtel, sogar im Haus. Weil auch ihm langweilig war, vertrug man sich und stritt nur bei «Mensch ärgere dich nicht», weil Stefan immer gewinnen wollte. Die Erwachsenen waren alle sehr nervös. Mutter war zwei Tage in Wien gewesen, um Vater zu sehen. Weil die Wohnung weg war, hatte sie bei Tante Anny in der Gusshausstrasse gewohnt, aber Tante Anny war auch weg, in ihrem Haus auf dem Lande, und das Operncafe war geschlossen. Als Mutter zurückkam, war sie sehr traurig und sagte, man müsse wohl auch weg.

Am Morgen vor dem Palmsonntag nahm Mutter überall Mass, und dann kam der Betriebsleiter, und Mutter gab ihm die Masse. Dann kamen einige Erwachsene und redeten mit Mutter, die neben einem Stapel *Völki-*

scher Beobachter stand und packte. Der Ortsgruppenleiter habe sich und seine Familie vergiftet und der eine Doktor auch. Und die Russen seien schon in der Steiermark, und im Burgenland seien sie auch, und den Berghof des Führers hätten sie mit *Lancaster* kaputtgemacht, aber das hätte man nicht im Radio gehört, sondern aus dem verbotenen Radio, das jetzt jeder höre, weil man sich auf das erlaubte nicht verlassen könne, und das asoziale Gesindel wittere schon Morgenluft und ob noch ein Platz auf dem Holzvergaser sei, weil man auch flüchten wolle. Das war der Betriebsleiter von einer anderen Fabrik, und Mutter sagte, das sei ein Gerücht, und sie werde nicht flüchten, und da kamen die Arbeiter mit den ersten Kisten. Dann redeten der fremde Betriebsleiter und Mutter noch eine Weile, und als er gegangen war, sagte Mutter, er sei ein Trottel, weil er zum Garten einmal Patri-Zier-Park und nicht Patrizi-Er-Park gesagt hatte, aber man verstand nicht, was sie meinte. Zu Mittag gab es nur Suppe und ein belegtes Brot, und dann kamen die Köchin, Herr Kottinig, die Mutter der Kottinig-Mädchen, und der Junge könne mithelfen und nicht dumm herumstehen, oder er solle in sein Zimmer verschwinden. Stefan war schon in seinem Zimmer, weil er etwas von «feigen Memmen» gesagt und mit Mutter gestritten hatte, und er musste dort eine Stunde bleiben und Runen malen.

Herr Kottinig stellte eine Leiter an die Wand und nahm die Bilder ab. Der Junge durfte beim Abstauben helfen, denn manche waren oben sehr staubig, und dann kamen sie in Kisten, die immer für das grösste passten, und dazwischen kamen Holzlatten, die man erst zurechtsägen musste, und Krepp aus der Fabrik etwas flussaufwärts. Manche Bilder waren gleich gross, und dann brauchte man keine Latten. Einmal rutschte Herr Kottinig mit der Leiter ab und machte einen grossen Riss in die gelbe

Seidentapete, aber Mutter sagte, das sei nicht schlimm, und man konnte deutlich sehen, wo die Bilder gehangen hatten, denn da war es dunkler. Die meisten Bilder waren irgendwelche Vorfahren, und ein besonders grosses war ein Kanal in Venedig, von dem Mutter sagte, das sei ein Canaletto und habe eigentlich Belotto geheissen. So ging es durch das Piano nobile bis auf die Eckzimmer, denn dort waren die Bilder an die Wand geklebt, im Kinderzimmer die vier Kontinente, von denen man wusste, dass es fünf waren, und im anderen eine schöne Landschaft mit vielen Vögeln, die aus Japan kamen. Manche Bilder hatte man noch nie so genau gesehen, und im Esszimmer hing ein Waldmüller, der die Speisung in einem Armenhaus zeigte. Dann kamen noch mehr Kisten, und in die wurde alles gepackt, was herumstand. Dabei zerbrach ein Harlekin, der aus Meissen war, aber Mutter schimpfte nicht und liess ihn einfach liegen. Die Erwachsenen sprachen überhaupt nicht viel, sondern brachten Dinge und packten. Die Hitler-Büste im Arbeitszimmer des Vaters aber blieb stehen, wo sie war, denn sie war Gips und sah nur aus wie Metall, und das eigenhändig vom Führer signierte Photo auf dem Schreibtisch blieb auch. Dann ging man zu den Kottnig-Mädchen und pflückte Palmkatzerln. Das waren aber keine Katzen, sondern Zweige mit haarigen runden Dingen, und sie wuchsen auch nicht auf Palmen, sondern an den Weiden am Werkskanal.

Am Palmsonntag durfte man nicht zur Palmprozession gehen, weil die Mutter sagte, man solle nicht sagen, dass die Bonzen jetzt zu Kreuze kriechen, und stattdessen wurde gepackt. Die Kottnig-Mädchen aber waren dort, und sie sagten, es sei nicht viel losgewesen, weil die Leute Angst hätten und Proleten ohnehin nicht in die Kirche gehen. Die Proleten wohnten in den Arbeiterhäusern auf der anderen Seite des Werkskanals, waren

meist Frauen und Kinder und arbeiteten in der Fabrik. Als der Junge am Nachmittag durch ihre Strasse ging, weil auf der anderen Seite beim Fluss eine *Lightning* abgestürzt sein sollte, rief ihm eine Frau nach: «Gell, jetzt scheisst ihr euch in die Hosen!» Aber man hatte eine saubere Hose und fühlte sich nicht gemeint. Und *Lightning* war auch keine da, denn es war der 1. April. Dann ging man einen anderen Weg nach Hause, wo einem nichts nachgerufen werden konnte, wollte sich bei Stefan revanchieren und sagte, bei der Gärtnerei sei ein Schlangennest, aber Stefan ging nicht hin.

Später spielte man mit dem Grammophon, das man hinten in einem Schrank gefunden hatte, der zu gross war, um eingepackt zu werden. Mutter hatte es einem geschenkt und ein paar Platten auch. Es war ein grosser Kasten aus Eichenholz, hiess Polyphon, hatte eine Kurbel an der Seite und vorne zwei Türen und dahinter eine hölzerne Höhle. Wenn man die Türen zumachte, war es nicht so laut. Das Kind hatte Grammophonspielen von der Grossmutter gelernt, und wenn man am Geschwindigkeitsregler drehte, klang es immer ganz anders. Schön war die Platte *Wie wär's mit einer schönen, kleinen Überlandpartie? – Aber gehn S', Herr Franz! – Aber schau'n S', Fräul'n Marie*. Man war gerade dabei, sie auswendig zu lernen, als Stefan kam und sagte, das sei von einem Juden namens Hersch Kohn, aber auf der Platte stand Hermann Leopoldi, und Mutter, die wegen des Streits gekommen war, sagte, darauf komme es schon nicht mehr an, und dann sang Franz Völker von einer besonders grossen Platte das Wolgalied. Bei *Hast du dort droben vergessen auf mich* ging dem Grammophon die Puste aus, und man musste wieder heftig kurbeln.

Beim Abendessen sah das Haus ganz anders aus, und man ass mit dem Personalbesteck, weil das Silber schon gepackt war. Im Salon standen noch ein paar leere

Kisten, aber die waren für das Kristall. Im Arbeitszimmer des Vaters waren der gipserne Führer auf der Kommode lind der handsignierte auf dem Schreibtisch verschwunden, nur der Rahmen lag noch da. Im Kamin war viel verbranntes Papier, und hinter dem Haus hatte Herr Kottnig ein Feuer gemacht und warf Papier und viele Bücher hinein. Mutter ging durch die Räume, und dann weinte sie. Dann klopfte sie lange Beethoven. Später kam noch eine Freundin, deren Mann die Eisenhandlung im Ort hatte, und sagte, sie habe gehört, die SS würde kommen und alle Häuser sprengen, aus denen eine weisse Fahne hänge, und die Russen würden alle Frauen vergewaltigen. Dann liess Mutter eine Flasche Sherry kommen, und man wurde ins Bett geschickt. Mutter hatte befohlen, dass man die Schlafzimmertür immer nur angelehnt lasse, und so konnte man sehen, dass Stefan mit seinem Häschen spielte. Man ging hinein und wollte zusehen, aber Stefan packte es schnell weg und war sehr ärgerlich. Da sagte man ihm, man werde ihn schon nicht verraten, und gab ihm das grosse Ehrenwort eines deutschen Mannes. Stefan sagte, der Junge sei doch noch gar kein Mann, aber er war sehr aufgeregt, und man konnte deutlich sehen, wo sein Häschen war. Der Junge langte hin, und Stefan wehrte sich nicht und hatte ganz schmale Augen. Nach einer Weile aber nahm er dem Jungen das Häschen aus der Hand, bearbeitete es ganz schnell, zuckte und keuchte, und dann spuckte es. Als Stefan wieder Luft bekam, sagte er: «Gell, das kannst du noch nicht!» Da sagte man, dass man es doch schon könne, aber da bekam er ein anderes Gesicht und sagte, das sei eine Schweinerei und Mutter dürfe ja nichts davon erfahren. Da sagte man ihm, dass man eigentlich ja nichts gegen ihn hätte und dass man zu ihm halten müsse, weil er doch der grosse Bruder sei, und dann ging man schnell in sein Zimmer. Später musste man noch

klein. Als man dorthin ging, war im Salon noch Licht, und Mutter sass auf dem Sofa. Sie sass sehr schräg, hatte die Beine ausgestreckt, so dass man ihre knielangen rosa Unterhosen sah, und schnarchte sehr laut. Auf dem Tischchen stand noch eine zweite Flasche Sherry, die war halbvoll, und die andere war leer. Ein Glas war noch voll, eines umgekippt, und das Tischchen klebte vom Sherry. Weil die Mutter immer noch schnarchte, probierte der Junge den Sherry. Er war süß, aber er schmeckte. Dann trank man noch ein Glas, und dann füllte man es noch einmal und stellte es hin, damit Mutter nichts merkte. Aber die schnarchte. Als der Junge dann in sein Zimmer ging, merkte er, dass er weiche Beine bekam, aber das konnte an allem möglichen liegen, und dann schlief er schnell ein.

Am nächsten Tag half Stefan beim Packen mit, und Mutter wunderte sich, dass man bis zum Nachmittag nicht stritt. Im oberen Stockwerk war nicht viel zu tun. Da war Reservewäsche, ein Schrank Reservennachhemden, und Stefan wollte mit Vaters Jagdgewehren spielen, aber Mutter erlaubte das nicht, weil sie Gewehre nicht mehr sehen wollte, sperrte den Schrank wieder zu und steckte den Schlüssel in ihre Schürzentasche. Davor hatte er im Schrank gesteckt, aber Stefan hatte das übersehen und ärgerte sich jetzt. Dann brachte Herr Kottnig die ersten Radieschen und frischen Schnittlauch, und es gab Frühlingsbrötchen. Dazu schnitt man ein Ei aufs Brot, dann die Radieschen, dann den Schnittlauch, möglichst hoch, und beim Reinbeissen musste man höllisch aufpassen, dass nicht alles herunterfiel. Stefan hatte alles sehr hoch gestapelt, und beim zweiten Biss fiel alles runter, und man lachte. Als man dann selbst hineinbiss, zupfte einen Stefan am Ohr, weil es ja die ersten Radieschen des Jahres waren, alles fiel herunter und das Brot auch, und man stritt wie gewohnt.

Dann kamen zwei Männer, die man noch nie gesehen hatte, und sagten, sie müssten mit der Mutter sprechen. Man musste hinausgehen, hörte aber alles. Sie hatten Lodenmäntel an und rotweissrote Armbinden, die man noch nie gesehen hatte, und sagten zu Mutter, sie seien vom ostmärkischen Widerstand, der jetzt österreichischer hiess, und würden die Herrschaft übernehmen. Mutter sagte sehr laut, sie würde sie ja kennen. Der eine sei bei der Gestapo denunzieren gewesen und der andere Sozialist, was ja in Ordnung sei, aber sie verstehe nicht, warum er einen Aufnahmeantrag in die Partei gestellt habe. Und der Gestapospitzel solle sich hüten, weil sie wisse, wen er alles denunziert habe, und sie seien auch kein Widerstand, sondern nur Arschlöcher – ein Wort, das man selbst nicht sagen durfte und wenn sie wollten, werde sie gleich zu Dr. Renner gehen. Sie sagte noch einiges, und dann gingen die Männer wieder und sagten, sie solle sich hüten.

Mutter war sehr aufgeregt, und Stefan sagte, sie habe sich wie eine richtige deutsche Heldin verhalten und das sei die rechte Kriegsmoral, aber da regte sich Mutter noch viel mehr auf und schrie zu Stefan, der Krieg sei schon lange fürchterlich verloren, und er habe das nur noch nicht begriffen, weil sein Hirn von der ganzen Napolascheisse verkleistert sei, von diesen blöden Fanatikern, den aufgeblasenen Goldfasanen, die einem die Suppe eingebrockt hätten, die man jetzt auslöffeln müsse. Dann gab sie Stefan eine Ohrfeige, sagte, es täte ihr leid, und dann weinte sie. Man war froh, dass man in den Ort gehen musste, um aus der Eisenhandlung Nägel für die Kisten zu holen.

Stefan hatte die ganze Zeit nur dagestanden und nichts gesagt. Erst auf der grossen Wiese sagte er: «Dann habe ich wohl umsonst gelebt.» Und dann sagte er wieder nichts mehr. Im Ort war sehr viel los, weil alle mög-

lichen Leute mit allen möglichen vollbeladenen Fuhrwerken unterwegs waren, alle Richtung flussaufwärts, wo auch ein Kurort war. Aber sie wollten nicht auf Kur, sondern vor den Russen davon, die auf jeden Fall in den Ort kommen würden, entweder vom Pass her oder von der Ebene und dann irgendwohin, aber sie waren ohnehin schon überall. Auch die Leute waren von überall, von Wiener Neustadt und sogar aus Ungarn und dem Burgenland, wie Onkel Max von der Eisenhandlung erzählte. Vor seinem Haus hing ein Leintuch von einer Stange, und so waren fast alle Häuser geschmückt, manchmal auch nur mit Kissenbezügen. Seine Frau, die gestern noch bei Mutter war, sagte: «Besser ein Russ' auf dem Bauch als das Dach auf dem Kopf», aber das verstand man nicht. Sie hatte furchtbar viele Kinder, und zwei waren auch schon bei einer Bergwanderung erfroren, doch das machte nichts, denn Onkel Max sagte, er müsse sie nur anschauen, und schon sei sie schwanger. Auf der Strasse war ein furchtbares Durcheinander, Pferdewagen, Ochsenwagen, Holztraktoren mit Anhänger und Leute mit Leiterwagen, die sie selbst ziehen mussten, und alle Leute schimpften, weil die anderen sie nicht weiterkommen liessen. Sowas hatte man noch nie gesehen, und Onkel Max hatte viel zu tun, weil dauernd Leute kamen, denen was am Wagen kaputtgegangen war und die nun Eisenteile brauchten. «Das ist wie beim Wurststopfen», sagte Onkel Max mit Blick nach draussen, «und bald wird das Höllental platzen.» Davon hatte man gehört, dass es ganz oben am Fluss sein soll, war aber noch nie dort gewesen.

Stefan und der Junge standen noch eine Weile auf der Strasse und sahen dem Betrieb zu. Ganze Familien sassen auf den Wagen, auf Bündeln, Kisten und Koffern, und brüllten, während die Leute aus dem Ort ihre Fenster mit Brettern vernagelten, und Kerzen gab es auch keine

mehr. Der Junge fand das alles aufregend, aber Stefan sagte: «Das ist nun wirklich das Ende.» Als man nach Hause ging, trug der Junge die Tüte mit den Nägeln. Stefan ballte die Fäuste, und man sah, dass er dachte. Manchmal sagte er auch etwas, aber man verstand nichts ausser «unwürdig» und «davonrennen». Daheim erzählte man alles der Mutter, die immer nur «schrecklich» sagte, und dann kam Herr Kottnig und nagelte.

Am Dienstag nachmittag kam die Wehrmacht. Sie war ein paar Leute, ein Kübelwagen und ein Laster. Zuerst kam der Kübelwagen und ein Offizier. Er sagte der Mutter an der Hofeinfahrt, dass man heute wegen der Flucht nicht mehr weiterkomme, und ob er und seine Leute auf dem Rasen vor dem Haus biwakieren könnten. Mutter sagte, das komme auf keinen Fall in Frage, sie sollten ruhig im Haus wohnen, und dann piff der Offizier, und der Laster kam und von ihm herunter siebenundzwanzig Männer. Sie hatten alle Uniformen an wie die Fleischmann-Soldaten, waren aber sehr dreckig und trugen ihre Stahlhelme am Koppel. Stefan ging voran, und sie trotteten über den Hof und über die Dienstbotentreppe ins Piano nobile. Das sah nicht mehr schön aus, denn überall standen Kisten herum, und nur noch die Möbel waren geblieben und die grossen Teppiche, die zu gross für die Kisten waren. Mutter bat, die Kisten aus dem Salon und dem Esszimmer zur Hofeinfahrt zu tragen, und der Köchin sagte sie, man solle das Bad einheizen, aber der Offizier sagte, das würde man schon selbst, wenn man ihm nur das Brennholz zeige, und dann sagte Mutter Herrn Kottnig, er solle die Hühner einfangen. Dann war ein Durcheinander, denn es waren ja viele Soldaten.

Die Mutter sagte dem Offizier, sie sei ganz froh, dass sie da seien, denn es sei hier allmählich ziemlich unsicher,

und das Gesindel sei es auch. Stefan stand dabei und sah drein wie ein Titelphoto aus der *Wiener Illustrierten*, die so weichbraun gedruckt war, aber die gab es nicht mehr, weil sie beim Packen gebraucht worden war. Stefan sagte später zum Jungen, er wundere sich, dass die Wehrmacht das Haus nicht gesprengt habe, weil an der Ecke zwischen Gartenfront und Hofeinfahrt eine «weisse Fahne» hänge, aber das war ja auch nur ein Leintuch an einer Stange, und man hatte viele Leintücher. Dann nahmen die Soldaten ihr Bad. Sie badeten aber nur kurz, weil dann der nächste kam, und der Flur zwischen Bad und Salon war ganz nass, doch Mutter schimpfte nicht, sondern sprach mit dem Betriebsleiter, der gekommen war und erzählte, dass der Holzvergaser weg sei und niemand wisse, wohin. Mutter regte sich fürchterlich auf, aber der Betriebsleiter sagte, er habe schon nach einer anderen Fabrik geschickt, «nach ganz oben», sagte er, und die habe ihren noch, und der werde kommen, sobald man durchkommen könne, denn der Treck blockiere immer noch alles.

Danach sah der Junge zu, wie die Köchin im Hof die Hühner abstach. Sie nahm ein jedes zwischen die Knie, rupfte aus dem Hals ein paar Federn, schnitt mit dem Messer in den Hals, und das Blut floss in eine Schüssel auf dem Boden. Der Knecht bei den Grosseltern hatte die Hühner anders totgemacht, denn er schlug ihnen auf dem Hackstock mit der Hacke den Kopf ab. Einmal, als das Kind zusah, liess er eines los, und das kopflose Huhn flatterte hoch, sehr hoch, bis zu den alten Geräten, und dann musste der Knecht eine Leiter holen, um es wieder zu finden. Deshalb hielt wohl die Köchin die Hühner zwischen den Knien, aber als sie zwischen zwei Hühnern einen Schluck aus der Schüssel nahm und mit ihrer Zunge das Blut vom Mund leckte, fand man das ekelhaft und ging wieder ins Haus.

Die Soldaten hatten nicht alle Kisten hinausgetragen, sondern die meisten nur an die Wand gerückt, und auf denen sassen sie. Einige wuschen ihre Unterhemden im Badezimmer, die hingen dann an Schnüren zwischen den Bilderhaken in Vaters Arbeitszimmer, und einige heizten die Ofen, weil Mutter gesagt hatte, es brauche kein Brennholz übrigbleiben. Überall war es sehr warm und roch nach Waschküche, weil man wegen dem Splitterschutz die Fenster nicht richtig aufmachen konnte. Auch in der Küche war es sehr heiss, denn da brühte die Köchin die Hühner, und einige Soldaten rupften sie. Dann holte man mit Herrn Kottmig viele Flaschen aus dem Weinkeller, und auf dem Herd kochten Kartoffeln und Reis, und im Rohr brieten die Hühner. Stefan stand bei den Soldaten im Salon und erzählte vom Krieg, aber die lachten ihn aus. Der Offizier sagte zu Mutter, sie seien aus Schwaben, kämen aber vom Pass und sollten jetzt nach Wien, das sicher eingeschlossen und zur Festung erklärt werde, aber eigentlich hätten sie keine Lust mehr und würden wahrscheinlich versuchen, sich nach Hause durchzuschlagen.

Dann kamen die Hühner, auf dem Alltagsporzellan, weil das gute ja gepackt war, und die Soldaten packten ihr Feldbesteck aus und griffen zu. Die Köchin brachte die Alltagsservietten, und der Junge durfte Wein servieren, in die Feldbecher. Es waren viel mehr Hühner als Soldaten, aber das machte nichts, denn sie hatten Dosen, wo sie hineinstopften, was übrigblieb. Die Wehrmacht war auch nicht direkt auf dem Pass gewesen, sondern etwas unterhalb, in der zweiten Linie, aber als es oben losgegangen sei, hätten sie sich abgesetzt, weil es ohnehin nichts mehr nütze.

Wenn das Kind nicht Wein nachservierte, ging es in sein Zimmer, um alles in sein Tagebuch zu schreiben. So sah es einmal Stefan, der sass in seinem Zimmer, aber

er machte nichts, sondern weinte. Als man hineinging, wurde er sehr zornig und sagte, man solle ja nichts der Mutter sagen, aber man sagte ihm, dass man ja mit viel Haue gelernt hätte, dass ein deutscher Junge nicht weint, und dann war Stefan etwas beruhigt und sagte, es sei verdammt schwer, den Untergang des Abendlandes zu erleben, aber er werde bis zuletzt kämpfen. Dann wollte er wieder in den Salon. Man sagte ihm, er solle seine verheulte Fresse waschen, damit er nicht wieder ausgelacht würde, und schrieb alles auf.

In der Zwischenzeit hatte Stefan Wein nachserviert, und es war schon ziemlich laut. Es waren ja auch noch nie soviel Leute im Haus gewesen, und Mutter ging zwischen allen sehr seltsam hin und her. Manchmal stiess sie mit den Soldaten an und lachte, manchmal ging sie schnell auf den Flur und weinte. Ein Soldat lachte den Ehrendolch von Stefan aus und sagte, er sei in Zivil Metzger, und das Ding würde gar nichts taugen, und Stefan lief in sein Zimmer und ärgerte sich. Dann servierte wieder der Junge, und der Offizier brüllte, ein so schönes Kriegsende habe man sich nach all den Jahren Mist und Dreck gar nicht träumen lassen, jetzt müsse man sich nur nach Hause durchschlagen, und die edle Gastgeberin solle hochleben, und alle riefen Hoch, aber Mutter war wieder einmal auf dem Flur. Als sie dann kam, sagte der Offizier etwas ganz Leises zu ihr und lächelte, aber Mutter wurde sehr zornig, und Herr Kott-nig kam und stellte sich zwischen sie und ihn, und dann entschuldigte sich der Offizier. Danach wurde man ins Bett geschickt, und man solle die Tür diesmal zusperren. Als man das Stefan sagte, sass der in seinem Zimmer und malte Runen. Man musste einen Umweg machen, denn in die Zimmer-mitte hatte er seine HJ-Uniform gelegt und kreuzweise darüber das Luftdruckgewehr und den Ehrendolch.

Obwohl es sehr laut war, schlief man nach dem Tagebuch sehr schnell ein, wachte aber um vier wieder auf, weil es wiederum sehr laut war, denn die Wehrmacht brach Richtung Heimat auf. Weil man aber vor sechs nicht aus seinem Zimmer gehen durfte, blieb man liegen und sah sie nicht mehr.

Am Mittwoch hatte der Treck, wie das Durcheinander auf den Strassen hiess, zwar schon ein wenig nachgelassen, aber der Holzvergaser kam noch immer nicht, und Mutter war sehr nervös. Alle Augenblicke kam der Betriebsleiter, um Mutter zu sagen, wo er sei oder nicht, und der Junge schlich um das Haus, um zu sehen, ob er schon komme. Vorne über den Souterrainfenstern waren sehr komische Gesichter, die Mascarons hiessen, und da lag auch eine Eisenklampfe, die aus dem Splitterschutz gefallen war. Als man damit auf eine Nase schlug, zerbröselte die, und nun sah die Fratze aus wie eine antike Statue in den Büchern. Man machte noch zwei, drei antike Nasen, aber dann liess man es, weil man vielleicht Schimpfe hätte bekommen können. Von einem kleinen Hügel aus konnte man ganz weit hinten die Strasse auf der anderen Seite des Flusses sehen, und da waren immer noch sehr viele Fuhrwerke, obwohl der Betriebsleiter sagte, der Sturm würde allmählich nachlassen. Mutter aber sagte, das sei gar kein gutes Zeichen, denn dann würden ja die Russen bald kommen. Herr Kottnig und die Köchin schleppten inzwischen Kisten aus dem Salon vor die Hofeinfahrt, damit man schnell flüchten könne, wenn der Holzvergaser käme, aber die Soldaten hatten alles durcheinandergebracht, und jetzt wusste man nicht mehr, was in welcher Kiste war, obwohl Mutter gesagt hatte, die wertvolleren nach vorne. Die leichteren liess man jedoch im Haus stehen, da man sie ja schnell hinausbringen könne.

Stefan malte Runen und sagte, er schreibe damit sein Testament, aber man konnte nichts lesen, und er musste es vorlesen. Das deutsche Volk sei durch den jüdischen Einfluss und die lange Friedensherrschaft des Führers völlig verweichlicht und würde schon bei der ersten Prüfung davonrennen und nicht wie Heinrich auf dem Vogelhügel bleiben und sagen: Trotz Feind und Not. Er verfluche die Vorsehung dafür, dass er so spät geboren sei und so nur ihr Ende erleben könne, aber es sei ein verdienter Untergang, und es geschehe allen schon recht, wenn nun die Steppe und das bolschewistische Judentum über die deutschen Lande komme und Zeiten der Schande, des Elends und der Entartung anrichte, weil man nicht mit genügend Tatkraft für die grosse Vision des Führers gekämpft habe. Er selbst habe sich nichts vorzuwerfen, denn in seinen Adern brause das Blut der heldischen Ahnen, weshalb er von dem letzten heldischen Ringen und dem Untergang der germanischen Rasse für künftige Generationen Zeugnis ablege. Dann füllte er das Ganze in eine der leeren Weinflaschen, die von der Wehrmacht übriggeblieben waren, korkte zu und stellte sie für künftige Generationen auf sein Schreibpult. Der Junge meinte, eine Flaschenpost gehöre eigentlich ins Wasser, aber Stefan meinte, beim Werkkanal würde sie im Turbinenrechen hängenbleiben, und der Fluss sei sehr unsicher, weil er zuwenig Wasser habe und dazwischen das Pack wohne, weshalb er dort nicht mehr hingehen dürfe. Dann war es wieder langweilig, und der Junge fragte, ob Stefan nicht mit seinem Häschen spielen wolle, aber Stefan sagte, dazu sei in dieser bedeutenden Zeit keine Zeit. Dann aber wurde er sehr seltsam und unruhig, und der Junge musste das Zimmer verlassen. Danach ging Stefan Spatzen schießen, und der Junge ärgerte sich darüber. Hoffentlich würde man in die Wüste flüchten, wo es viele Schlangen gibt.

Später kam wieder der Betriebsleiter und sagte, jetzt sei es ganz sicher, dass der Wagen am nächsten Vormittag komme, felsenfest, und Mutter zweifelte und war verzagt. Dann ging sie in die Kapelle und sprach mit dem heiligen Thaddäus, und auf der Strasse waren die Fuhrwerke weniger geworden, wahrscheinlich, weil ein sehr heftiger Wind blies. Dann kam der Betriebsleiter noch einmal, es sei alles klar mit dem Wagen, denn er habe telefonieren können, obwohl auf das Telefon auch kein Verlass mehr sei, aber morgen um vier würde der Holzvergaser angeheizt, und der Betriebsleiter von flussaufwärts würde mit seiner Familie auch darauf flüchten. Seine eigene Familie sei in Tirol bei seinen Eltern, und das sei gut, denn dorthin würden die Amis oder die Tommys kommen. Dann klopfte Mutter sehr lange Beethoven, weinte zwischendurch, und zu Abend gab es die kalten Hühnchen, die von der Wehrmacht übriggeblieben waren. Man hatte schon alle seine Sachen hergerichtet und konnte lange nicht einschlafen, weil man ja noch nie geflüchtet war.

Am Gründonnerstag war man schon sehr früh wach und wartete auf den Wagen. Der Junge war schon im Mantel und rannte zwischen der grossen Pendeluhr im Salon und seinem alten Kinderzimmer hin und her, wo man aus einem Spalt zwischen Jalousien und Splitterschutz auf die Allee sehen konnte. Über dem Zifferblatt der Uhr war das Auge Gottes. Das war mit dem Pendel verbunden und guckte immer rechts und links, aber der Holzvergaser kam noch immer nicht. Stefan sass in seinem Zimmer; Mutter ging immer wieder durch alle Zimmer und war nervös. Der Betriebsleiter kam und sagte, der Wagen sei oben schon losgefahren, aber dort seien die Strassen alle verstopft, und es werde noch ein wenig dauern. Mutter ging hin und her und betete leise.

Dann hörte der Junge endlich Motorenbrummen und jubelte auf. Mutter sagte: «Gott sei Dank», und lief ans Fenster, und da schrie sie: «Um Gottes willen!» Dann riss sie das Kind an der Hand und schrie nach Stefan und dass die Russen kämen, aber als sie an dessen Tür rüttelte, war die verschlossen. Mutter schrie weiter, und dann rannte sie mit dem Kind durch den Hof und hinaus bis zum Eiskeller und darüber ins Gebüsch. Das kannte man als gutes Versteck, denn man konnte schräg durch die Alleebäume bis zum Bahnübergang sehen, ohne gesehen zu werden. Dort standen drei Panzer und brummen, aber sie sahen nicht wie deutsche aus. Auf der Strasse hinter dem Fluss, von der man ein Stück sehen konnte, waren viele Fahrzeuge, aber diesmal in die andere Richtung. Und dann kamen Leute zu den Panzern, und der vorderste Panzer drehte seinen Turm hin und her, und man hörte die Panzer brummen und sonst nichts.

Plötzlich aber fuhren sie los und über den Bahnübergang in die Allee. Mutter sagte leise «O Gott!» und lief mit dem Kind ein Stück nach links, wo man gar nicht mehr gesehen werden konnte, aber auch nichts mehr sah bis auf die Hofeinfahrt. Darauf krachten ein paar Schüsse, und die Panzer wurden lauter. Dann kam einer um die Ecke und drehte seinen Turm auf den Hofeingang. Er war so nahe, dass man einen Stein darauf hätte werfen können, aber Mutter lag auf dem Boden und guckte vorsichtig über die Wurzeln. Der Panzer war in einem seltsamen Braun gestrichen, das aussah wie die Uniform des Führers, und hatte vorne einen roten Stern aufgemalt. Mutter drückte das Kind so fest auf den Boden, dass das Tagebuch im Mantel weh tat, und flüsterte, man solle still sein. Sechs Soldaten kamen mit Gewehren um die Ecke, und auch aus dem Panzer kamen zwei und liefen ins Haus. Sie blieben sehr lange im Haus. Der Panzer ratterte vor sich hin, und Mutter und Kind

waren so leise, dass eine Amsel ganz nahe kam und fast über die Hand des Kindes hüpfte. Mutter zitterte und betete lautlos, und es wurde allmählich kalt, weil es zwischendurch graupelte. Aber die Russen waren immer noch im Haus, und von fern her hörte man Schüsse. Nach sehr, sehr langer Zeit kamen zwei Russen aus dem Haus. Mit ihnen waren zwei Leute, die auf die Wirtschaftsgebäude deuteten. Aber der Panzer war so laut, dass man nichts verstehen konnte. Dann gingen die Leute wieder ins Haus und die Russen in den Panzer, aber der blieb stehen und machte weiter Krach. Die Sonne sah schon nach Mittag aus, als er sich plötzlich wieder bewegte, hin und her fuhr und dann um die Ecke verschwand. Man hörte ihn noch lange rattern, aber man blieb, wo man war, weil man ja die anderen vier Russen nicht mehr herauskommen sehen hatte, und im Haus war es auch laut. Man war etwas weiter nach links gekrochen, denn da war eine kleine Grube, und in der konnte man hocken.

Irgendwann, sehr viel später, kam Herr Kottnig um die Ecke gelaufen und rief immer wieder: «Gnädige Frau! Gnädige Frau!» Mutter rief erst nach einer Weile leise «Ja bitte», und dann kam Herr Kottnig unten heran und rief leise: «Es ist furchtbar! Es ist schrecklich!» Mutter fragte, ob die Luft rein sei, und Herr Kottnig sagte: «Ja, aber...» Dann stand Mutter auf und ging hinunter, etwas seltsam, weil es ja schon sehr kalt war, und Herr Kottnig sagte sehr viel zur Mutter, manchmal auch auf böhmisch, denn er kam von dort, und Mutter machte ein immer schrecklicheres Gesicht und sagte nur immer wieder «O Gott!», und dann rief sie den Jungen. Der konnte zunächst nicht richtig aufstehen, und dann rief sie: «Es brennt!» Nun wusste er, woher der Rauch kam, den man schon gesehen hatte, aber man hatte gedacht, es sei eingeheizt worden, und dann kam man herunter.

Mutter wurde von Herrn Kottnig gestützt, und man ging die Allee lang. Als man zur Vorderseite des Hauses kam, war dort viel Rauch, der aus zwei Fenstern kam, und man sah auch Flammen am Splitterschutz vor einem Fenster des Salons. Aber die Erwachsenen sahen sich das gar nicht an, sondern gingen weiter die Allee hinunter, und die Mutter sagte, man solle nicht weitergehen, und so sah man sich an, wie das Feuer am Splitterschutz immer grösser wurde. Dann gab es einen Krach, und nun kam auch aus einem anderen Fenster Rauch.

Die Erwachsenen waren in die Mitte der Allee gegangen und untersuchten einen Haufen Stoff, der dort an der Seite lag. Plötzlich begann Mutter laut zu schreien und zu jammern und fiel hin. Herr Kottnig versuchte, sie aufzuheben, aber Mutter schrie und fiel wieder hin. Dann kam die Mutter der Kottnig-Mädeln über den Bahnübergang, schrie auch etwas und rannte wieder zurück in ihr Haus. Mutter schrie immer noch, schon etwas leiser, aber man hörte sie lauter als das Prasseln am Haus, und dann kam Frau Kottnig wieder mit einer Flasche und gab Mutter zu trinken. Der Junge sah sich unterdessen das Feuer an, das auch wärmte. Nun kam schon Qualm aus allen Fenstern des Piano nobile bis auf die beiden Eckzimmer, und vor vier Fenstern brannte auch der Splitterschutz bis hinauf aufs Dach. Das Feuer wurde allmählich laut. Frau Kottnig ging mit Mutter in ihr Haus, und Herr Kottnig kam näher. Er sagte, der Junge müsse jetzt tapfer sein, denn es sei etwas Furchtbares geschehen. Aber das sah man ja.

Dann kam der Betriebsleiter mit ein paar alten Männern, die man schon bei den Feuerwehrübungen gesehen hatte, und sie zogen den Spritzenkarren hinter sich her. Das Kind hätte ihnen gerne beim Löschen zusehen, aber sie blieben einfach stehen und sahen sich das Feuer an, und Herr Kottnig sagte, man müsse jetzt

gehen. Etwas unterhalb lag mitten auf dem Weg ein ganz kaputtes Luftdruckgewehr, aber es war das von Stefan, und links war der Haufen Säcke, über den Mutter so geschrien hatte. Herr Kottnig ging so, dass man ihn nicht richtig sehen konnte. Aber an einer Seite schaute ein Bein heraus mit einem Schuh, und der Junge fragte: «Ist das Stefan?» Herr Kottnig sagte «Nein», aber der Junge wurde zornig und wollte zu dem Haufen, und da sagte Herr Kottnig «Ja». Aber man dürfe Stefan nicht ansehen, denn er sehe zu schrecklich aus, und als man fragte, ob er tot sei, sagte Herr Kottnig wieder «Ja». Als der Junge weiterfragte, sagte Herr Kottnig, Stefan sei den russischen Panzern entgegengelauften, ja, in seiner HJ-Uniform und mit dem Luftdruckgewehr, und er sei ja noch ein Kind gewesen, «aber man sieht aus einem Panzer so schlecht», und da hätten sie geschossen; und über einen Teil von ihm seien sie auch drüber gefahren. Nein, das Haus hätten die Russen nicht angezündet. «Das waren die eigenen Leute.» Gleich hinter den Russen seien sie hergelaufen und hätten geplündert, während die Russen Mittagspause machten, und dann hätten sie das Haus angesteckt, und die Russen hätten nichts dagegen getan, sondern seien einfach weggefahren. Da war man schon vor dem Kottnig-Häusel.

Mutter sass neben dem Herd, sprang auf und umarmte den Jungen, als habe sie ihn schon lange nicht mehr gesehen, und dann weinte sie wieder los und musste sich wieder setzen. Dann kam der Betriebsleiter und sagte, vorne sei nichts mehr zu machen, aber man würde dafür sorgen, dass der Hof und die anderen Trakte erhalten blieben, und das sei ja auch die bessere Bausubstanz, und dann wünschte er Mutter sein aufrichtiges Beileid. Da weinte Mutter noch lauter, und der Junge wurde in ein anderes Zimmer geschickt, zu den Mädeln. Man sass auf der Bettkante und sagte nichts, während die Erwachse-

nen in der Küche sprachen. Dann ging draussen Herr Kottnig mit einem Spaten zur Allee, und Frau Kottnig brachte Milchkaffee.

Der Junge wusste nicht, was er denken sollte, und war einfach sehr lange brav, und plötzlich kam der Holzvergaser. Er fuhr einfach vorbei, über den Bahnübergang in die Allee, und dort blieb er stehen. Die Erwachsenen gingen aus dem Haus und die Kinder mit. Herr Kottnig redete mit dem Fahrer, zeigte hierhin und dorthin, und das Haus brannte immer noch, aber nur aus den Fenstern und dem Dach. Als die Kinder zum Wagen kamen, standen dort einige Erwachsene und redeten aufeinander ein, der Betriebsleiter, der Betriebsleiter von der Fabrik flussaufwärts, seine Mutter, seine Frau und seine Tochter, und man verstand gar nichts. Man habe nicht losfahren können, sagte der fremde Betriebsleiter, weil die Angriffswelle den Pass heruntergekommen sei und man abwarten musste, bis sie durch war, und er habe dem Fahrer den Befehl gegeben, und er übernehme dafür die Verantwortung, und es sei ja der Holzvergaser seines Werks, und er müsse die Verantwortung für seine Familie tragen, auch wenn Mutter die Frau Generaldirektor sei, und es würde ihm ja auch leid tun, aber jetzt müsse man schnell machen, denn es würde bald dunkel, und die Strasse im Höllental sei völlig überlastet, und man müsse vor der zweiten Angriffswelle weg sein, und er sagte noch viel mehr.

Stefan war fort, obwohl sein Gewehr immer noch da lag, und auf der Wiese grub Herr Kottnig, der von dem Streit einfach weggegangen war. Er sagte, es gehe sehr schwer, weil der Boden unten immer noch gefroren sei, und hinter ihm lag ein langer Sack, der mit zwei anderen zu einem schmalen Paket gebunden war, und das war Stefan. Dann rief Mutter Herrn Kottnig, und der Holzvergaser fuhr die Allee hoch. Oben stritten die Er-

wachsenen wieder, weil der fremde Betriebsleiter nur die Kisten mitnehmen wollte, die in der Hofeinfahrt standen, und nicht die im Hof, und Mutter sagte, das könne er nur machen, weil sie eine Frau sei, und dann weinte sie wieder. Derweil luden der Betriebsleiter, Herr Kottnig und die Feuerwehr Kisten auf die Ladefläche, die schon ziemlich voll war, weil der fremde Betriebsleiter sehr viele Kisten mithatte, und dann wendete der Laster, was nicht einfach war, weil die Sachen der Feuerwehr im Weg standen. Danach stiegen die Frauen hinten ein und der fremde Betriebsleiter vorne, und der Wagen fuhr los. Der Junge ging mit Herrn Kottnig und dem Betriebsleiter zu Stefan. Der Wagen hielt, man stieg hinten ein, und der Sack mit Stefan wurde hochgehoben. Er war steif wie ein Brett. Die fremden Frauen hatten auf ihre Kisten Matratzen gelegt, und dort sassen sie. Mutter und der Junge sassen auf Kisten links und rechts von Stefan, der aus dem Sack tropfte. Der Betriebsleiter wünschte viel Glück, Herr Kottnig küsste Mutter die Hand, man sah noch kurz das brennende Haus, dann wurde die Plane heruntergelassen und festgezurrert, es wurde finster, und der Wagen fuhr los.

Man wusste nicht, wo man war. Es ruckelte, schüttelte und brummte, manchmal schwankte es so sehr, dass man fast von seiner Kiste fiel, und einmal fiel man auch, fast auf Stefan, und man musste dringend hinaus, nur klein, aber der Wagen hielt nicht. Nachdem man es Mutter ein paarmal gesagt hatte, sagte sie, man solle es zwischen Ladeklappe und Plane versuchen, und man fand auch eine Spalte, bei der es ging, wenn man sich auf die Zehenspitzen stellte, aber nur eine Weile, denn dann ruckelte der Wagen wieder, und die Hose wurde sehr nass. Manchmal hielt der Wagen auch, aber man durfte nicht raus, und einmal durfte man raus und es war finster.

Eine Frau stolperte über Stefan und schrie eine Weile, und danach schief man auf seiner Kiste wieder ein. Dann wurde man geweckt, und Mutter sagte, man sei da.

Die Plane war weg, und unten standen der Fahrer und der fremde Betriebsleiter, der sagte, man solle sich beeilen, denn er müsse gleich weiter nach Oberdonau. Man stieg aus und war noch sehr steif, dann wurden die Kisten und Stefan abgeladen und auf den Boden gelegt, und der Wagen fuhr weiter. Mutter sagte, es sei kurz nach vier. Aber man war kurz nach vier weggefahren, und da war es nicht so finster. Man war vor dem Gittertor der Grosseltern, das aussah wie eine Reihe von Speeren, und es war zu. Mutter klopfte an das Fenster der Familie, die darauf aufpasste, und nach einer Weile sperrte der alte Mann das Tor auf, und man ging in seine Stube. Später wurde man wieder geweckt. Da hatten Leute die Kisten auf einen Wagen geladen und den Sack mit Stefan auf die Bahre aus der Kapelle, und man ging zu den Grosseltern. Man ging hinter der Bahre mit Stefan, Mutter weinte, und den Leuten schauten die Nachthemden unter den Mänteln hervor. Hinter der Haustür stand Grossmutter mit einer Haube auf dem Kopf und einem Mantel überm Nachthemd, und man ging in ihr Boudoir. Sie sagte, das ganze Haus sei schon voll, und während Mutter mit ihr redete, half sie dem Jungen aus dem Mantel, und er durfte sich auf das kleine Sofa legen. Er erkannte seine bunte Decke wieder, und das beruhigte.

Als man die Grossmutter wiedersah, war schon Mittag, aber man hatte Fieber und durfte liegenbleiben. Manchmal sah man die Mutter, manchmal den Doktor und einmal sogar den Grossvater; man bekam heisse Limonade, aber aus eingekochten Zitronen, musste Tee trinken, der ekelhaft schmeckte wie das Chinin und das Codein, aber am widerlichsten waren die Dunstumschläge vom Bauch

bis zum Hals, obwohl sie gut sein sollten, doch man schwitzte ganz schlimm darunter. Als man wieder aufstehen konnte, war Stefan schon auf dem Friedhof, und Mutter wohnte in der Bibliothek, weil so viele Leute da waren und die Russen schon vor Wien. Grossvater sagte, dort würden sie wohl eine Weile bleiben, weil sie das russische Osterfest feiern würden, das eine Woche später sei als das christliche, aber man hatte von Ostern gar nichts mitbekommen und auch keine Eier.

Es waren wirklich sehr viele Leute im Haus, denn zu den Mahlfrauen waren einige Familien aus Wien und drum herum gekommen. Sie waren alle Freunde oder Geschäftsfreunde der Grosseltern, also die ganz alten Leute, und sie waren mit ihren Töchtern, Schwiegertöchtern und Enkeln da. An den langen Tischen, wo sonst nur das Personal gegessen hatte, war es jetzt sehr eng, weil viele Stühle dazwischengeschoben waren und auch eine Bank. Die Grosseltern sassen wie immer vorne um die Tischecke und assen die Suppe aus einem Teller, am anderen Ende sassen die Mutter und der Junge, aber dazwischen war ein ziemliches Durcheinander, weil einige Kinder noch sehr klein waren und von Fronturlauben. Da hatten die Soldaten den Frauen immer Kinder gemacht, damit ihnen in der Zwischenzeit nicht langweilig würde. Nun waren die Kinder klein und die Väter weg. Wenn sie nicht bei Tisch sassen, stritten die Erwachsenen oft, weil es nur wenige Toiletten gab, die sie Klo nannten, weil man das Wasser tragen musste und gelegentlich etwas danebenging, was man eigentlich gleich aufwischen sollte, aber man war es natürlich nicht gewesen, oder weil ein Kind an irgend etwas krank geworden und damit ein anderes angesteckt hatte. Grossmutter sagte, dass ihr alles sehr auf die Nerven gehe, und war viel im Boudoir, wo sie dann den Jungen hinausschickte zu Grossvater in das Arbeitszimmer. Der

schickte ihn nach einer Weile zu Mutter in die Bibliothek, die neben ihren Kisten sass und strickte. Es waren nicht mehr sechs, sondern nur vier Kisten, weil der Fahrer bei der Flucht zwei nicht abgeladen hatte, und da seien die wertvollsten Sachen drin gewesen, und nun war sie darüber traurig und auch wegen Stefan, und dann schickte sie den Jungen weg. Draussen aber war es auch nicht schön, sondern aprilig und kotig, und so blieb man nahe beim Haus und hörte den Fremden beim Streiten zu. Eine davon war sehr nett, siebzehn und hiess Mimi. Mit der verstand man sich gut, und sie erzählte, dass Wien bald fallen würde, weil die Russen schon fast am Donaukanal seien. Und auch im Dorf sei eine Bombe gefallen, wahrscheinlich irrtümlich, aus einem Geschwader Richtung Linz. Sie habe das Schneiderhäusel getroffen und die ganze Familie umgebracht bis auf den Schneider, denn der hatte gerade im Wirtshaus gesessen und den Alarm gar nicht mitbekommen.

Einige jüngere Männer kamen vom Krieg zurück. Sie waren müde, verdreckt und fröhlich, und hatten keine Uniform an, sondern was die Grossmutter «Räuberzivil» nannte. Der Gärtner war froh, dass einer seiner Söhne darunter war, und Grossvater, dass «nun endlich wieder ein richtiger Kerl im Haus» sei. Er hiess Herr Mandi, also eigentlich Hermann, aber das sagte man jetzt besser nicht, und er war ja auch nicht nach Onkel Hermann getauft worden, sondern vorher, schon im Ersten Weltkrieg, und deshalb musste man zu ihm auch nicht Herr sagen, sondern nur Mandi. Er war riesengross, fast einen Kopf grösser als Grossvater, sehr breit, und seine Kinder waren ein Jahr älter und eines jünger als der Junge, und dann war da noch ein Fronturlaub von Kriegsbeginn. Man kannte sie, aber sie wohnten auf der anderen Seite der Gärtnerei, und man hatte sie eigentlich nur gesehen, wenn sie was ins Haus brachten und von Grossmutter

Zuckerl bekamen. Herrn Mandi kannte man gar nicht, und nun erzählte er den Grosseltern, wie er sich mit einigen Kameraden aus Ungarn über die Steiermark abgesetzt habe. Sein «Räuberzivil» trug er jetzt nicht mehr, sondern nur noch bei der Gartenarbeit, und das war seine Uniform ohne was dran. Auch der Sohn des Elektrikers in der Fabrik hatte sich abgesetzt, aber der hatte eine Verwundung und lag bei den Eltern. Dann kam noch der jüngere Sohn des Gärtners, der sich aus Jugoslawien abgesetzt hatte. Er war etwas kleiner als Herr Mandi und noch nicht verheiratet, aber Mimi fand ihn sehr fesch, und die ganze Familie war so glücklich, dass sie nach oben zur Kirche ging und der heiligen Maria eine Kerze stiftete.

Die Erwachsenen redeten davon, dass Wien gefallen sei und die Russen schon St. Pölten genommen hätten, aber jetzt würden sie sich nicht mehr rühren, sondern erst auf die Amis warten, die schon in Bayern und im Süden seien. In der Stadt auf der anderen Seite des grossen Waldes sei ein furchtbares Durcheinander, weil es dort auch einen Treck gab, der vor den Russen davonlief, und viele Wehrmachtseinheiten, die nach Oberdonau wollten, das die Grosseltern immer Oberösterreich nannten und das demnächst den Amis gehören sollte. Auch den Fluss hinauf sollte sich Wehrmacht nach Oberösterreich absetzen, aber die Strasse war hinter dem anderen Wald, und man bekam davon nichts mit. Nur einmal kamen einige Soldaten, von denen die Eltern des einen die Grosseltern kannten, und wollten Zivilkleider kaufen. Sie bekamen welche vom Grossvater, die ihnen viel zu weit waren, aber sie waren zufrieden, und weil sie nicht dafür zahlen durften, liessen sie zwei grosse Kaniister Benzin da, aber die Uniformen mussten sie mitnehmen. Die liessen sie dann am Flusshang gleich neben der Einfahrt, und dort fand man sie am nächsten Nach-

mittag. Da spielten damit die Enkel des Pförtners Krieg, aber ihr Vater, der sich auch abgesetzt hatte, erwischte sie und haute sie fürchterlich durch.

Aus dem Radio hörte man, dass der Führer gefallen sei und sich davor umgebracht habe und Onkel Josef und Tante Magda und die Kinder auch, und dass die Ostmark jetzt deswegen wieder Österreich heisse, was sie vorher heimlich auch schon getan habe, und Dr. Renner, den man samt seinem Bart ja kannte, die neue Regierung sei. Und vom Personal hörte man, dass sich der Doktor oben im Dorf umgebracht habe und seine Familie auch, und der Oberlehrer habe sich aufgehängt, und das fand man gut. Es war ja ohnedies keine Schule, und alle redeten davon, dass sie nicht wissen, wie es weitergehen solle. Auch Tante Minna vom Kindergarten ging es schlecht, da sie mit ihrem Bruder zusammenlebte. Der war schwachsinnig und Nazi, weshalb er sich in der Nacht vor das Haus gesetzt hatte und nicht hineingebracht werden konnte, bis er erfroren war. Der Junge sass gerade im Arbeitszimmer des Grossvaters und las in einem Heft von Stefan, das Frau Ludendorff geschrieben hatte, nämlich dass hinter der jüdischen Verschwörung und den Bolschewiken in Wahrheit die Tibeter stecken, die man aus den Büchern von Sven Hedin kannte. Sie wohnten in den Wüsten des Himalaya, und da kam Herr Mandi mit dem Herrn Ortsgruppenleiter. Man kannte ihn, obwohl er jetzt keine Armbinde trug, aber man rührte sich nicht in seiner Ecke, und er war fast einen Kopf kleiner als Herr Mandi. Er sagte zum Grossvater «Grüss Gott», was man von ihm noch nie gehört hatte, und dass er eine Frau und eine Tochter hätte und nichts gegen den Grossvater, und es täte ihm ja leid, dass er ihn nun bitten müsse, ihm um Christi willen zu helfen. Grossvater sagte «Aber gern», suchte in einer Schreib-

tischlade und gab ihm etwas, das aussah wie eine kleine Pistole und mit Perlmutter verziert war. Später sagte Herr Mandi, das sei ein Damenrevolver gewesen, aber jetzt sagte der Grossvater zu ihm, er solle den Ortsgruppenleiter aus dem Haus führen und vor das Tor, denn er wolle im Haus keine Scherereien haben. Nach einer Weile hörte man einen Schuss, aber der Grossvater liess den Jungen nicht aus dem Fenster sehen und schimpfte mit ihm, denn er hatte vergessen, dass er da war, und schickte ihn in die Küche zu Grossmutter. Die sass dort in ihrem Gehäuse. Das war ein Glaskasten mit Vorhängen, durch die sie alles sehen konnte, aber niemand sie, doch Grossmutter schickte ihn auch wieder weg. Mutter hatte sich in ihrem Zimmer eingesperrt, und in der Gärtnerei hörte man, Herr Mandi sei ins Dorf gegangen zu der frischen Witwe des Ortsgruppenleiters. Mit der kam er dann am Nachmittag, und sie hatte eine Scheibtrucken, wie die Schubkarren bei den Grosseltern hiessen, um ihren Mann heimzuholen, aber man durfte wieder nicht zusehen.

Später kamen dann noch ein paar Männer mit rot-weissroten Armbinden zu Grossvater. Durch die Tür hörte der Junge, wie Grossvater sagte, sie sollten ihre Republik ohne ihn machen, und er habe schon in der Monarchie keine Funktion übernommen, weil er von jedem Staat nur seine Ruhe haben wolle. Dann sagte einer der Männer, er brauche sich doch vor den Kommunisten nicht fürchten, und Grossvater sagte noch lauter, das wolle er aber auch verdammt hoffen, und die Kummerln sollten sich lieber vor Stalin fürchten, und als die Männer gegangen waren und der Junge den Grossvater fragte, ob Kummerln was mit Kummer zu tun habe, lachte Grossvater und sagte, so hiessen die Kommunisten, aber mit denen würde er auch noch fertig, denn er hätte schon so vieles überlebt.

Später am Abend durfte man Frau Philipp und Frau Luftensteiner zusehen, den beiden alten Weissnäherinnen. Grossmutter hatte ihnen die alten Fahnen gegeben und ein paar alte Leintücher. Daraus machten sie nun neue Fahnen, denn die neue Regierung hatte es so angeschafft, und sie waren breiter als die alten wegen des Leintuchstreifens in der Mitte. Den nahm man aus den Leintüchern, die schon durchgelegen waren, die man aber noch als weisse Fahnen verwenden konnte. Links und rechts davon kamen die alten, der Länge nach durchgerissenen Fahnen, um daraus österreichische zu machen. Sie hatten im Rot dunkle Halbkreise, und am nächsten Tag hingen sie am Haus und vor dem Tor. Die runden Tücher mit dem aufgedruckten Hakenkreuz, die davor vor dem dunklen Rot waren, aber kamen zum Schuhputzzeug.

Beim Mittagessen sagte Grossmutter zu den Gästen, nun gebe es ja ein befreites Land, und wenn sie unbedingt etwas zahlen wollten, könnten sie's tun oder sich die Freiheit ansehen. Herr und Frau Wittmann machten sich Sorgen, weil nun die Russen kämen und sie im Vorstand von Südmark waren. Das war ein Verein aus der Monarchie, der für die deutschen Schulen in Siebenbürgen deutsche Schulbücher organisierte, aber Grossmutter sagte, dazwischen sei auch noch was anderes gewesen und die Südmark sei kackbraun geworden. Später kam ein Mann mit rotweissroter Armbinde und erzählte, er sei jetzt Bürgermeister und hätte die Listen aller PGs, und Grossvater sagte, die hätte ihm doch nur der Ortsgruppenleiter vererbt, weil er sonst nichts gehabt hätte. Dann sagte er, es sei ja in Ordnung, dass nun wieder einmal die Sozis drankämen und aus der Gefolgschaft in der Fabrik wieder eine Belegschaft würde, aber das verstand der Junge nicht, und Grossvater wollte es ihm auch nicht erklären, weil man froh sein sollte, von diesem

ganzen Blödsinn noch nichts zu wissen, und dass man ohnedies noch genug davon erleben werde.

Im Ort packten einige Familien ihre Sachen, weil sie nach Oberösterreich wollten, wo die Amis hinkommen würden, und Herr Mandi sagte, jetzt würden die Nazis einmal merken, wie ein anderes Wetter sei, aber das Wetter war gut, und es blühten viele Schneeglöckchen, Märzenbecher und Leberblumen. Später bekam man von Mutter eine Ohrfeige, weil man nicht anständig gesprochen hatte. «Du stotterst ja», sagte sie, aber man war nicht schuld. Die Grossmutter sagte später, man solle beim Sprechen aufpassen, aber das tat man ja. Nur manchmal war das etwas schwer.

Am ersten Mai sollen die Sozis und Kummerln aus der Fabrik gefeiert haben, aber man durfte ihnen nicht zusehen, denn Österreich war befreit, und alle warteten auf die Russen. Grossmutter sagte, das Haus sei aufgeräumt, aber man könne nie wissen, und die Frauen übten Verstecken, um nicht von den Russen vergewaltigt zu werden. Sie zogen sich auch ganz dick an, und das Kind wollte wissen, wie Vergewaltigten gespielt wird, doch Grossmutter sagte, das ginge den Jungen nichts an, weil er noch zu klein sei und sie schon zu alt. Unter dem grossen Tisch in der Küche, der unten ein Brett hatte für die Töpfe, war ein alter Eiskeller mit einer flachen Tür darüber. In den wurde eine Leiter gestellt und ein kleiner Tisch mit ein paar Hindenburglichtern. Da stiegen dann die jüngeren Frauen hinein mit einem Feldbett und ein paar Matratzen wegen der Russen, aber die waren noch gar nicht da.

Sie kamen erst am neunten Mai, einen Tag vor Himmelfahrt, aber man durfte sie nicht sehen, sondern musste mit Mutter und den jüngeren Frauen in den Eiskeller, über den dann die Männer den Küchentisch schoben. Dann hörte man lange nichts, und dann war es oben

eine Weile sehr laut, und die Frauen beteten ganz leise. In einer Ecke war ein Eimer, in den man klein durfte, und auch die Frauen mussten oft. Es war auch ein Krug Limonade da und Brote mit Wurst und Käse, aber die Frauen assen fast nichts und fuhren nur zusammen, wenn es oben wieder laut wurde. Dann beteten sie leiser. Der Junge langweilte sich und lag auf dem Feldbett hinter dem Rücken der Frauen.

Als er geweckt wurde, war die Lücke zur Küche offen, und dort brannte das kleine Licht. Sonst war es ganz finster. Grossmutter sagte, es sei alles sehr schlimm gewesen. Die Russen seien wie die Wilden durch das ganze Haus gestürmt, und man könne den ganzen Schaden noch nicht übersehen, weil man noch nicht nachgeschaut habe. Die Frauen hätten sie in Ruhe gelassen, aber einige Uhren mitgenommen, und im Weinkeller hätten sie besonders gewütet. Morgen würden dann die regulären Besatzungstruppen kommen. Dann müsse man wieder in den Keller, aber Herr Buchlar, der schon ewig da war und seit dem Tod des alten Hausknechts der neue, würde ein Kabel legen, damit dort elektrisches Licht sei. Mutter sagte, sie habe durch die Russen schon ein Kind verloren und der Junge solle sicherheitshalber im Keller schlafen. Nach dem Essen wurde sein Bettzeug gebracht; Herr Buchlar installierte eine Lampe, die einen Schalter hatte, stellte statt des Eimers etwas hin, das Leibstuhl hiess, und dann legte man sich schlafen.

Als der Junge aufwachte, war es finster, und er konnte die Lampe nicht finden. Er musste klein und hatte Angst, man hätte ihn vergessen, aber dann fand er die Lampe und sah den Raum und den Leibstuhl. Auf den musste man sich setzen, sonst konnte man nicht genau zielen, aber drin war auch nur ein Eimer. Dann legte er sich hin, liess aber das Licht an, doch bald wurde der Küchentisch oben weggerückt, und es kamen Mutter, die jun-

gen Frauen und Frühstück. Der Junge sagte nicht viel, weil man ja leise sein sollte und Mutter gesagt hatte, er dürfe nicht stottern. Oben war es manchmal wieder laut, aber nicht so laut wie gestern, und es wurde auch nicht so viel gebetet.

Der Küchentisch wurde wieder weggeschoben, und in der Küche war nur kleines Licht, aber das war wegen der Verdunkelung an den Fenstern, denn draussen war erst Abend. Als alle in der Küche sassen, erzählte Grossmutter, dass sich ein paar hundert Russen im Barocktrakt einquartiert hätten, aber ihr Kommandant sei halbwegs zivilisiert und spreche sogar etwas Deutsch. Er habe Grossvater befohlen, sich ins Bett zu legen und krank zu spielen, denn wenn der Kommandant des Kommandanten käme, müsse man sagen, er hätte eine ansteckende Krankheit, sonst würde das ganze Haus requiriert. Als der Junge fragte, was das heisse, sagte Grossmutter «weggenommen», aber das verstand er auch nicht, denn das Haus war ja da. Die Mutter sagte, sie traue den Russen nicht und der Junge solle noch ein paar Tage da unten in Sicherheit bleiben. Dann ging sie mit den Frauen weg, die meistens Fräulein waren, und man sass mit Grossmutter in der Küche. Sie seufzte immer wieder und sagte, wenn sie gewusst hätte, dass sie sowas durchmachen müsse, hätte sie sich vorher aufgehängt. Sie machte dem Jungen eine Eierspeis aus Rühreiern, denn im kleinen Herd war etwas Feuer, und Mutter kam mit einigen Büchern, damit sich der Junge nicht langweile. Grossmutter sagte, der Kleine tue ihr leid da unten, aber er gehöre ihr ja nicht, und der Junge sagte, er sei nicht mehr klein. Dann räumte Herr Buchlar unten auf, und man musste wieder hinunter.

Wie lange der Junge dort unten blieb, wusste er später nicht mehr. Mutter sagte, es seien ein paar Tage gewesen, Grossmutter zehn oder vierzehn, aber es war

sehr lange. Am Abend kamen immer Mutter und Grossmutter, denn dann war in der Küche Verdunkelung, und Herr Mandi und Herr Buchlar rückten den Tisch weg. Dann bekam man warmes Essen, aber man wollte eigentlich kaum essen. Meistens las man. Es waren ein paar Bücher dabei, die Stefan von Onkel Rudi bekommen hatte. Der war ein wirklicher Neffe von Grossmutter, Buchhändler und Lagerkommandant, weshalb ihn Grossmutter nicht leiden konnte. Er war später des Lagers wegen auch im Gefängnis, aber in Deutschland. Dort blieb er auch danach, und man lernte ihn nie kennen. Die Bücher aber waren interessant. *Der Soldat Christoph* hiess eines, aber das war im Dreissigjährigen Krieg. Ein anderes erzählte vom Banat, woher vor einem halben Jahr die vielen Deutschen gekommen waren, aber im Buch gingen sie erst hin, weil es Prinz Eugen gerade den Türken weggenommen hatte. Sehr schön war auch *Abenteuer um Saratow* von Junge Generation. Da war eine deutsche Familie, die den Russen die Kultur gebracht hatte, aber die Bolschewiken wollten sie dafür umbringen, und ein tapferes Mädchen mit Pferd musste sie retten. Man las noch einige solche Bücher, aber sie langweilten, da man ja nicht so tapfer sein konnte wie die Kinder da drin, denn man sass auf dem Feldbett vor einem kleinen Tischchen unter der Lampe. Nicht einmal die Katze war da, die früher gerne mit im Bett geschlafen hatte. Nur Mutter und Grossmutter, Herr Buchlar und Herr Mandi war einfach zuwenig.

Einige Tage nach dem Geburtstag durfte man dann aus dem Keller, und Mutter sagte dem Jungen, er dürfe nicht stottern, aber er merkte nicht, wenn es passierte, denn das Sprechen war manchmal sehr schwer. Mutter gab immer eine Kopfnuss, wenn man gestottert haben sollte, und deshalb ging man ihr lieber aus dem Weg. Draussen

war noch Mai, und wenn es regnete, wurde man von Grossmutter gehänselt. Sie hatte dem Kind nämlich gesagt: «Mairegen macht, dass ich grösser werd'.» Das wollte man ja, und so rannte man nackt hinter dem Haus durch den Regen, aber man wuchs nicht. Jetzt sass man bei Regen drinnen und wuchs auch nicht.

Auch sehr viel draussen sein durfte man nicht, denn hinten im Barocktrakt waren die Russen, und man sah ihre Autos auf den Rabatten, die nicht gemacht wurden. Es war verboten, ihnen nahe zu kommen, aber man guckte natürlich. Im Wirtschaftshof war eine Tür, durch die man zur Gärtnerei kam, aber auch auf die andere Seite des Barocktrakts, wo keine Autos standen und die Russen ihre Sachen wuschen. Sie hatten lange Unterhosen an, und dabei war es schon warm.

Der erste Russe, den man näher sah, war der Kommandant. Er kam Grossvater besuchen, der im Bett lag, und sagte, er könne aufstehen, alles sei gut. Aber Grossvater war wirklich krank geworden, weil es heiss war und er nichts tun durfte, und jetzt hatte er Fieber und Verstopfung.

Im Wirtschaftshof pumpten die jüngeren Männer den Weinkeller aus, der unter dem Appartement der Grosseltern lag. Er war sehr gross und in den Stein gehauen, aber jetzt roch er sehr stark, weil drin alles kaputt war. Herr Buchlar erzählte, am Anfang hätten sich die Russen ja fast menschlich verhalten und nur gesoffen, aber dann hätte einer die frische Mauer gefunden, vor die man extra ein Fass gestellt habe und hinter der das Silber war, und dann hätten sie vor Freude alles zerschlagen, die Fässer und die Flaschenregale und sogar die Reserve. Nun musste man den Wein abpumpen, der vorne fast einen halben Meter hoch stand und hinten fast einen ganzen, weil dort der Keller tiefer war, und der Wein, der nicht mehr weiss oder rot war, kam durch das Rohr

in den Abfluss. Herr Mandi sagte, heute würden die Fische sehr besoffen werden, weil das alles in den Fluss kam, und als er mit den Gummistiefeln in den Keller gehen konnte, rief er schnell alle anderen, denn da unten war noch ein Russe. Der Junge sah ihn später, als er im Hof lag, ganz verkrümmt und unter einem Sack. Die Männer sagten, er müsse ausgerutscht sein und im Wein ersoffen. Dann kam der Kommandant, sah sich den Russen an, nahm ihm eine Halskette ab und noch ein paar Sachen und sagte, der sei von den Sturmtruppen, aber kein richtiger Russe, sondern von weit hinter dem Ural, und er werde ihn zu den Baracken bringen. Dort wohnten jetzt Deutsche aus dem Banat, die man im Ort Bana-deutsche nannte, weil Bana Knochen hiessen und sie nicht viel mehr hatten, aber früher wohnten dort die Lagerarbeiter, und dort waren schon etliche Russen unter der Erde, denen man bald ein Heldendenkmal errichten werde. Neben dem Russen hatte Herr Mandi noch einiges Silberzeug gefunden, aber das sagte er dem Kommandanten nicht, sondern nur der Grossmutter, die es nicht gut fand, dass man den Russen gesehen hatte.

Als man alles der Mutter erzählte, sagte sie, der Junge solle nicht stottern, und sie werde ihm jedesmal eine Kopfnuss geben, wenn er wieder stottert. Frau Wittmann meinte, das sei das Vernünftigste, und die Schule sollte auch wieder losgehen.

Es gab einen neuen Lehrer und eine neue Lehrerin, und Oberlehrerin war Fräulein Unterreiner, die sehr klein und uralt war. Alle fürchteten sich vor ihr, weil sie schon das ganze Dorf verdroschen hatte und von den Nazis in die Pension geschickt wurde. Zum Jungen aber war sie freundlich und sagte, ein Nazibankert dürfe ruhig stottern, das sei die Strafe Gottes. Und dann lernte man, dass es das, was war, eigentlich nicht gegeben hätte, denn das seien die Reichsdeutschen gewesen. Das hätte mit

den Österreichern nichts zu tun, die es Gott sei Dank wieder gebe, und man spreche nicht mehr deutsch, sondern österreichisch. Das klang aber eigentlich gleich.

Im Ort gab es jetzt zwei Schneider. Die hatten viel zu tun, denn alle Männer wollten Steireranzüge haben, bis auf die Arbeiter aus der Fabrik, denn die waren Proleten-Arier. Die Nazis wurden von den Russen jeden Tag zu irgendeiner Arbeit geholt, und sie sagten, sie seien es nicht gewesen, sondern beim Widerstand. Das war den Russen aber egal, und der, der sie immer holte, hiess «Gott sieht alles», weil er das immer sagte. Von den Bauernkindern hörte der Junge, die Russen würden in die Dörfer fahren und laut «Adolf! Adolf!» rufen oder «Hermann! Hermann!». Wenn dann ein Kind käme, nähmen sie den Eltern das Vieh weg, und die Kinder würden von den Eltern schrecklich durchgehauen, weil sie so einen Namen hätten. Und im Haus hörte der Junge, dass man Onkel Hermann in Zell am See verhaftet habe. Er sei im Krankenhaus gewesen, weil ihn der Führer so verfolgt habe, und er habe deshalb viel Morphium nehmen müssen, aber die Amis hätten mit ihm kein Mitleid gehabt. Grossvater sagte, von den meisten Leuten sei einer alleine schon ein Gesindel, und Grossmutter sagte, man solle ein Dach über den Ort bauen, damit der Puff fertig sei, weil die Weiber, deren Männer im Krieg geblieben seien, jetzt alle mit den Russen gingen und manche schon für ein Kommissbrot. Aber was sie damit genau meinte, wollte sie dem Jungen nicht sagen.

Die Russen mussten immer am frühen Abend zu Hause sein, und der Kommandant hatte einen Schlüssel zum Tor der Einfahrt. Aber es muss noch ein anderes Tor gegeben haben, von dem man nichts wusste, denn als man einmal in der Nacht noch klein musste, sah man wieder Leute bei den Bohnenstangen. Es war aber nie-

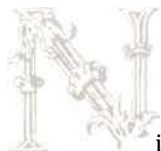
mand aus dem Haus, und man konnte es auch nicht gut sehen, da im Kinderzimmer Mimi und ihre Eltern wohnten. Sie waren noch nicht nach Hause gefahren, weil ihr Haus ganz zerschossen war und sie es nicht reparieren konnten. Am Tag konnte man manchmal die Russen sehen, wenn man zu Familie Wittmann ging, wo man die Schulaufgaben machte, denn die wohnten auf der anderen Seite des Barocktrakts über den Russen. Die fuhren auch oft durch das Dorf, denn sie hatten den Leuten viele Fahrräder weggenommen. Die warfen sie weg, wenn sie kaputt waren, und der Schmied reparierte sie. Manchmal bekam er sie wieder heil, manchmal baute er aus einigen alten ein neues zusammen, und die Leute aus dem Dorf kamen zu ihm, um sich ihre Räder wieder zu kaufen. Einmal fragte ein Russe den Jungen, ob er auch ein Fahrrad haben wollte, aber man wusste, dass es ihm nicht gehörte, und man hatte Angst, dann vom Grossvater Schimpfe zu bekommen.

Grossvater war ohnedies sehr nervös, weil heuer kein Geschäft sein würde. Man hatte auch in der Gärtnerei und auf den Feldern nicht sehr viel angebaut, weil man es nicht verkaufen konnte und die Russen es doch nur wegnehmen würden. Aber es kamen Leute aus Wien, um Speck zu kaufen oder Würste. Dafür war der eine Onkel zuständig, weil der Verwalter war. Meistens verkaufte er ihnen nichts, weil er sagte, es sei nichts da. Er nahm auch kein Geld, weil das nichts wert sei, und Silberzeug oder Teppiche nahm er auch nicht. Nur alte Goldmünzen und manchmal auch Briefmarken, weil er die sammelte. Aber die Goldmünzen musste er Grossmutter abliefern. Manchmal wurde auch geschlachtet, aber nur in der Nacht, damit niemand was merkte, und die Schweine waren in verschiedenen Ställen untergebracht, denn niemand sollte wissen, woher sie kamen. Manchmal sagte Grossmutter, wenn sie gewusst hätte,

dass alles so kommt, hätte sie sich rechtzeitig umgebracht, und das sagte sie sehr oft, weil sie dafür viele Gründe hatte. Dann sagte Grossvater, man habe ja noch Glück, weil unsere Russen noch halbwegs zivilisiert seien. In anderen Häusern würden sie viel, viel wüster hausen.

Später erfuhr der Junge, warum das so war. Grossvater hatte, als die Nazis kamen, einige Kommunisten versteckt und ihnen über die Grenze geholfen. Dabei konnte er die Kommunisten nicht leiden, aber die Nazis eben noch viel mehr nicht. Jetzt waren die Kommunisten wieder da, und sie hatten den Russen schon in Moskau gesagt, dass sie zu den Grosseltern höflich sein sollten. Aber die Grosseltern waren trotzdem Kulaken und Bojaren, und deshalb kamen die Russen zu ihnen ins Haus. Sie hatten nämlich etwas gegen Kulaken und Bojaren, und alle ölgemalten Vorfahren bekamen von ihnen einen Kopfschuss. Grossmutter lachte darüber und sagte, es geschähe ihnen ja recht, auch wenn sie nichts mehr davon spürten, aber sie ärgerte sich auch, weil dahinter die Wand ruiniert war und man solche Seidentapeten nicht mehr bekam. Manchmal war sie eben schon ein wenig seltsam. Einmal sagte sie, sie habe schon dreimal den Weltuntergang erlebt, zweimal den der Ihren und jetzt den totalen, aber die Welt gab es ja immer noch. Vielleicht hatte sie das nur nicht bemerkt, doch als man ihr das sagte, meinte sie, man sei ein dummer Bub.

FAST WIEDER NORMAL



icht weit von der Einfahrt zu den Grosseletern und der zur Fabrik stand ein Haus, das Grossvater gehörte und das eigentlich ein Gasthaus war. Zuletzt hatte es eine alte Frau betrieben, deren Mann schon vor dem Krieg gestorben war, und als der Junge noch ein Kind war, hatte sie es zugesperrt und war zur Tochter in die nahe Stadt gezogen. Grossvater wollte es nicht mehr vergeben, weil man ja Krieg hatte, und den Russen gefiel es im Barocktrakt besser, weil sie dort mehr Platz hatten. Der Junge kannte das Haus, weil er manchmal mit dem Personal mit hineingegangen war, um die Fenster zu öffnen und Luft hineinzulassen. Unten waren Gastzimmer, Extrazimmer, Küche, drei Klos und zwei Zimmer für Personal, oben waren auch ein paar Zimmer und zwei, die kleiner Saal und grosser Saal hiessen, aber auch der grosse Saal war kleiner als Grossvaters Arbeitszimmer. Überall standen Möbel herum, und sie waren so staubig, dass man sie nicht anfassen durfte.

Dorthin sollte man jetzt mit der Mutter ziehen, damit sie eine Existenz hatte, wie Grossvater sagte, und eine dicke Köchin kam auch mit. Sie war ein ganz klein wenig älter als Mutter, und ihre Mutter war Mutters Amme gewesen. Solange das Haus hergerichtet wurde,

durfte der Junge noch in Grossmutter's Boudoir wohnen, obwohl im Haus schon mehr Platz war, weil fast alle Familien wieder heimgereist waren. Im Kinderzimmer aber wohnte jetzt Grossvater's Schwester aus Siebenbürgen, die er nicht leiden konnte und die nicht nach Hause konnte, weil die Rumänen sie auch nicht leiden konnten und sie nicht die Familie ihrer Schwiegertochter.

Eines Tages, man hatte noch keine Ferien, kam auch ihr Sohn. Er sah ziemlich dreckig aus und sagte, es gehe ihm auch so. Weil er Siebenbürger war, hatte man ihn zur SS genommen, und zuletzt war er in Prag gewesen. Dort hatte er barfuss über Glasscherben laufen müssen, und dann durfte er nach Hause. Das war nicht einfach, denn unter der Achselhöhle hatte er seine Blutgruppe tätowiert, und obwohl er von seiner Uniform alles abgerissen hatte, worauf er früher stolz war, musste er in jedem Dorf sein Hemd ausziehen, und dann wurde er verdroschen. Unterwegs lernte er einen Mann kennen, der auch nach Österreich wollte, aber der kam aus Theresienstadt und hatte seine Nummer auf den linken Unterarm tätowiert. Ein paarmal sah er zu, wie Onkel Walter verhaun wurde, aber dann tat er ihm leid, und er tätowierte ihm auch eine Nummer auf den linken Unterarm. Dann musste Onkel Walter seinen Hemdärmel nur noch bis zum Ellbogen aufkrepeln, und er wurde in Ruhe gelassen und bekam sogar zu essen. In St. Pölten hatte er sich von seinem Freund getrennt, weil dessen Familie vergast war und er seine suchte. Zu seinem Onkel, dem Grossvater, war er nur gekommen, um etwas darüber zu erfahren, und so fand er wenigstens seine Mutter. Tante Hermine war froh, ihn wiederzuhaben, aber über seine Frau und Kinder wusste sie auch nichts, weil die zuletzt bei seinen Schwiegereltern waren. Vielleicht seien sie in der Steiermark, denn dort hätten sie entfernte Verwandte. Onkel Walter blieb ein paar

Tage, bekam frisches Gewand und frische Wäsche, und dann ging er weiter in die Steiermark.

Mutter war sehr traurig, weil sie in das Gasthaus musste und die Schwester des Jungen gestorben war. Das war eigentlich schon lange her und bei der Kinderlandverschickung im Allgäu gewesen, aber Mutter hatte es erst jetzt erfahren und Elisabeths Sachen bekommen. Sie war gerade fünfzehn, und als die Amis kamen, hatte sie ihre Zyankalikapfel zerbissen, «um nicht von Niggern geschändet zu werden», wie sie an Mutter schrieb. Mutter weinte viel, und der Junge verstand das nicht ganz, weil Liesel ja schon eine Weile tot war und im Leben sehr zickig. Der Junge konnte sie eigentlich nicht leiden, aber gerade das hatte Liesel gefreut, und sie hatte ihn geärgert, wann immer sie konnte. Jetzt war sie dafür tot, und Mutter sagte: «Nun habe ich nur noch dich», aber das war nicht gut, weil man immer Pläsch bekam, wenn man stotterte.

Da Ferien waren, half man beim Herrichten des Gasthauses. Der Haustischler der Grosseltern reparierte die Fenster und hatte auch noch dunkelgrüne Vorkriegs-Ölfarbe. Für die Wände aber gab es keine gute Farbe, und Herr Mandi musste Kalk und Magermilch draufstreichen und fluchte dabei. Die Mädchen rieben danach die Böden und wischten Staub, und der Junge polierte die Gläser. Der Herd in der Küche war plötzlich auch nicht mehr gut, und dann kam der Ofensetzer aus der Stadt und machte einen neuen. Das war sehr interessant, weil er auch neue Kacheln brachte, von denen er sagte, dass sie in ein Badezimmer gehörten. Die alten Schamottsteine und Eisenteile aber baute er wieder ein, und alles war dann noch staubiger als vorher. In einer Ecke des Dachbodens fand der Junge noch ein Führerbild, und Mutter sagte, das sei sehr praktisch, und klebte den Dr. Renner drauf, den es jetzt ganz billig gab und den

man jetzt haben sollte wie davor den Führer. Die rot-weissroten Fahnen mit den roten Halbkreisen bekam man von den Grosseletern, denn man brauchte sie, weil sehr oft Beflagung angeordnet wurde. Als dann alles fertig war, kamen die Grosseletern. Grossvater sagte, es sehe alles ein wenig schlampig aus, aber das passe zum Dorf, und Mutter war traurig, weil sie sich doch soviel Mühe gegeben hatte.

Und dann kam noch ein Herr aus der Stadt und sagte, auf manchen Gläsern fehle die Eichmarke. Mutter sagte, das sei so, weil das Biedermeiergläser seien, die sie von den Grosseletern bekommen habe, und es wäre doch sehr schade um sie. Aber der Herr sagte, eine Eichmarke müsse sein, und wenn sie kein Geld für billige Gläser habe, sei das dem Gesetz egal. Dann kam der Glaser und brachte eine Maschine mit. Die sah aus wie eine Nähmaschine, hatte aber oben ein Schleifrad. Darauf durfte der Junge Wasser giessen, und Mutter goss Wasser in die Gläser, um die Eichstelle zu markieren. Die Markierung sah auf den Gläsern wirklich sehr hässlich aus, aber dazu war ja das Gesetz da, und dann durfte der Junge die Gläser wieder polieren, weil sie Kristall waren.

Mutter sagte, das Geschäft ginge halbwegs gut. Mittags kamen sieben Leute aus der Fabrik, für die der Heimweg in der Pause zu weit war, zum Mittagessen. Sie waren aber keine Arbeiter, sondern hiessen Beamte und waren also was Besseres, bezahlten aber weniger, weil sie ein Abonnement hatten. Wenn in der Fabrik Schichtwechsel war, kam ein Arbeiter mit einer Holztrage und holte, was die anderen Arbeiter bestellt hatten. Es gab aber nicht viel, hauptsächlich säuerlichen Most aus Äpfeln und Birnen, den ein Bauer oben in einem der Dörfer machte und brachte. Wenn man zu dem dieselbe Menge Himbeerwasser goss, hiess er Almdudler, und davon durfte auch der Junge kosten. Er kostete aber

auch heimlich den Most, wenn es niemand sah, und als er einmal gefragt wurde, warum der Most weniger geworden sei, gewöhnte er sich an, etwas Wasser nachzugliessen, wenn er gekostet hatte. Dann kochte Mutter auch Ambrosia-Perle aus Zitronensäure und Zucker. Wenn man viel Wasser hineingoss, schmeckte sie ganz gut an heissen Tagen, und die Leute mochten sie auch, weil es keinen Zucker gab. Mutter aber hatte welchen, denn sie kaufte bei den Grosseltern ein, die eine Woche vor dem Krieg noch zweitausend Kilo Zucker besorgt hatten. Manchmal sah der Junge, wie die Mutter aus dem Zuckersack ein grösseres Stück nahm und sich in den Mund stopfte. Dabei schaute sie rechts und links, damit sie niemand sah, aber der Junge mochte Zucker nicht.

Wenn einmal nichts zu tun war, sass Mutter mit ihren Rundstricknadeln vor dem Wehrmachtsgarn, das ihr der Junge ganz dünn auseinandermachen musste, und strickte Spitzendecken. Sie hatten unterschiedliche Löcher, und Mutter sagte, das ginge viel schneller als Klöppeln. Wenn eine fertig war, wurde sie mit Stecknadeln auf den Holzdeckel des Kessels in der Waschküche gespiesst und gestärkt. Dann wurde sie in Papier gerollt, fast jede Woche eine.

Am Nachmittag kamen immer drei Arbeiter. Mutter sagte, zwei seien Betriebsräte, aber die mussten auch arbeiten, und einer war Kommunist. Sie tranken Most und dazwischen Schnaps, spielten Karten und passten auf, wann sich Mutter zu ihrem Strickzeug setzte. Dann sagte einer: «Frau Generaldirektor, a A!» Es gab nämlich schon wieder Zigaretten, aber nur auf Marken, doch bei einzeln verkauften Zigaretten galt das nicht, und es gab nur eine Sorte, und die hiess A. Wenn dann Mutter wieder die ersten Maschen gestrickt hatte, sagte der nächste: «Frau Generaldirektor, a a A!» Denn die Leute im Dorf

sagten statt eine a, und statt auch auch. Und wenn dann Mutter wieder ein paar Maschen erledigt hatte, war der dritte dran. Das machten sie so zwei-, dreimal jeden Nachmittag, und Mutter sagte, sie hielten das wahrscheinlich für ein schönes Spiel.

Einmal kam auch Frau Wittmann, und Mutter sagte, die Kopfnüsse würden beim Jungen nicht gegen das Stottern helfen. Da sagte Frau Wittmann, Mutter müsse eben strenger werden, und dem Jungen war sehr unbehaglich. Mutter sagte, es würde ihr auch sehr weh tun, aber es sei zum Besten des Jungen, und wenn er nun beim Stottern erwischt wurde, gab es Pläsch auf den nackten Popo. Dazu nahm Mutter den Ochsenziemer, den sie Ochsenzimt nannte und der lang und dick und aus einem getrockneten Ochsen war. Er tat sehr weh. Einmal fand der Junge den Ochsenzimt und versuchte, ihn in den Ofen zu stecken. Aber er ging nicht richtig hinein und wurde gefunden. Dafür gab es Extrapläsch, und dazu musste man in das Vorzimmer der Mutter gehen, das sie «das stille Kämmerlein» nannte, und man durfte nicht weinen, denn sonst gab es eine mehr, weil es ja gut für den Jungen war, und danach musste man «Danke» sagen.

Der Junge mochte das nicht und bemühte sich, möglichst wenig zu sagen, aber manchmal wurde er doch erwischt. Einmal bekam er auf dem Weg in das stille Kämmerlein solche Angst, dass er sich gross in die Hose machte. Mutter merkte das natürlich, weil man bei Pläsch ja immer die Hose herunterlassen musste, und als in der Fabrik Nachmittags-Schichtwechsel war, musste sich der Junge mit der beschissenen Hose vor das Haus stellen. Arbeiter und Arbeiterinnen gingen in die Fabrik, und dann kamen Arbeiter und Arbeiterinnen heraus. Manche gingen an ihm vorbei, manche schauten kurz hin und weg, und manche lachten und hänselten ihn.

Als Frau Wittmann wiederkam, sagte Mutter, es sei furchtbar mit dem Jungen, weil er sich in die Hose machte, und dabei sei er schon mit einem Jahr sauber gewesen. Frau Wittmann sagte, sie könne da auch nicht helfen, aber sie sei vielleicht doch nicht streng genug, und das sei problematisch bei Buben, wenn der Vater fehle. Und bei Watschen, also Ohrfeigen, sei es schade um jede, die daneben gehe. Also wurde Mutter noch strenger, aber auch das half nicht, und bald musste der Junge wieder mit seiner Hose vor dem Haus stehen. Am nächsten Tag kam dann der Grossvater und sprach sehr laut mit der Mutter. Der Junge sei zwar ihr Sohn, aber sie seine Tochter, und sie würde mit ihren Nazimethoden die ganze Familie blamieren. Es gehe nicht an, wenn die Leute über ein Mitglied der Familie reden würden, und wenn er noch einmal etwas höre, müsse sie aus dem Haus. Mutter sagte, sie wisse nicht, wohin, und Grossvater sagte, das sei ihm egal. Dann ging er zu seinem Haus und schloss die Tür sehr laut. Zum Jungen hatte er kein Wort gesagt, aber der sah, dass er auf ihn böse war. Trotzdem durfte man im Gasthaus bleiben, aber der Junge musste sich nicht mehr davorstellen.

Als man wieder Schule hatte, bekamen die Erwachsenen eine neue Identität. Sie war eine helle, bedruckte Karte, die man zwischen Russisch und Unterrichtssprache faltete, hatte zweimal dieselbe Nummer und zweimal den Stempel der Gemeinde. Die musste man in einen Lichtbildausweis tun, damit die Besitzer wussten, wer man war. Und in der Schule lernte man nicht mehr Deutsch, sondern Unterrichtssprache. Aber die war auch nicht anders, und man hörte, dass Scheisse piefkonisch sei und österreichisch Kacke.

Alles, was einmal deutsch war, gehörte jetzt den Russen, aber nicht Vaters Fabriken. Da war nämlich der

Mann gekommen, der an Vaters Wiener Schreibtisch gesessen hatte, als Vater Krieg machte, damit ihm Mutter unterschreibe, dass er die Aktienmehrheit habe, und das hatten ihm die Russen geglaubt.

Mutter fuhr mit ihrer neuen Identität zu ihrem alten Haus, und der Junge machte mit der Köchin das Gasthaus. Seit kurzem gab es wieder Flaschenbier, und das holte ein Arbeiter für die Mittags- und die Abendschicht. Das waren aber immer nur ein paar Flaschen, denn in der Fabrik war auch nicht viel zu tun, und nur ein paar Arbeiter hielten den Betrieb. Einen davon konnte der Junge gar nicht leiden, weil der zu ihm immer «Hosenscheisser» sagte, aber er musste auch zu ihm freundlich sein, damit ihn die Köchin nicht bei der Mutter verpetzte.

Am zweiten Tag, an dem Mutter weg war, musste der Junge nach der Schule heiraten. Elke war neu, blond und dick und das grösste Mädchen in der Schule. Sie sprach eine sehr seltsame Unterrichtssprache, weil ihre Eltern Sudetendeutsche waren. Sie konnte sogar jeden grösseren Jungen niederrauen, aber sie war auch schon über zwölf, weil sie schon dreimal sitzengeblieben war. Die Hausaufgabe hiess «Warum ich glücklich bin, ein Österreicher zu sein», und Elke fragte den Jungen, ob er ihr helfen könne, wo er doch Deutscher war. Sie gingen den oberen Weg von der Schule zurück, weil Elke in einem oberen Dorf wohnte, und so kamen sie an dem kleinen Urwald oberhalb des alten Fussballplatzes vorbei, der neben dem verlassenen Haus lag, aus dem der Mann in Russland geblieben war und das leer stand und keine Fenster mehr hatte. Der Urwald hatte nur ein paar Bäume, doch viel Gebüsch, und dazwischen standen Sachen, die von den Leuten nicht mehr gebraucht wurden, kaputte Bettgestelle, auch ein ausgebrannter Laster und zwei Traktoren, aber die waren alle schon längst

ausgeschlachtet und verrostet. Man sollte dort eigentlich nicht spielen, aber das war gerade interessant, und vor allem wollte der Junge Elkes Spalte sehen, denn er hatte gehört, dass die bei älteren Mädchen sehr viel grösser sei.

Elke sagte, sie würde dem Jungen ihre Spalte nur zeigen, wenn er sie heirate, denn das gehöre sich so, und wenn er sie jetzt nicht heirate, würde sie ihn verdreschen. Elke sagte ihm auch, wie Heiraten geht, und dann musste er ein paar Blumen suchen. Es war noch etwas verblühter Sauerampfer in der Nähe, und mit dem ging man dreimal um einen Baum. Dann sagte Elke, was sonst der Pfarrer in der Kirche sagt, und als sie fertig war, sagte sie: «Amen, und jetzt zieh dich aus.» Auch sie zog ihr Höschen aus, und der Junge untersuchte gerade ihre Spalte, als es plötzlich im Gebüsch knackte und ein fremder Mann vor ihnen stand. Man erschrak sehr, weil man Angst hatte, er könne einen bei Mutter verpetzen, aber man kannte ihn nicht, und er lachte. Trotzdem war er unsympathisch, denn er hatte nur zwei Zähne und war sehr schmutzig. Aber man konnte nicht davonlaufen, weil man die Hose noch unten hatte. Dann sagte der Mann etwas, knöpfte seine Hose auf und holte sein Häschen heraus. Das war sehr gross, roch sehr streng, und Elke sah auch interessiert hin. «Das ist gut für kleine Mädchen», sagte er, und dann musste sich Elke mit dem Bauch auf den kaputten Traktor legen, und ihre Beine baumelten herunter. Der Mann beugte sich über Elke und schob sein Häschen zwischen ihre Beine, und der Junge zog seine Hose wieder an. Dann richtete sich der Mann wieder auf, spuckte auf Elkes Popo und in seine Hände, rieb damit sein Häschen ein und sagte, dass er Elke ja nicht weh tun wolle. Aber dann schob er sein Häschen in Elkes Popo, und Elke weinte und schrie Au und dass sie sterben müsse. Der Junge brachte sich in Sicherheit, aber nicht zu weit, denn es war ja auch inter-

essant, und der Mann hatte auf dem Arm eine Nummer wie Onkel Walter. Dann wimmerte Elke «Gschneller! Gschneller!», und der Mann grunzte und wurde ruhig. Nach einer Weile stand er von Elke auf, wischte sein Häschen an einigen Blättern ab und ging weg. Elke lag noch da, und an ihrem Popo glänzte heller Schleim. Der Junge fragte, ob ihr der Mann sehr weh getan habe, aber Elke sagte nein, denn er habe nicht ihren Popo gevögelt, sondern ihre Fut, und sie kenne das schon und der Junge dürfe sie nicht verraten. Dann ging sie nach Hause und der Junge auch.

Am nächsten Tag sollte sie der Junge wieder begleiten, aber er mochte nicht mehr mit ihr gehen, als er beim Urwald den Mann sah. Elke aber ging weiter, und die beiden redeten miteinander.

Am Nachmittag kam Mutter mit Herrn Kottnig und einigen Koffern. Herr Kottnig sagte, er habe sie nicht allein zurückfahren lassen wollen, und sie habe auf der Heimfahrt viel geweint, ohne dass sie es gemerkt habe. Und die alte Köchin habe sich aufgehängt, weil sie als Gestapo-Spitzel im Gefängnis war, doch das gönnte ihr der Junge. Dann ging man zur Grossmutter, und Mutter erzählte. Mit Herrn Kottnig und einem Gendarmen war sie zu den Arbeiterhäusern gegangen. Vor einem sah sie Sachen von sich hängen, die sie am Monogramm erkannte. Dann gingen sie in die Häuser und holten heraus, wovon Mutter beweisen konnte, dass es ihr gehört hatte, und irgendwann kam ein Auto mit Russen, und die verhafteten Mutter, weil sie angezeigt worden war, eine deutsche Spionin zu sein. Herr Kottnig und der Gendarm kamen mit, aber alles dauerte sehr lange, und Mutter musste über Nacht in der Kommandantur bleiben, aber nicht in einer Zelle, sondern im Zimmer des Kommandanten. Mutter zog sich mit allem, was sie hatte, ganz dick an, aber dann schlief sie doch ein, und

am Morgen sah sie, dass der Kommandant auf einem Sofa im anderen Teil des Zimmers schlief und dazwischen Stühle mit Decken gestellt hatte. Dann ging sie wieder mit Herrn Kottmig und dem Gendarmen in die Arbeiterhäuser, aber sie fand nicht mehr viel. Herr Kottmig hatte noch den ganz grossen Koffer von Mutter mit Sachen, die er in ihrem Haus gefunden hatte, und mit alldem fuhr man wieder zu den Grosseltern, wo man alles auspackte. Vom Silberzeug hatte sie noch einiges gefunden, aber alles durcheinander, so dass sich nur noch neun Gedecke zusammenstellen liessen, aber zwei Koffer Tafelwäsche hatte sie auch wieder. Grossmutter fragte, ob das der Mühe wert gewesen sei. Sie hätte auch fast kein Silber mehr, nur das aus der kleineren Kellernische, würde aber auch noch leben.

Am nächsten Tag fuhr Herr Kottmig wieder nach Hause. Dann fehlte Elke in der Schule, und am Tag darauf kam Fräulein Unterreiner mit dem Gendarmen und einem Herrn Kriminalkommissar in die Klasse. Es sei etwas ganz Schlimmes mit Elke geschehen, und alle Kinder sollten sagen, was sie über Elke wüssten. Der Junge aber sagte nichts, weil er nicht stottern wollte und Elke versprochen hatte, sie nicht zu verraten. Am Nachmittag hörte der Junge im Gasthaus, dass auch der KZler verschwunden sei, der in dem verlassenen Haus gewohnt habe, und am nächsten Tag stand alles gross in der Zeitung, auf der ersten Seite, aber der KZler wurde nicht mehr gefunden, und der Junge fürchtete sich, dass ihn der umbringen würde, weil man ja etwas wusste, und er ging auch nicht mehr in die Nähe des Urwalds.

Zu Elkes Begräbnis musste die ganze Schule in Dreierreihen gehen. Es war sehr feierlich, und der Herr Pfarrer sagte: «Sie starb, weil sie ihre Unschuld nicht verlieren wollte», aber der Junge ängstigte sich noch lange vor dem KZler.

Anfang Oktober kam ein junger Mann und suchte Mutter. Er war ein Bauernsohn aus den Ennstaler Alpen und brachte einen Brief von Vater, der sich dort versteckt hatte, weil das Besatzungszone der Amis war. Mutter packte einige Sachen für den Vater in einen Rucksack und ging mit dem Bauernjungen. Nach ein paar Tagen kam sie wieder und sagte, Vater gehe es eigentlich ganz gut, aber er müsse sich versteckt halten, weil ihn die Engländer suchten. Dann meldete die Zeitung, dass man Elkes Mörder gefunden hatte. Er war der Sohn eines Fuhrunternehmers aus der nahen Stadt und hatte auch noch drei andere Mädchen umgebracht, und dabei war er erst neunzehn, aber schon in Russland gewesen, wo er es auch gelernt hatte. Trotzdem sollte er an den Galgen, weil es ja dafür die Todesstrafe gab. Auch der KZler wurde gefunden. Er hing an einem Baum bei der Buchenbauer-Höh', aber in die Gegend hatte man wegen Maul- und Klauenseuche nicht gehen dürfen. In dem verlassenen Haus fand man noch einen Brief von ihm, den aber lange niemand lesen konnte, denn er war nicht nur KZler, sondern auch Zigeuner, und das konnte erst die Kriminaldirektion lesen, aber dann stand es in der Zeitung. Er hatte Elkes Leiche als erster gesehen und Angst gehabt, dass man ihm die Schuld gebe. So kam's ja auch, aber jetzt war er wieder unschuldig und hatte sich umsonst aufgehängt. Er wurde vor der Friedhofsmauer vergraben, weil er sich ja umgebracht hatte, und der Junge war froh, sich nicht mehr vor ihm fürchten zu müssen.

In der Freizeit musste man Klopapier ribbeln, denn es gab kein ordentliches. Dazu nahm man alte Zeitungen und schnitt sie, aber nicht die von der ÖVP, denn die hatte eine komische Druckerschwärze, und man hätte von ihr einen schwarzen Podex bekommen. Am besten war die *Volksstimme*, denn Mutter sagte, die hätten die

Leute am allerliebsten am Allerwertesten, und dann nahm man immer vier Blatt und ribbelte sie weich, damit man sich besser abwischen konnte. Das tat man selbst mit jedem Blatt, bevor man sich abwischte, doch nun musste man es für andere Leute vorribbeln, denn Mutter sagte, daran erkenne man die Qualität eines wirklich guten Restaurants.

Das Gasthaus wurde zum Wahllokal hergerichtet, weil die Leute die Kommunisten wählen sollten. Die hatten nämlich in der Fabrik eine Werksküche eingerichtet, wo es Kartoffeln, Rüben und Pferdefleisch aus Dosen gab, und dafür sollte man dankbar sein. Die Nazis durften nicht wählen, weil sie ja keine Demokraten waren, aber auch die anderen Arbeiter waren nicht dankbar und wählten die Sozis. Die Dörfer oben waren schwarz geworden, und die Kummerln sofften, als hätten sie die Wahl gewonnen. Auch die Grosseltern mussten wählen kommen, und Grossvater kam noch einmal am Abend, das Wahlergebnis zu hören, und dann sagte er zu einem Kummeri, die braune Masse habe sich eben sauber auf schwarz und rot verteilt.

Mutter ging wieder zu Vater und hatte seine Winterschuhe an, denn er hatte keine, und der Schnee war schon sehr früh gekommen. Sie kam in dünnen Stoffschuhen zurück und war so krank, dass sie sich einen Tag ins Bett legen musste. Dann stand in der Zeitung, dass die Amis Vater verhaftet hätten, weil ihn die Engländer haben wollten. Mutter war sehr traurig und strickte noch mehr Spitzendecken, und der Junge musste dafür viel Wehrmachtsgarn auftrennen. Die Grosseltern aber sagten, Vater würde schon recht geschehen, und daraufhin durfte der Junge nicht mehr zu ihnen gehen.

Kurz vor Weihnachten kam Tante Anny aus Wien. Sie hatte das halbe Operncafe wieder aufgemacht, denn die andere Hälfte war Ruine, und sie hatte Teerpappe

bekommen, damit es nicht in den Rest hineinregnete. Auch Onkel Baldi sass noch im Gefängnis, aber nicht wegen des Krieges, sondern wegen des Futsches der Nazis gegen Dollfuss, doch der war schon so lange her, dass der Junge erst jetzt davon hörte, und Dollfuss war damals erschossen worden, aber nicht von Onkel Baldi. Tante Anny nahm Mutters Decken mit und sagte, sie wolle sie im Operncafe an die Amis verkaufen, denn die seien ganz scharf auf alles, was irgendwie mit Nazis zu tun habe.

Am Heiligen Abend durfte man mit Mutter wieder zu den Grosseltern. Der Christbaum stand diesmal im Salon neben Grossmutter's Boudoir, und der russische Kommandant war mit seiner Familie auch gekommen. Er hatte zwei Töchter. Nina war die ältere und eine blonde Bohnenstange, und Nuschka hatte wilde Haare und war im Alter des Jungen. Beide hatten noch nie einen Christbaum gesehen, und ihre Mutter erzählte, dass die Familie bei der Belagerung von Leningrad fast verhungert wäre. Sie sprach nicht so gut Deutsch wie ihr Mann, und wenn sie nicht weiterkonnte, half ihr Grossvater mit seinem Russisch aus, das er in St. Petersburg gelernt hatte. Die Mädchen sprachen gar kein Deutsch, obwohl man sich mit Nuschka gerne unterhalten hätte, aber der Christbaum gefiel ihnen sehr, und der Junge bekam von ihnen eine Holzfigur, in der viele andere waren. Das sei russisch, sagte der Kommandant, immer würde eine Überraschung drin sein. Von den Grosseltern hatte man ein Lastauto aus echtem Blech bekommen, mit einem kleinen Kran darauf, aber man konnte das nur kurz sehen, da die Russenmädchen damit spielten. Dann begannen sie miteinander zu streiten, und Nuschka haute Nina das Auto so auf den Kopf, dass der Kran abbrach und das Auto ziemlich kaputt war. Die Frau des Kommandanten gab beiden Watschen, und

der Kommandant sagte, dass es ihm leid tue, und dann lud er alle zur russischen Weihnachtsfeier ein, die zu Dreikönig am Nachmittag war.

Dazu kam der Junge zum ersten Mal nach langer Zeit wieder in den Barocktrakt, aber der sah jetzt sehr anders aus. Im Speisesaal assen jetzt die Russen, und dort stand als Küche auch ein grosser Eisenherd, dessen Rohr durch ein Fenster gesteckt war, und die Wände in seiner Nähe waren ganz russig. Im Gardesaal standen Stockbetten, und eines der grossen Schlachtenbilder, auf denen die Völker miteinander kämpften, war ganz zerschnitten. Grossvater aber lachte und sagte, sie hätten wenigstens die russischen Soldaten übriggelassen, und die könnten jetzt nicht mehr besiegt werden, da ihre Feinde eliminiert seien, und das hiess: mit dem Messer entfernt. In der Galerie, also im Saal, standen viele Stockbetten und Grossvaters Polsterstühle, aber die waren jetzt sehr schmutzig und kaputt. Auf einigen sasssen Russen, aber die meisten übten im Park Krieg. Dann kam man in das Appartement der Urgrosseltern, das der Junge kaum kannte, das aber sauber war, weil dort der Kommandant wohnte. Im Salon lagen einige Spielsachen herum, die man noch kannte, und dort stand auch der Christbaum. Er war sehr schön, und auf den Zweigen war eine Menge Sanitätswatte, die Schnee darstellen sollte. Dann wurden die ersten Kerzen angezündet, und die Watte begann zu brennen und der Baum. Die Frau des Kommandanten riss ein Fenster auf, und der Kommandant nahm den Baum und schmiss ihn aus dem Fenster. Das ganze Zimmer war voll Rauch, und Grossmutter sagte leise zum Jungen, das sei die russische Art, Weihnachten zu feiern. Dann sagte der Kommandant zum Grossvater, es täte ihm leid und er habe sich das anders vorgestellt, und dann ging man zum Fenster und sah unten den Baum brennen. Er brannte aber nicht mehr lange.

Im Gasthaus war jetzt viel zu tun, da fast jede Woche ein Ball war. Mutter sagte, die Leute hätten einen Nachholbedarf, und an den Abenden in der Woche übte das Orchester im Extrazimmer. Dort war ein kleines Klavier, an dem Mutter manchmal auch Beethoven spielte, und jetzt sass dort Fräulein Hebauer, die nicht mehr ganz jung war, aber einen Riesenbusen und angeblich schon alle Russen hatte. Der eine Schneider spielte Geige, Herr Mandi Trompete, sein Vater Klarinette, und da waren noch ein paar Leute mit Instrumenten, aber am meisten interessierte Herr Engelsbrunner am Schlagzeug, weil das schön laut war. Das Orchester musste viele neue Stücke einstudieren, da viele, die es konnte, jetzt verboten waren. Einen Tag vor dem Ball wurde der Saal mit Sägespanöfen warmgeheizt. Die Sägespäne bekam man aus dem Sägewerk der Fabrik in eine Hütte, und der Junge durfte die Einsätze machen. Das waren grosse, schwarze Blechdosen mit oben nichts und unten einem Loch. In das steckte man einen Prügel, schaufelte Sägespäne hinein und musste immer stampfen, damit sie fest wurden. An dem Prügel konnte man sie dann zum Haus rollen, aber hochtragen konnte man sie noch nicht. Kurz vor dem Ball kamen einige Frauen aus dem Dorf als Kellnerinnen. Auch Herr Buchlar kam, obwohl er eigentlich Pferdeknecht war, um an der Ausschank zu helfen, aber Mutter sagte, er würde immer zu früh besoffen werden, und wenn dann Ball war, musste der Junge um halb zehn in sein Zimmer gehen und zusperren, weil das nichts für ihn sei.

Alle wollten sie Bälle haben, die Jäger, die Feuerwehr, die Arbeiter, die Sparvereine, und alle kamen zu Mutter, weil ihr Saal der grösste im Dorf war. Manchmal musste der Junge in eines der oberen Dörfer gehen und von einem Bauern Schnaps holen, aber er durfte sich dabei nicht erwischen lassen, weil man dort Maul- und

Klauenseuche hatte. Manchmal kam auch der Bauer und brachte welchen, aber das durfte er eigentlich auch nicht. Und aus der Stadt kamen grosse Gurkengläser mit kleinen Fischen, die schon immer Russen hiessen, die man aber jetzt nur Kleinheringe nennen durfte.

Die Russen aber kamen auch, und wenn sie und die Leute aus dem Dorf besoffen waren, gab es jedesmal Krach. Beim Jägerball, für den man tagelang sehr schön dekoriert hatte, schoss ein Unteroffizier mit dem Revolver um sich, dass Löcher in den Wänden waren und leider auch in den Fenstern, und dann musste der Kommandant kommen. Er brüllte den Unteroffizier an, nahm ihm den Revolver weg und riss ihm vor den Leuten Stoffstücke von den Schultern, aber am nächsten Tag waren sie wieder angenäht.

Natürlich durften die Russen zu den Bällen keine Waffen mitbringen, aber sie hielten sich meist nicht daran, und sobald es später wurde, hörte man es krachen. Einmal war ein Russe schon am frühen Abend sehr besoffen. Er wollte etwas von Mutter in der Küche, aber die nahm ein ganz langes Küchenmesser, ging auf ihn zu und sagte: «Du Hund, trau dich.» Da überlegte der Russe eine Weile und ging dann wieder aus der Küche, aber Mutter setzte sich hin und weinte. Später kam der Kommandant, schmiss die Russen aus dem Feuerwehrball und wollte dafür zur Belohnung vom Orchester einen Marsch hören. Da sie keinen anderen konnten, spielten sie den Badenweiler Marsch, aber der Kommandant erkannte ihn nicht, weil es ja ein Salonorchester war, das ihn wie einen Slowfox spielte.

Oben im Dorf gab es auch wieder das Kino. Das gab es schon, seit Herr Fallbauer als Bauer aufgehört hatte, nur noch Wirt sein wollte und seine Scheune zum Kino umgebaut hatte. Aber er war auch Nazi, und deshalb

hatten ihm die Russen das Kino geschlossen. Die Leute jedoch wollten Kino haben, sogar die Kommunisten. Also wurde es wieder aufgemacht und die langen Tische vor der Leinwand mit frischem Papier bezogen. Immer am Samstag und Dienstag gab es Kino, am Samstag auch am Nachmittag, und da durfte der Junge hingehen. Frau Strohinger war Postoberoffizialswitwe und die Chefin. Sie sass vorher an der Kassa und dann hinter dem Projektor in einem kleinen Kasten hinten im Saal. Der Projektor hatte seine Macken, wie sie sagte, und keinen Rückwärtsgang mehr. Deshalb musste sie jede Filmrolle wieder mit der Hand zurückkurbeln, und in den Pausen servierte Familie Fallbauer Getränke. Dazu versprühte Herr Schneidermeister Graser aus einer Chromspritze Flit, das die Luft besser machen sollte, denn die Leute rauchten den Saal voll, um zu zeigen, dass sie es sich leisten konnten, wenn auch meistens nur mit Eigenbau, den die Frauen im Gemüsegarten zogen, und gegen das Ungeziefer war es ja auch gut.

An der Filmmaschine war aber auch der Tonabnahmekopf kaputt, und deshalb musste Herr Schneidermeister Graser die Filme erzählen, und dafür hatte er einen Zettel vom Verleih, auf dem alles stand. Die Filme aber waren immer sehr viel länger, und das Ende stand meistens auch nicht drauf, und dann schaute Herr Graser auf die Leinwand und erzählte einfach weiter, und oft lachten ihn die Leute aus. Am Klavier sass immer Fräulein Unterreiner, und die lachte niemand aus, weil ja fast alle im Dorf von ihr schon Pläscher bekommen hatten und sich vor ihr fürchteten.

Die Vorstellungen, die der Junge sehen durfte, waren immer die ersten, denn der Film war in Blechdosen erst am Vormittag aus der Stadt gekommen, und manchmal verwechselte Frau Strohinger die Rollen, und dann musste Herr Graser sagen: «Mocht jo nix. Ist jo a scheen.»

Und er hatte ja eigentlich recht, aber die Leute schimpften was von Sauerei, als in einem Film, der gerade angefangen hatte, schon Ende stand. Wenn Fräulein Unterreiner am Klavier sass, sah ihr Rücken wie eine Schildkröte aus, weil sie's mit dem Kreuz hatte, und zwischen dem Suchen der Tasten guckte sie auf die Filmleinwand, um das Bild zu sehen und die Musik zu treffen. Dabei hielt sie richtig Ordnung, und das merkte der Junge erst, als einmal die Grossmutter mit ins Kino ging. Das war ein russischer Film, und da stellte sich Militär zu einer Schlacht auf, und Grossmutter sagte: «O Gott, gleich kommt das Gebet einer Jungfrau!», und als die Kanonen Rauch schossen, kam es auch. In der Pause erklärte dann die Grossmutter dem Jungen Fräulein Unterreiners Repertoire, denn das hatte sie schon, als es noch gar keinen Tonfilm gab: Bei Wald und Natur «Die Mühle im Schwarzwald», bei Bergen den «Erzherzog-Johann-Jodler», bei Ebenen und Wüste die «Ungarische Rhapsodie», bei Wasser «La Paloma», bei Liebesszenen die «Träumerei» und dann noch den «Japanischen Laternentanz», den Radetzky-Marsch und den Donauwalzer. «Und wenn sich die Leute umbringen, spielt sie das Gebet einer Jungfrau.»

So war es auch, obwohl sie oft von jedem Stück nur ein paar Takte spielte, wenn in einem Film viel los war. Man erkannte aber alles, weil sie immer nur die Anfänge spielte. Und Herr Schneidermeister Graser sagte, was die Leute im Film sagten. Wenn sich zwei anschauten, meistens: «Schatzi, moogst mi?», und wenn sie sich böse anschauten: «Schatzi, moogst mi net mehr?», und dann sagte Fräulein Unterreiner manchmal sehr laut: «Trottel!», und die Leute lachten, weil das der russische Zar zu Napoleon gesagt hatte. Aber die lachten ja auch über den Jungen, wenn der sprach, und es war also nicht schlimm.

Der Junge ging gerne ins Kino. Er durfte es alle zwei Wochen, wenn er brav war, und die Filme waren sehr schön. Da war *Das Dschungelbuch* mit dem berühmten Inder Sabu, in dem er «Die Mühle im Schwarzwald» einige Male sogar ganz hörte und bei den Affen den Donauwalzer, oder *Blut über Nagasaki* mit viel Laternen-tanz und dem Gebet einer Jungfrau. Aber das war nicht wegen der Atombombe der Amis, über die man jetzt schimpfen musste, sondern da wurden Missionare ans Kreuz geschlagen, und vor dem Film sagte der Herr Pfarrer, das sei alles einmal wirklich so gewesen, und dann stritt er mit einem Kummeri, der gesagt hatte, das sei klerikale Propaganda. Schön war auch *Hamlet* mit Laurence Olivier, denn da stritten Fräulein Unterreiner und Herr Graser, weil der nicht lesen konnte, was sie ihm extra aufgeschrieben hatte, und dabei ging es um Sein oder Nichtsein, und alle Leute lachten. Am liebsten aber hatte der Junge den *Dieb von Bagdad*. Da hörte er sogar einmal Fräulein Unterreiner nicht. Das war, als Sabu im Haar des Flaschengeists über die Welt schwebte. Es gab erst etwas «Mühle», dann einen Takt Laternen-tanz, einen schon sehr leisen aus der Ungarischen Rhapsodie, und dann war sie still. Die Leute machten sich Sorgen, dass Fräulein Unterreiner unwohl sei, weil man ihr schon einige Liköre ausgegeben hatte, aber dann kam das Dach der Welt und der Erzherzog-Johann-Jodler, und alle lachten wieder.

Manchmal traf der Junge auch Nuschka, lernte Da und Njet, aber man konnte sich meistens nur anschauen, weil man sich nichts zu sagen hatte. Dann, kurz vor Ostern, kam der Kommandant mit seiner Familie sich verabschieden. Er wurde mit der Mehrzahl seiner Soldaten nach Hause kommandiert, weil Österreich ja nun befreit sei, und seine Frau, Nina und Nuschka weinten sehr, weil sie es nie mehr so gut haben würden, wie

der Kommandant sagte. Er gab Mutter einige Flaschen Armee-Wodka, und am nächsten Tag reiste er mit vielen Russen ab.

Die anderen aber blieben bei den Grosseltern im Barocktrakt, und ihr neuer Kommandant sprach leider fast gar kein Deutsch, so dass die Grossmutter oft schimpfen musste. Sie waren weniger geworden, machten aber noch mehr kaputt. Stalin hatte ja gesagt, dass Österreich von Hitler befreit worden sei und dass sich deshalb die Russen selbst versorgen müssten. Jetzt durften sie den Bauern kein Vieh mehr wegnehmen, sondern mussten mit dem Maschinengewehr in die Wälder jagen gehen, was Grossvater sehr ärgerte, obwohl er selbst nicht mehr jagte. Und ihre eigenen Felder mussten sie auch anlegen. Bei den Grosseltern taten sie das im Park hinter dem Barocktrakt. Dort war eine grosse Wiese, die früher Bowlinggreen hiess, und die wurde umgeackert. Dazu borgten sich die Russen vom Grossvater die Geräte aus, aber die waren danach alle kaputt, weil der Rasen ja schon hundertfünfzig Jahre alt war und man ihn immer gewalzt hatte. Und dort, wo kein Rasen war, mussten sie erst die Wurzeln der Bäume in die Luft sprengen, die sie im Winter für die Heizung gefällt hatten, und dann pflanzten sie alles Mögliche. Grossvater aber sagte, das würde nichts werden, denn der Boden sei so schlecht, dass man eben seinerzeit daraus einen Park gemacht hätte, und daran könne weder Stalin etwas ändern noch der Dünger, den sie ihm und den Bauern Wegnahmen.

Nach Ostern kamen dann Männer aus der Fabrik in das Gasthaus und machten die Kegelbahn. Sie war hinter dem Haus und schon etwas kaputt, weil im Krieg keine Männer zum Kegeln da waren. Die Kegel und Kugeln waren auf dem Dachboden, aber die Bahn blieb draussen, und das Schindeldach leckte. Das wurde als erstes repariert und bekam Teerpappe, und dann wurden

die geschnitzten Verzierungen abgemacht, damit alles modern aussah. Farbe gab es auch noch nicht, deshalb wurden erst die Farbreste mit Lötlampen weggebrannt, alles Holz gegen Mistviecher geölt, und wenn die Sonne daraufschien, stank es, den ganzen Sommer lang. Am Schluss wurde der Boden in der langen Hütte gestampft, und in die Mitte kamen lange Bretter, auf die man nicht treten durfte. Am anderen Ende der Hütte, vom Haus weg, wurde sie breiter für die Kegel und hatte einen Holzboden, auf dessen gemalte Punkte man sie stellen musste. Links davon war eine kleine Bank, von der aus man nichts sah als die Kegel und auf der man sitzen musste, wenn die Kugeln kamen, damit man nicht von ihnen getroffen wurde, und dann musste man die Kugeln in die Rinne heben, damit sie zurückrollten, und die Kegel neu aufstellen. Dazu wurde man gepfiffen, und die Kugeln waren aus hartem Holz und sehr schwer. Die Kegel und der Junge hatten es nicht leicht mit ihnen.

Immer am Sonntag kamen die Männer zum Kegeln, und das Wetter war ihnen egal. Wenn es regnete und kalt war, sassen sie an einem Tisch in der Hütte, und dann tranken sie weniger. Der Junge aber war der Kegelbub, weil die Männer ja Gäste waren und tranken. Manchmal bekam er auch etwas, wenn die Männer gingen, manchmal zehn Groschen, manchmal sogar fünfzig. Ein jüngerer Mann, der Emil hiess und manchmal auch unter der Woche kam, nahm den Jungen einmal zur Seite und sagte ihm, er könne am Sonntag zwei Schilling verdienen. Dann gab er ihm eine lange Schnur mit einer Schlinge, die der Junge um die Kegel legen sollte. Der Junge übte, und es ging wirklich, dass alle Kegel umfielen. Am Sonntag legte er dann die Schnur so, dass man sie nicht sah, und als Emil die Kugel losschob, setzte er sich auf seine Bank und nahm das Ende der Schnur. Als dann die Kugel näher kam, zog er, und alle Kegel fielen

um. Die Männer aber lachten, weil die Kugel noch gar nicht bei den Kegeln war, und am Abend wollte ihm Emil nicht die zwei Schilling geben.

Mutter musste in die Stadt, um einen Pass zu bekommen, denn sie wollte zu Vater, und der war in Nürnberg im Gefängnis. Die Behörden in der Stadt sagten, sie seien dafür nicht zuständig, denn Mutter sei durch ihre Heirat mit Vater eine Deutsche geworden, und Deutschland gab es ja nicht mehr. Auch der Junge war ein Deutscher, obwohl er in Österreich geboren war, als es das noch gab, und sie müsse mit dem Jungen dorthin, woher der Vater gekommen sei. Dort waren zwar auch die Russen, aber sonst kannte sie dort niemanden, denn dort lebte niemand mehr. Vaters Schwester war in Schweden und neutral, eine Cousine in Bayern bei den Amis, und die Männer waren alle tot. Aber das war den Behörden egal, denn sie waren ja Österreicher.

Dass Österreicher Deutsche nicht leiden konnten, weil sie gerade noch gemeinsam Nazis gewesen waren und jetzt keine gewesen sein wollten, bekam der Junge immer wieder mit, denn er war ja auch ein Reichsdeutscher, und das sagten ihm die Leute. Einmal durfte er Grossmutter begleiten, die mit Herrn Buchlar und dem Zeugerl ins obere Dorf zu Familie Kratzberger, Bäckerei und Konditorei, fuhr, und da sagte Frau Kratzberger: «Ah, do kummt jo da klaane Teitsche!» Grossmutter wurde laut und sagte, das sei ihr Enkel, und sie solle ihr Maul halten und ihr den Buckel runterrutschen, und dann ging sie mit dem Jungen wieder ins Zeugerl, ohne etwas zu sich zu nehmen, und der Junge bekam auch nicht das versprochene Eis. Auch der dicke Rauchfangkehrer kam einmal ins Gasthaus und sagte zu Mutter, sie sei keine richtige Frau, sondern eben eine Zug'reiste, und so was «mögen wir Leut' vom Grund halt net».

Mutter seufzte: «Ja, ja, Wopravil müsste man heissen», und er sagte nichts mehr, denn er hiess so.

Mutter aber war sehr traurig, dass sie eine Deutsche war, und Tante Anny kam aus Wien, sie zu trösten, denn ihr ging es auch nicht anders, aber Onkel Baldi sass nicht in Nürnberg im Gefängnis, sondern irgendwo anders. Tante Anny hatte alle Decken von Mutter verkauft und nahm die seither gestrickten mit, und vorher ging sie mit Mutter zu Grossvater, und Grossmutter war auch dabei. Grossvater kannte den Sekretär des Innenministers, denn der war ein Roter und hatte sich einmal bei ihm versteckt, und nach ein paar Wochen wurden Tante Anny und Mutter Österreicherinnen. Vorher musste Mutter noch in die Stadt zu einer Veranstaltung, die Spruchkammer hiess, und dort bekam sie eine blaue Karte, auf der stand, dass sie minderbelastet sei, weil sie erst im August 38 in die Partei gegangen sei, als es Österreich schon nicht mehr gab. Tante Anny hatte Mutter viel Geld für die Decken gebracht, und davon kaufte sie sich einen Reisepass und fuhr zu Vater. Der Junge aber durfte nicht mit.

Als er allein war und nur die Köchin auf ihn aufpasste, machten die Kummerln ein Fest, und das hiess «Internationales Kirtagbaumtreffen». Der Junge wusste zwar, was ein Kirchtag war und dass die Kummerln das Wort Kirche nicht gern sagten, aber von einem Kirtagbaum hatte er noch nie gehört, und er war sehr neugierig, zumal sich die Kirtagbäume vor dem Gasthaus für den Festzug treffen sollten. Am Sonntag ging es sehr früh mit Blasmusik los, und die Leute waren so durstig, dass der Junge viel Bier verkaufen musste. Dabei waren nur die Kummerln des Dorfes da und Leute von auswärts, denn die anderen waren in der Kirche, die gleichzeitig war. Dann hielt ein Oberkummerl eine lange Ansprache, während sich der Junge die Kirtagbäume anschaute, die

an der Hauswand lehnten. Der Kummeri erzählte von der Französischen Revolution und der glorreichen russischen, in der man Freiheitsbäume gepflanzt hätte, um es den Grosskopfeten zu zeigen, und diese glorreiche Tradition würde jetzt in den Kirtagbäumen proletarisch wieder auferstehen. Das waren aber keine Bäume, sondern lange Stangen mit bestickten Bändern, und von denen waren die meisten rot und sogenannte Freundschaftsgaben von anderen Kummerln aus anderen Dörfern. Später nahmen sie Burschen mit komischen Gürteln, die sie in einen Ledertopf im Gürtel steckten. So hatten sie die Hände frei und konnten damit die Bäume drehen, dass die Bänder flogen. Das sah nicht so langweilig aus, aber sie drehten nur kurz und gingen dann mit der Blasmusik und den anderen Kummerln hinauf in das Dorf. Der Junge aber musste dableiben und die Gläser waschen.

Mittags war er dann bei Grossmutter zum Essen, und die sagte, das Ganze sei eine Erfindung von den Kummerln, die sich bei den Leuten einweinberln wollten. Weinberln kannte der Junge, weil er zu ihnen Rosinen sagen musste, aber einweinberln, sagte die Grossmutter, heisse in den Arsch kriechen.

Am Nachmittag ging dann der Junge hinauf zum Fest. Bei dem Orchesterpodium war ein grosses Bild von Stalin, den man ja kannte, und die Leute waren schon sehr besoffen. Später begann eine Rauferei. Zwei Leute an einem Tisch fingen an, und dann rauften immer mehr. Der Junge ging etwas weg und sah zu, wie Gläser durch die Luft flogen und sogar eine Bank, aber dann musste er leider wieder heim, weil er bei Grossmutter zum Abendessen sein sollte. Als man alles erzählt hatte, sagte Grossvater, die Kummerln würden vielleicht doch einmal volkstümlich, weil zu jedem Kirchartag eine Rauferei gehöre, aber dazu müssten sie erst den Stalin loswerden.

Beflaggt hatte er an dem Tag aber auch, aber nur, weil man das musste.

Als Mutter aus Nürnberg zurückkam, war sie sehr traurig und sagte, Vater würde es sehr schlecht gehen. Nach einigen Tagen kam Tante Anny aus Wien und sagte, die Decken würden nun auch sehr schlecht gehen, weil Mutter im Spruchkammerverfahren minderbelastet davongekommen sei, und dafür würden die Amis nicht mehr so viel zahlen. Aber Mutter solle doch versuchen, einen Liederabend zu geben, denn es würden noch einige Leute leben, die sich an sie als Sängerin erinnern könnten, und derzeit würde die Leute alles interessieren, was schon lange her sei. Die paar Decken, die Mutter in der Zwischenzeit gestrickt hatte, nahm sie mit, und vor ihrer Abreise machte sie einen russischen Dosenhummer auf, den sie mitgebracht hatte, und Mutter verrührte dazu Ei und Öl zu einer dicken Creme.

Die nächste Zeit war Mutter sehr seltsam. Schon am Morgen machte sie viel Mimi und Lala in allen möglichen Tönen, manchmal klang es auch wie Gurgeln, aber sie sagte, das seien Stimmübungen. Am Nachmittag, wenn keine Leute im Gasthaus waren, gurgelte sie Tonleitern herauf und hinunter, und dann setzte sie sich ans Klavier und sang dazu. Ein Lied handelte davon, dass eine Jungfrau einer Jungfrau Flehen erhören solle, aber das war nicht das «Gebet einer Jungfrau», sondern ein «Ave Maria», obwohl es so ähnlich klang und auch kein Ende nahm. Sie sang noch viele solche Lieder. In einem war ihre Ruhe hin und ihr Herz schwer, einmal war sie fremd eingezogen, aber sie war ja nicht als Fremde in das Gasthaus gezogen, und am Abend tat sie Gurkenscheiben aufs Gesicht, damit ihre Haut schöner würde.

Dann ging sie einmal zu Grossmutter und kam mit sehr viel grauem Stoff zurück, den sie Seidencrepe nannte, und die Schneiderin kam auch. Und nach einigen Tagen

kam ein Herr aus Wien, den der Junge noch vom Operncafe her kannte, setzte sich nach dem Essen ans Klavier, und was Mutter mit ihm tat, hiess Schubert. Drei Tage lang machten sie Schubert, und das hörte man auch bei den Schulaufgaben. Es war ja ganz schön, aber man musste dabei immer an etwas anderes denken und danach an die Leute das Bier ausschenken.

Am nächsten Tag fuhren sie schon am Vormittag nach Wien. Am Vorabend war das Kleid gekommen. Es war lang und unten weit, und die Schneiderin hatte die Tage zuvor viel daran ändern müssen, aber Mutter zog es nicht an, sondern tat es in den Koffer, und am Bahnhof sagte sie dem Jungen, er solle ihr fest die Daumen drücken. Von der Grossmutter hörte man später, Mutter würde einen Liederabend geben, im Musikverein, aber nicht im Grossen Saal, den der Junge kannte, sondern in einem kleinen, und er war etwas enttäuscht.

Drei Tage später kam Mutter ohne den Pianisten zurück und war sehr fröhlich. Sie hatte ausser dem Kleid ein Plakat mit, auf dem ihr Name stand, und in den Zeitungen stand sie auch, denn der Liederabend war fast ausverkauft gewesen. Eine Zeitung schrieb von einem «unverhofften Wiedersehen», obwohl Mutter so lange geübt hatte, und lobte ihren «weichen Sopran», der aber für den Jungen eher laut war. Er musste die Kritiken laut lesen, und Mutter passte auf, dass er nicht stotterte, aber beim Vorlesen war das nie sehr schwer, und eine Zeitung schrieb, Mutter habe in ihrer Stimme bereits ein «Schellackrauschen», aber Mutter wollte das nicht erklären, sondern sagte nur, es sei sehr unfreundlich.

Mutter sagte, sie sei heilfroh über den Erfolg, denn vielleicht würde sie wieder Sängerin und dadurch das Gasthaus loswerden, und in drei Wochen werde sie den Abend in der nahen Stadt wiederholen. Dort machte die Druckerei ein neues Plakat, und dort standen auch einige

Sachen aus den Zeitungen, die sie mitgebracht hatte, aber nicht das mit dem Schellackkrauschen, und am Vortag kam wieder der Pianist. Sie probten den ganzen Nachmittag, und dann bügelte Mutter das Kleid. Da Grossvater sein Auto nicht herborgern wollte und der 30er Steyrer gestohlen war, kam ein Mann aus dem Dorf mit einem Wehrmachts-Kübelwagen und Benzinmarken. Mit ihm fuhr man in die Stadt zum Konzert, und der Junge durfte mitkommen.

Über dem Café beim Rathaus war ein grosser Saal, in dem die Kunst der Stadt stattfand, und dort war es. Der Vorverkauf sei ganz gut gewesen, sagte die dicke Frau vom Café, und sie sass auch an der Abendkasse und sagte, die Leute seien ausgehungert, weil sie so lange keine Kultur gehabt hätten, und wären für alles dankbar. Der Junge verkaufte für zehn Groschen Zettel, auf denen alle Lieder standen, die Mutter singen würde, und dann ging das Licht aus, bis auf das auf der Bühne, Mutter kam mit dem Pianisten, und die Leute klatschten. Dann rückten sie mit den Stühlen, und der Junge sah, wie hinten in den Saal ganz heimlich die Grosseltern kamen und sich setzten.

Die Leute klatschten nach jedem Lied, manchmal mehr, manchmal weniger, und dann verbeugte sich Mutter und machte einen kleinen Hofknicks. In der Pause suchte der Junge die Grosseltern, fand sie dann auch unten im Café, und sie sagten, er solle sie ja nicht der Mutter verraten. Dann sang Mutter wieder und stand in der Rundung des Klaviers. Als sie fertig war, gingen die Grosseltern, ehe das Licht im Saal anging. Die Leute klatschten lange, und Mutter musste noch zwei Zugaben bringen, die sie Encores nannte, aber die Grosseltern waren nicht mehr dabei. Hinterher stand die Mutter mit vielen Leuten herum, und der Junge sollte auch etwas sagen, aber es fiel ihm schwer, und Mutter sagte, er sei

leider ein Depp. Dann fuhr man im Kübelwagen nach Hause, und der Junge sagte nichts mehr.

Mutter gab noch einige Liederabende und einen sogar bei den Amis in Linz, das einmal die Stadt des Führers war, aber jetzt ihnen gehörte. In Enns, an der Grenze zwischen den Russen und den Amis, musste man aus dem Zug steigen, weil der russisch-österreichisch war, und seine Identität herzeigen. Dann musste man auf den amerikanisch-österreichischen Zug warten, weil die Besatzungsmächte keinen gemeinsamen Fahrplan hatten. Beim Bahnhof war eine Baracke, und in der gab es Coca-Cola. Der Junge hatte schon gehört, dass die Amis nur Coca-Cola trinken, aber es war braun, schmeckte furchtbar süß und auch sonst komisch. Vor der Baracke verteilte ein GI Kaugummi. Er sagte: «Try that, this is culture», und ein Erwachsener übersetzte, das sei Kultur, aber davon verstand man nichts. Auf Kaugummi jedoch war man neugierig, weil man schon viel davon gehört hatte. Der Junge hatte mit anderen sogar schon das Harz eines Marillenbaums probiert, zu dem man früher Aprikose sagen sollte, denn man hatte ihm gesagt, Kaugummi sei genau dasselbe. Der jetzt aber war ein Streifen, hiess Saftige Frucht, schmeckte am Anfang sehr komisch, dann bald gar nicht mehr und klebte zwischen den Zähnen, von denen zwei wackelten, weil man ja noch Milchzähne hatte. Auch ausspucken ging schlecht, obwohl man den GI gesehen hatte, wie er das tat. Der Junge musste den Gummi mühsam zwischen den Zähnen herausholen, und dann streifte er ihn heimlich auf das Fenster des Zuges, in dem man inzwischen wieder sass. Etwas aber blieb auf den Fingern kleben und dann auf der Hose. Mutter sah das Gott sei Dank nicht, denn sie sass zwar gegenüber, sah aber aus dem Fenster, obwohl man da nichts Schönes sah.

Da waren rechts viele Fabriken, die Onkel Hermann den Linzern geschenkt hatte, weil sie die Gefolgschaft in der Stadt des Führers waren. Aber sie hiessen jetzt nicht mehr nach ihm, weil die Österreicher nie dankbar seien, wie Mutter sagte, sondern Stickstoff und VOEST, und aus einem Schornstein kam ganz roter Rauch, aber das hatte nichts zu bedeuten, da die Amis die Russen ohnedies nicht leiden konnten, sondern war schon immer so.

Auch der Bahnhof war ein Geschenk des Führers, und Mutter sagte, dass man ihm das ansehe. In der Halle waren ein paar Papptafeln, auf die etwas von Mauthausen geschrieben war, aber die durfte man nicht ansehen, denn das sei ein KZ gewesen, und davon wollte niemand etwas wissen. In der Hauptstrasse links war eine grosse Gartenwirtschaft, in der man zu Mittag ass. Es gab gebackene Champignons, die etwas sehr Seltenes waren, denn daheim gab es kaum Öl zum Backen und Champignons nur auf den Feldern, aber auch nicht überall, doch die Amis wollten zeigen, dass bei ihnen alles besser sei als bei den Russen, und deshalb gab es bei ihnen alles. Der Hauptplatz war sehr schön, und beinahe wäre man von einer Strassenbahn überfahren worden, denn die fuhr mitten zwischen den Leuten durch. Zur Donau hin waren links und rechts zwei grosse Häuser, die der Führer gebaut hatte, denn er wollte einmal in Linz in die Rente gehen und dafür das ganze Donauufer bewohnen, aber davon waren nur diese zwei Häuser fertig geworden, und in einem war der Saal, in dem Mutter singen sollte. Dann wurde es auf einmal finster, und Mutter und der Junge dachten, es würde ein Gewitter kommen, obwohl man die ganze Zeit keine Wolken gesehen hatte. Aber dann sah man auch nicht mehr den Pöstlingberg auf der anderen Donauseite zwischen den Führerhäusern, und einige Leute husteten. Dann sagte jemand, das sei kein Gewitter, sondern ein undichtes Ventil in den

Hermann-Göring-Werken, und das sei so seit einem Bombenschaden, den man nicht richtig repariert habe. Sowas sei unter dem Führer nie passiert, aber seit alles Österreich sei, hätte man diesen Dreck fast einmal die Woche. Er sagte noch viel, weil er schon etwas betrunken war und ein Linzer, ausserdem ein Illegaler, aber Mutter kannte ihn nicht, machte sich Sorgen wegen ihrer Stimme, und deshalb ging man in ein Kaffeehaus, wo der Qualm sehr viel weniger war, weil nur die Leute rauchten.

Diesmal war der Saal nur zur Hälfte voll, und der Junge durfte auch keine Programmzettel verkaufen, denn das tat ein Mann in Steireranzug, sondern er musste hinten sitzen und brav sein. In der Pause kam der Veranstalter zu Mutter und sagte, es täte ihm leid wegen der vielen leeren Sitze, aber sie sei eben schon siebzehn Jahre von der Bühne und man würde sie nicht mehr kennen. In Wien würde man sich ja vielleicht noch an sie erinnern, und in die Stadt bei dem Gasthaus seien die Leute nur gekommen, weil sie die Tochter der Grosseltern sei, aber in Linz habe man seinen eigenen Geschmack und deshalb müsse er das Honorar etwas kürzen. Mutter war traurig und sang nur eine Zugabe, aber nach dem Konzert kam ein Mann und sagte zu Mutter, ihm sei für die Salzburger Festspiele eine Sängerin ausgefallen und ob Mutter einspringen wolle. Ihre Stimme sei ja noch halbwegs gut, und es sei ja auch nur eine kleine Rolle. Mutter sagte dem Mann, sie habe einmal in dieser Oper eine viel grössere Rolle gesungen, aber man müsse ja zufrieden sein, und sie sagte zu. Dann übernachtete man in einem Gasthaus, in dem die Bettwäsche nicht frisch war, und fuhr am nächsten Morgen heim. Aber diesmal gab es von den Amis kein Coca-Cola und keinen Kaugummi, denn man fuhr ja zu den Russen.

Am Anfang der Schulferien übte Mutter fleissig ihre Rolle, und der Junge schenkte Bier aus und lernte, dafür die Kohlensäureflasche richtig einzustellen. Das war nicht sehr einfach, denn manchmal kam nur Schaum und manchmal gar keiner, weil die Armatur schon sehr alt war und ihre Macken hatte. Dann durfte man mit Mutter nach Salzburg fahren. In Enns gab es wieder Coca-Cola und einen Kaugummi, den man sich aufhob, aber an der Grenze zwischen Oberösterreich und Salzburg gab es nichts, und der Zug fuhr einfach durch, weil beides den Amis gehörte. Auch von Salzburg fuhr man gleich weg, nämlich in einem Bus nach Mattsee, wo man wohnen sollte. Man wohnte aber auch nicht in Mattsee, sondern oben in Ochsenharing bei Familie Zinnhobel. Herr Zinnhobel war ein fröhlicher Mensch und «was bei der Gemeinde», und im Sommer vermietete er den oberen Teil seines Hauses. Das taten dort viele, und meistens wohnten bei ihnen Philharmoniker. Einer von ihnen, den Mutter kannte, hatte Mutter Familie Zinnhobel vermittelt, und Mutter sagte, es sei sehr preiswert. Am nächsten Tag fuhr man nach Salzburg, und dort traf Mutter viele Leute, die sie kannte, aber schon lange nicht gesehen hatte. Der Vater von Stefan und Liesel war auch da. Er war ein sehr berühmter Dirigent und sehr freundlich, aber jetzt durfte er nicht dirigieren, weil er Nazi war, und war darüber traurig. Seine Frau war Sängerin und durfte auch nicht singen, aber darüber war sie nicht so traurig. Und dann war da ein noch sehr viel berühmterer Dirigent mit Glatze und Haaren drum herum, der auch nicht dirigieren durfte und Furtwängler hiess. Seine Frau sagte, das sei sehr ungerecht, weil er doch vielen Leuten geholfen habe und nur dazu Generalmusikdirektor geworden sei, und ein alter Herr gab ihr recht, weil er ihm auch geholfen habe. Er durfte dirigieren, weil er Jude war und Bruno Walter hiess. Am

berühmtesten aber war ein ganz alter Herr, der aus Garmisch kam und von seinem Sohn an der Hand geführt wurde. Er zitterte mit dem Schnurrbart und mit dem Weinglas, und dabei war er erst so alt wie Grossvater, der nur manchmal zitterte, aber als er kam, standen alle auf, weil er so berühmt war. Mutter sollte in seiner Oper singen, und er war sehr freundlich zu ihr und sagte, sie sei seine beste Sophie gewesen, obwohl sie doch Stefanie hiess. Er sagte auch zu den anderen, dass er die Dirigierverbote ganz saublöd fände und jetzt eine Figur wie Karajan in die Lücke spränge, der ein noch grösserer Nazi gewesen sei, aber geschickter, und das regte ihn so auf, dass er sein Weinglas auf seinen Anzug schüttete. Man sass an zwei Tischen vor dem Weinhaus Moser, wo die Gasse gegenüber dem Festspielhaus etwas breiter wurde, und die waren genauso mit Papier bezogen wie die zu Hause, aber Mutter sagte, man sei wie auf dem Parnass. Der Junge sagte nichts, um nicht zu stottern und seine Mutter dadurch zu blamieren.

Dann hatte Mutter Probe, und der Junge blieb bei dem Vater von Stefan und Liesel, weil seine Frau auch die Probe sehen wollte. Als man etwas fragte, sagte er: «Du stotterst ja!», aber er war nicht böse darüber und ging dann mit dem Jungen spazieren, um ihm Salzburg zu zeigen. Zuerst ging man in einen Garten, der Café Tomaselli hiess, und man bekam ein Glas Himbeerwasser mit einem Eiswürfel drin. So etwas hatte man noch nie gesehen und bekam einen zweiten, weil die Kellnerin den Herrn kannte. Dann sah man sich den Residenzbrunnen an, der einen eigenen Platz hatte und sehr hoch war, und davor standen Fiaker, und die Pferde hatten alles vollgeschissen. Vom Dom sah man nur die Hälfte, denn hinter der hohen Mauer hatte eine Bombe eingeschlagen. Davor war im Hof viel Holz für Jedermann, aber die Leute liessen es liegen, denn es sollte eine Bühne

sein für die Schauspieler und eine für die Zuschauer, und dann ging man in die Franziskanerkirche, die dem Jungen sehr gefiel. Der Vater von Stefan und Liesel sagte, er könne Kirchen eigentlich nicht leiden, nur in Salzburg, und deshalb ging man noch in die Peterskirche und sah das Grab des heiligen Rupert, aber das war leer, weil er ein Heiliger war. Der Junge wollte die Kirchen gerne sehen, weil man sich in jeder etwas wünschen durfte, wenn man zum ersten Mal drin war, aber man durfte seinen Wunsch nicht verraten. Der Junge wünschte sich immer dasselbe: gross zu sein, weil er gehört hatte, dass es dann keine Pläsch mehr gäbe, und nicht zu stottern.

Dann besichtigte man noch den Petersfriedhof, der aussah wie ein Dorffriedhof, aber er war an einer Felswand mit einer Burg darüber. Die Gräber waren ganz kurz. Der Junge hatte bei den Grosseltern etwas von Hockergräbern gelesen, aber der Vater von Stefan und Liesel sagte, die Leute würden da drinnen ganz normal und lang liegen; man würde ihnen auf die Füsse steigen, aber das täte ihnen nicht weh. Auf der Seite eines Grabsteins stand ein langer Text über einen Soldaten, den der Junge vorlesen sollte. Da standen alle Schlachten, die er gemacht hatte. Ein paarmal war er schwer verwundet worden und ein paarmal tödlich, aber er hatte immer wieder weitergekämpft, und der Vater von Stefan und Liesel lachte und sagte, der Heldentod sei heute eben auch nicht mehr das, was er einmal war. Und weil der Junge nicht gestottert hatte, versprach er ihm ein Eis am Stiel in der hölzernen Molkerei hinter dem Festspielhaus, und da sassen auch schon seine Frau und Mutter, weil die Probe vorbei war. Die Molkerei war schön mit ein paar Tischen davor, aber das Eis war nur gefrorenes Himbeerwasser, dem man das Rot aussaugen konnte.

Die Erwachsenen sprachen über Vater, und Mutter war sehr traurig. Der Vater von Stefan und Liesel sagte,

das Vernünftigste wäre, Mutter würde sich scheiden lassen, aber da wurde Mutter sehr zornig und meinte, Scheidung sei vielleicht seine Spezialität, aber sie sei kein Charakterschwein, und ausserdem sei sie auch schon zu alt, um noch einmal als Sängerin anfangen zu können. Dann wurde sie wieder leise, weil andere Leute kamen, die man kannte, und alle redeten darüber, dass alles sehr schlecht geworden sei und man tapfer in die Zukunft schauen müsse. Dann sah Mutter auf den Fahrplan, und mit dem Bus fuhr man wieder nach Mattsce, wo es zum Abendessen Knackwurst in Essig und Öl gab.

Das war im Gasthaus und Fleischhauerei Steiner, und davon gab es zwei, eines auf halbem Weg von Ochsenharing und das andere auf dem Dorfplatz, bei der Kirche und beim See, und das war das noblere, weil es ein paar Tische am Dorfplatz hatte. Wenn keine Proben waren und Mutter nobel sein wollte, ass man unten, obwohl die Küche nicht ganz so gut war, wegen des Publikums. An einem Sonntag fuhr ein sehr dickes Auto vor, und ein beleibtes Ehepaar stieg aus, aber der Fahrer blieb im Auto sitzen. Als sie in den Gastgarten kamen, sah der Herr die Mutter und kam zum Tisch. Mutter aber machte etwas, das der Junge als Hofknicks kannte, und dann fragte sie der Herr, ob sie wieder dabei sei, und Mutter sagte: «Nur unter ferner liefen.» Sie war ja Mitläuferin. Dann kam die Frau des Mannes und gab Mutter die Hand, und Mutter machte wieder einen Hofknicks. Man sagte sich aber nur guten Tag, und das Paar setzte sich an einen reservierten Tisch in der Ecke und bestellte ein Brathähnchen. Die Leute guckten auf Mutter und das Paar und flüsterten, und Mutter flüsterte zum Jungen, das sei König Leopold von Belgien, aber die Westmächte hätten ihn zurückgetreten, weil er zu den Deutschen zu freundlich gewesen sei, und jetzt sei er nur mehr ein Ex, aber die Frau sei nicht seine Frau, sondern seine

Geliebte. Und während die Leute noch tuschelten und die belgischen Exen Bier bekamen – er ein grosses, sie ein kleines kam ein Jeep mit einem alten Mann in einem komischen Trachtenanzug, und alle verdrehten ihre Köpfe, denn das war der bayrische Kronprinz. Er sagte aber nichts zu Mutter, setzte sich zu den Exen, bestellte einen Schweinsbraten, und Mutter sagte, er habe es auch nicht leicht, weil er in der Partei gewesen sei. Mutter sagte, es sei ein gutes Publikum in Mattsee, denn man sagte zu den Leuten immer Publikum, aber am meisten interessierte den Jungen der See.

Es gab drei Seen in Mattsee, nämlich auch noch den Trümer See und den Grabensee, aber der zählte nicht, denn der war aus Moor. Dort waren auch zwei Moorbäder, wo die Leute abnehmen konnten, aber die liefen schlecht, weil nur wenige Leute fett waren. Der Trümer See war gross und nur eine Wiese unterhalb von Ochsenharing, und der Junge ging oft dorthin, wenn Mutter in Salzburg war, weil er das eigentlich nicht sollte. Dort war Schilf und das Wasser sehr flach, und darin waren Muscheln. Der Junge zerklopfte viele mit Steinen, weil er darin Perlen finden wollte, aber in ihnen war immer nur Schleim, und um einen herum waren Bremsen, die aussahen wie Fliegen, aber böse bissen, und die kamen von den Kühen. Das Strandbad war in Mattsee. Dort gab es weniger Bremsen aber viele Philharmonikerkinder, und die Philharmonikerfrauen passten auf sie auf, weil die Philharmoniker in Salzburg waren. Gerda wurde dort seine beste Freundin. Ihr Vater war Hornist und bei der SS gewesen, aber man hatte ihm nichts getan, weil er ein guter Hornist war, und auch auf die anderen Nazis bei den Philharmonikern war man nicht böse, denn sie waren der Stolz von Österreich. Nur einen konnte niemand leiden, denn der war beim Widerstand, und Widerständler waren allen anständigen Österrei-

chern zuwider. Die Philharmonikerkinder aber waren meistens normal und machten viel Lärm. Wenn man nicht im Strandbad sein konnte, weil es regnete, spielte man im ersten Stock des Café Seerose. Das war eine grosse Holzhütte zwischen dem unteren Gasthaus Steiner und dem Bad, und oben war ein Saal, der wackelte, wenn man herumsprang. Darunter tranken die Mütter dünne Kaffeemittelmischung. Sie sagten, es sei der schlechteste Kaffee weit und breit, aber sie tranken ihn, weil sie die Kinder los waren, die oben spielten. Es regnete viel und am meisten am Sonntag, weil da Jedermann war, wie Mutter sagte. Wenn es erst ab der Tischszene regnete, hörte Jedermann auf, die Leute bekamen ihr Geld nicht zurück und die Schauspieler frei. Wenn es aber den ganzen Tag regnete, mussten alle in das Festspielhaus, und das war dann nicht so schön, weil der Domplatz fehlte und die Schauspieler trotzdem spielen mussten.

Zu Mutters Generalprobe durfte man nach Salzburg, doch man sah sie nur kurz am Anfang des zweiten Aktes. Davor hatte eine ältere Frau etwas mit einer jüngeren, doch die hatte Hosen an, damit man es nicht bemerkte. Später bekam sie eine noch jüngere Frau, und gegen Ende war sie doch eine Weile Frau und ging mit einem dicken Alten in ein Wirtshaus. Dann wurde sie wieder Mann, und ganz am Ende sangen alle drei Frauen schön und laut, aber da war Mutter nicht mehr dabei. Man hörte, dass sich der Dirigent zweimal verschlagen habe, weshalb die Premiere ein grosser Erfolg werden müsse.

Man sah sie nicht, doch sie soll auch sehr schön gewesen sein, und Mutter kam erst sehr spät in der Nacht zurück. In den Kritiken aber stand nichts von ihr, nur in einer, nämlich dass aus der Sophie nun die Leitmetzerin geworden sei. Mutter versuchte, es dem Jungen zu erklären, aber er verstand es nicht, weil er auch nicht verstand, warum die Zeit «ein sonderbar Ding» sein solle.

Dann durfte man noch einmal mit der Mutter nach Salzburg. Im Café Tomaselli war Tante Anny, und Mutter gab ihr das Köfferchen des Jungen, weil sie noch etwas Erholung brauchte. Am Nachmittag fuhr man mit Tante Anny wieder zu den Grosseltern. Während der Fahrt fragte sie sehr viel, und der Junge war etwas nervös, aber Tante Anny sagte nicht, dass er stottern würde. Sie erzählte, dass sie Mutter auf der Akademie kennengelernt hätte, und sie sei einmal berühmt gewesen. Auch sie selbst wollte einmal Sängerin werden, aber dann habe sie damit aufgehört, weil sie das Operncafe erbte und Kunst nichts Solides sei.

Das letzte Jahr in der Volksschule war langweilig, weil man ja schon alles wusste. Ein neuer Lehrer war gekommen und noch sehr jung. Trotzdem war er schon in Russland gewesen; da Österreich aber befreit war, hatte ihn Stalin wieder zurückgeschickt, und jetzt war er Lehrer und hatte seine erste Lehrstelle. Er war sehr nett, aber nach ein paar Tagen war er weg. Fräulein Unterreiner kam in die Klasse und sagte, er habe einen Magendurchbruch und man solle für ihn beten, und dann kam ein älteres Fräulein als neue Lehrerin, die vorher keine sein durfte, weil sie eine hohe BDM-Maid war. Sie blieb aber nur drei Wochen, nicht einmal bis zum Begräbnis des netten Lehrers. Der war im Spital der Stadt gestorben, und seine Mutter weinte sehr, weil ihr Mann und die zwei anderen Söhne im Krieg geblieben waren und sie nun niemanden mehr hatte. Der neue Lehrer war Junglehrer, obwohl er schon ziemlich alt war, aber Sozi. Als er hätte anfangen sollen, hatten ihn die Hahenschwanzler aus der Schule geschmissen, zu denen die Kummerln jetzt Austrofaschisten sagten, dann kamen die Nazis und der Krieg, und das war jetzt seine erste Klasse, aber er war sehr fade. Schön war allerdings ein Ausflug

weit hinter das Dorf zu einem der Dörfer, in die man wegen der Maul- und Klauenseuche nicht gehen sollte. Man ging aber auch nur fast dorthin, denn links davon war ein Wald, und in dem war der Böse Graben. Den hatte eine Hexe gemacht, als die Türken kamen, und sie waren mit ihren Pferden alle hineingefallen und tot. Während die Kinder oberhalb Verstecken spielten, untersuchte der Junge mit einem anderen den Graben, weil er türkische Waffen finden wollte, aber es waren keine da, nur eine Quelle, und um die herum waren drei Feuersalamander. Sie waren sehr schön, aber man sollte sie nicht anfassen, denn dann bekam man Warzen. Oben regte sich dann der Lehrer auf, weil er schon ein paarmal gerufen, aber man ihn nicht gehört hatte.

Dann starb der Enkel des alten Elektrikers an Gehirntumor. Er hatte Hansi geheissen und war ein Jahr jünger als der Junge. Herr Mandi erzählte es im Gasthaus und musste sehr viel trinken, denn Hansis Mutter war seine Schwester. Es sei schrecklich, dass der Hansi gestorben sei, sagte Herr Mandi, denn der Kleine hätte doch noch gar kein Hirn gehabt, und dann fiel er vor dem Haus in die Pfütze, die vom letzten Regen übriggeblieben war. Der Junge musste ihn nach Hause bringen, und dort weinten auch alle, weil Hansis Vater in Leningrad geblieben war und seine Mutter nur mehr einen kleinen Buben hatte. Zum Begräbnis durfte der Junge mit Grossmutter im Zeugerl fahren, ganz am Ende des Trauerzugs, aber auf dem Friedhof stand er dann mit ihr ganz vorne, und der Sarg war sehr klein. Als der Pfarrer reden sollte, begann Hansis Mutter laut zu schreien, sie hätte doch alles für den Kleinen getan und sogar die Russen drübergelassen, damit er es einmal besser haben sollte, und ihr Vater sagte, sie solle den Schlapfen halten, wie im Dorf das Maul hiess, obwohl ein Schlapfen ein Pantoffel war. Aber sie hörte nicht auf und schrie auch etwas gegen den

lieben Gott, so dass der Pfarrer ein paar Schritte wegging, um es nicht hören zu müssen. Dann kam der Doktor, um ihr eine Morphiumspritze zu geben, und Grossmutter zog den Jungen ins Zeugerl, weil sie das alles scheusslich fand. Der Mutter aber erzählte der Junge nichts davon, weil er nicht stottern wollte, obwohl er mittlerweile dafür nicht mehr so viel Pläscher bekam.

Mutter war ohnedies sehr nervös. Ende September hatte sie in Wien noch einen Liederabend gegeben, aber der war kein Geschäft gewesen, und manchmal sagte sie, ihre Zeit sei eben vorbei. Dann war sie wieder nach Nürnberg zu Vater gefahren und sehr traurig zurückgekommen. An den Nachmittagen durfte der Junge jetzt öfter zu Grossmutter gehen, aber die schickte ihn meistens in die Gärtnerei, weil sie Kopfweg hatte und das Geschäft wiederaufnehmen wollte. Grossvater sagte, das sei sehr schwer, denn die Leute in Wien hätten kein Geld und die Russen ihm den Eisenbahnwagen kaputtgemacht, und der Viehbestand müsse erst wiederhergestellt werden. Auch Holzgeschäft sei keines, obwohl man für den Wiederaufbau viel Holz brauche, aber die Russen würden in den Wäldern hausen wie die Säue, und Aufforsten sei sehr schwierig, obwohl man jetzt auch keinen Wildverbiss mehr fürchten müsse.

Im Gasthaus war viel zu tun, schon vor der Ballsaison, denn die Feuerwehr veranstaltete ein Weinlesefest, und dabei wuchs in der Gegend nur wilder Wein, der nicht einmal Trauben hatte. Ein Feuerwehrmann aber hatte Verwandte in der Wachau, und dort war man mit dem Mannschaftswagen hingefahren und mit ein paar Kisten Trauben und einem grossen Bottich Sturm zurückgekommen. Den kannte der Junge noch nicht, und das war gärender Most, von dem man schnell einen Rausch und Durchfall bekam. Der Sturm wurde in Krüge und grosse Flaschen gefüllt, die man nicht zumachen durfte,

weil sie sonst explodiert wären, und aus zwei Kisten Trauben wurde mit Bindfäden eine grosse Traube gemacht, die an einen Besenstiel gebunden wurde, weil sie die Traube von Kanaan sein sollte. Die kam an den grossen Kronleuchter im Saal, und die kleinen Trauben sollte der Junge an einem Tisch verkaufen. Am Abend kamen die Kellnerinnen, das Orchester und die Leute. Das Orchester hatte ein neues Stück gelernt, und das sangen sie auch so oft, dass es der Junge noch an diesem Abend auswendig gelernt hatte:

*Lieseri, komm her, 's Wieseri ist leer,
d' Mutter, die schlaft schon,
und 's Vogerl singt auch nimmermehr,
Lieseri, sei still, hörst net den Grill,
der will dasselbe, was ich von dein 'm Herzeri jetzt will.*

Auch ein paar Schweizer Lieder konnten sie. Die waren jetzt sehr modern, weil die Schweiz neutral gewesen war und es ihr gutging, aber die Texte waren dem Jungen zu dumm. Dann wurde der Besenstiel mit der Traube etwas tiefer gehängt, damit die Leute mit dem Mund danach schnappen konnten, aber zwei Burschen stiessen mit den Köpfen zusammen und begannen deswegen zu raufen. Dann raufte noch mehr Leute, und der Junge sass hinter dem Tisch mit den Trauben, die er verkaufen sollte, und sah ihnen zu. Aber einige Leute fielen auf den Tisch und die Trauben, und alles fiel um. Als der Junge sich entfernte, sah er noch, dass die Leute überall auf dem Gewand Trauben hatten und die anderen in den Händen, um sie anderen ins Gesicht zu schmieren, und dann hörte das Orchester auf, und es war nur noch laut. Später kam der Gendarm und auch Gendarmerie aus der Stadt, und am nächsten Tag sagte Mutter, der Schaden sei sehr gross gewesen, weil viele Gläser zerbrochen seien, aber die gerauft hätten, wollten es nicht gewesen

sein, obwohl sie der Junge genau gesehen hatte und drei von ihnen noch in der Stadt im Arrest waren. Die Klos waren alle verstopft und verschissen, weil der Sturm in die Leute gefahren war, und Herr Mandi musste kommen und lange daran arbeiten. Mit ihm ging er dann zu Grossmutter, und als er ihr alles erzählte, sagte sie, dass ein richtiges Gesindel für eine richtige Wirtshausrauferei eben gar keine Russen brauche.

Fräulein Unterreiner begann den Leuten Sorgen zu machen. Im Sommer hatte das Kino Ton bekommen. Jetzt klangen die Filme ganz anders, aber Fräulein Unterreiner wurde nicht mehr gebraucht, und sie war traurig, weil ihr das Geld fehlte und eine Lehrerin nur sehr wenig verdiente. Auch in der Schule wurde sie nicht mehr gebraucht, denn der Landesschulinspektor hatte entschieden, Fräulein Unterreiner in die Pension zu schicken, und dabei war sie erst sechsundsiebzig. Ihr Nachfolger war schon in der Schule und unterrichtete die erste Klasse. Er war ziemlich jung, und die Leute sagten, er sei ein Trottel, habe aber das richtige, nämlich schwarze Parteibuch. Das fanden die Leute oben gut, aber die Arbeiter unten nicht, und Fräulein Unterreiner kam noch jeden Tag in die Schule, weil sie erst zu Weihnachten aus der Schule geworfen werden sollte. Kurz vor Allerheiligen aber stolperte sie über das Grab des ganz alten Pfarrers, das sie herrichten wollte, und brach sich den Unterleib. Nun durfte sie zu Hause und im Bett bleiben, aber die Schüler sahen sie jeden Tag, denn sie hatte ihr Bett an das Fenster rücken lassen, um zu kontrollieren, ob auch alle brav in die Schule gingen.

Mutter war zu Vater nach Nürnberg gefahren, weil es ihm gar nicht gutging, und sie kam nach einer Woche wieder, weinte viel und betete sogar gelegentlich. Die Leute waren zu ihr etwas freundlicher geworden, und

die drei Arbeiter, die immer kamen, schickten sie nicht mehr für jede einzelne Zigarette los, sondern bestellten sie gleichzeitig, und meistens brachte sie ihnen der Junge. Es gab jetzt viel mehr Zigaretten. Die A und sogar die B gab es nicht mehr, nur noch die C. Auch von i, 2, 3 war nur die Zweier übriggeblieben, die teuer war und von den Angestellten geraucht wurde, und die Dreier für die Proleten. Und dann gab es noch Donau und Sport, aber die war für die besseren Leute. Im Gasthaus kauften die Leute hauptsächlich Dreier und C, und die holte der Junge in Paketen am Nachmittag aus der Trafik an der Dorfstrasse. Sie gehörte einer Kriegswitwe, aber alle Tabaktrafiken Österreichs gehörten Kriegswitwen, weil das noch die Kaiserin Maria Theresia so bestimmt hatte.

Dann wurden der Sohn und die Tochter des Fleischhauers verheiratet, und im Gasthaus sollte die Doppelhochzeit gefeiert werden. Im Saal wurden die Tische ganz gross gemacht, und das war auch nötig, weil schon Tage zuvor so viel Fleisch und Wurstsachen gekommen waren, wie sie der Junge seit Jahren nicht gesehen hatte. Das Kühlhaus war bis oben damit vollgestopft, und schon am Vortag wurde dauernd Wurst aufgeschnitten und auf grosse Platten gelegt. Auch die Backrohre waren voll mit Braten, und Mutter sagte, es sei eine Hochzeit von Protzenbauers. Es kamen über hundert Gäste und das Orchester, und viele Leute hatten Taschen mit, um Aufschnitt und Braten mitzunehmen, aber trotzdem blieb auf den Platten viel liegen. Als dann oben die Tische weggeräumt wurden und die Leute zum Orchester tanzten, kamen viele an die Schank herunter und mussten Nusschnaps trinken, weil sie zuviel gefressen hatten. Einige Leute kotzten auch, und manche wurden krank, weil sie soviel Butter und Fleisch nicht mehr gewohnt waren. Und im Kühlhaus war so viel übriggeblieben, dass Mutter davon noch lange verkaufen konnte.

Ein paar Tage später sah der Junge seinen ersten Schlurf. Er hatte schon viel von Schlurfen gehört, denn alle Leute schimpften über sie. Sie sollten furchtbar dreckig sein und die Haare ganz lang haben, während ein anständiger Österreicher den Nacken rasiert haben musste, wie es schon unter den Deutschen war. Und die Haare sollten sie sich mit russischer Margarine einschmieren, die es in den USIA-Läden gab, die den Kummerln gehörten, und die niemand haben wollte, weil sie so nach Fisch stank. Der Schlurf, den der Junge sah, war ein Kesselmonteur aus Wien und hatte in der Fabrik zu tun, weil dort etwas kaputt war. Eigentlich war Herr Vrskosil Karli noch nicht Kesselmonteur, sondern nur Gehilfe, denn er war erst siebzehn, ass mit seinem Meister eine Woche im Gasthaus und wohnte oben im Mädchenzimmer, für das kein Mädchen da war. Ein Schlurf aber war er, denn er hatte die Haare bis hinten zum Hemdkragen, und er stank nicht nach Fisch, denn er nahm Brillantine, aber die stank auch. Er war sehr lustig und freundlich, aber die Leute riefen ihm «Schlurf!» nach und «Pfui Teufel!». Das machte ihm nichts aus, denn er war stolz, ein Schlurf zu sein, das sei nämlich modern. Er hörte auch gerne den Jazz, den die Amis aus ihrem Radio spielten, und der Junge rauchte mit ihm seine erste Zigarette, hinten bei der Kegelbahn, denn die Mutter sollte es nicht sehen. Es war eine echte Ami-Zigarette, eine Chesterfield, die er aus der Wiener Ami-Zone mitgebracht hatte, aber sie schmeckte gar nicht und nur rauchig.

Dann waren eines Morgens die Vorhänge vor Fräulein Unterreiners Fenster zu, und in der Schule hörte man, dass sie in der Nacht gestorben und dass zu ihrem Begräbnis schulfrei sei.

Am Abend aber kam der Krampus. Früher war der Nikolaus gekommen, der aussah wie ein Bischof mit Bart

und der alte Pförtner war. Er hatte auch einen Krampus dabei, der aussah wie ein Teufel mit einem nach aussen gewendeten Schafpelz, aber das war seine Frau, denn den Pelz kannte man. Die Krampus hatte eine Rute zum Drohen, eine Kette zum Rasseln und einen Sack, in den sie den Jungen stecken wollte, aber sie tat es nicht, weil ihr Mann ja bei den Grosseltern angestellt war. Im Vorjahr kam kein Nikolaus, und Herr Mandi war der Krampus. Der Junge hatte ihm beim Üben zugesehen, sagte aber Mutter nichts davon, um ihr nicht die Freude zu verderben, und Herr Mandi hatte auch keinen Sack wegen Stefan, da Mutter nicht an ihn denken wollte. Jetzt aber waren sehr viel mehr junge Männer im Dorf, und alle wollten Krampusse sein, um die Mädchen durchhauen zu dürfen. Die Mädchen freuten sich darauf, denn wenn sie der Teufel holte, konnten sie ja abseits der Strasse mit ihm herummachen, wie Grossmutter sagte, aber vorher mussten die Krampusse auf der Strasse sehr laut sein, denn der lauteste war der beste. Es waren viele Krampusse unterwegs, und manchmal kam einer, manchmal kamen auch mehrere in das Gasthaus, um Bier zu trinken, damit sie danach besser Krach machen konnten. Mit dem Bier gingen sie in das Extrazimmer, denn sie mussten ja zum Trinken ihre Masken abnehmen, und es sollte sie niemand erkennen. Der Junge aber erkannte fast alle an der Stimme, wenn sie ihr Bier bestellten. In der Nacht sollen dann die Krampusse aus dem oberen Dorf mit denen vom unteren gerauft haben, aber das bekam man nicht mit.

Am Tag von Fräulein Unterreiners Begräbnis war Mutter ganz schwarz angezogen, zündete schon am Morgen eine Kerze an, stellte sie ins Fenster und weinte. Der Junge wunderte sich, dass sie wegen Fräulein Unterreiner so traurig war, aber als er ihr das sagte, weinte sie noch mehr, und dann ging man in die Schule, denn dies-

mal durfte man nicht mit der Grossmutter im Zeugerl fahren, sondern musste mit seiner Klasse gehen. Dann ging die Schule in Dreierreihen in die Kirche. Die war so voll, dass die Kinder stehen mussten, denn Fräulein Unterreiner war ja die Lehrerin des ganzen Dorfes gewesen, auch der Blasmusik, die aufspiclte, und jetzt lag sie vorne in einem silbern beklebten Sarg unter einem grossen Kranz aus Papierchrysanthemen. Der Pfarrer redete sehr lange von der Jungfrau Theresia Unterreiner, die mit Christus und dem Dorf verheiratet gewesen sei, und sie sei ein leuchtendes Beispiel für alle Männer, Frauen und Kinder des Dorfes, denn man könne heute sehen, dass die Kirche viel zu klein dafür sei, und deshalb sollten die Leute dafür spenden, sie grösser zu machen, da Fräulein Unterreiner das so gewollt habe. Dann sprach der obere Bürgermeister davon, wie ihm Fräulein Unterreiner die Hosen strammgezogen habe, und er schluchzte, und der untere Bürgermeister sagte dasselbe, obwohl er ein Roter war, und tat auch, als würde er weinen, und der Junge dachte, dass sie es gut hätten, denn er musste bei Pläsch ja immer die Hose ausziehen. Dann sang der Kirchenchor, die Blasmusik spielte, die Orgel quiekte, Ministranten und Pfarrer turnten herum, und es war sehr feierlich. Einige Frauen begannen zu weinen, einige Männer gingen aus der Kirche und rauchten davor eine Zigarette, dann musste die Blasmusik aus der Kirche, um beim Zug auf den Friedhof ganz vorne zu sein, und die Feuerwehr kam auch. Vor dem Kirchenwirt stand das Zeugerl mit Buchlar und der Grossmutter, denn die ging nicht gern in die Kirche, und dann wurde Fräulein Unterreiner im Leichenwagen verstaut, vor den diesmal vier Pferde gespannt waren. Da so viele Leute gekommen waren, dauerte alles sehr lange. Grossmutter aber fuhr wie immer ganz am Ende des Zuges.

Fräulein Unterreiner wurde in das Grab des ganz alten Pfarrers auf ihn gelegt, weil das Grab der Gemeinde gehörte und sie kein eigenes hatte, und dann redete der Bezirksschulinspektor, der auch ein alter Hahnenschwanzler war, und dem Jungen taten die Beine weh. Auch der Pfarrer redete noch einmal, und als alles vorbei war, durfte die Schule nach Hause und der Junge zu Grossmutter ins Zeugerl. Als er ihr erzählte, dass Mutter wegen Fräulein Unterreiner so furchtbar traurig sei, seufzte sie und sagte, das sei wegen Vater, weil der heute aufgehängt würde. Dann sah sie auf die Uhr an ihrer Halskette und sagte, er sei wahrscheinlich schon aufgehängt und man solle bei ihr Mittag essen. Vor dem Gasthaus hielt Herr Buchlar und ging hinein, das Mutter zu sagen, aber die Köchin sagte, sie sei ausgegangen. Beim Essen ärgerte sich Grossvater darüber, dass man nicht wisse, wer jetzt die Aktienmehrheit an den Fabriken habe, da Vater ja enteignet worden sei, und Grossmutter sagte, es sei ja gut, dass dies niemand so genau wisse, sonst hätten die Russen alles als deutsches Eigentum beschlagnahmt und der USIA geschenkt. Später ging man von den Grosseltern wieder nach Hause, und bald kam auch die Mutter wieder. Sie war im Wald spazierengegangen, sah sehr verweint aus und stellte eine neue Kerze ins Fenster. Der Junge aber ging in sein Zimmer und stellte sich vor, dass er Vater nie wieder sehen würde.

Das mit Vater stand nach ein paar Tagen in den Zeitungen, aber nicht auf der ersten Seite, doch trotzdem sprachen die Leute darüber, weil sie über alles redeten, was in den Zeitungen stand. Es gab viele Zeitungen in Österreich, und im Gasthaus musste man die haben, die man wegen der Politik haben musste. Da war einmal das *Neue Österreich*, das gehörte den Besatzungsmächten, war neutral und brachte die Nachrichten aller Parteien, und

die Leute fanden das fade. Das *Volksblatt* war schwarz und brachte nur solche Artikel und von Klerikalen. Die Sozis hatten die *Arbeiter-Zeitung* und die Kummerln ihre *Volksstimme*. Und alle mussten in Zeitungshalter von Thonet gesteckt werden und hingen nebeneinander an der Wand. Die Leute lasen immer nur die Meinung ihrer Parteien, da sie wissen wollten, was sie denken sollten, und am liebsten lasen sie ein Wochenblatt namens *Echo der Heimat*, denn das war ein richtiges Schundblatt, wie sie selbst sagten. Da stand auch am meisten über den Vater und dass es eine Schande für das ganze Dorf sei, obwohl er dort nie gewohnt hatte.

Mutter wurde von vielen Leuten auf den Artikel angesprochen und meistens nicht freundlich, denn sie weinte oft. Einmal kam auch ein Mann aus der Stadt und sagte, er wolle sich ansehen, wie die Witwe eines Verbrechers aussehe, aber da wurde Mutter grob und sagte, er solle seine Nase in seine eigene Scheisse stecken und gehen. Der Mann aber setzte sich hin, grinste und sagte, Mutter sei eine Frau und er könne sie jederzeit schlagen. Da ging Mutter mit dem Jungen in die Küche und sagte, er solle Herrn Mandi holen. Als man mit Herrn Mandi kam, sass der Mann immer noch im Gastzimmer, obwohl er nichts bekommen hatte, und Mutter redete in der Küche leise mit Herrn Mandi. Herr Mandi ging dann ins Gastzimmer und sagte dem Mann, er solle sich schleichen, denn so sagten die Leute, wenn jemand gehen sollte. Der Mann aber schrie, er sei ein Österreicher und ein Demokrat und er könne sitzen, wo er wolle, auch in einem Verbrecherhaus, und da rieb ihm Herr Mandi eine ins G'friess, also in das Gesicht, und er haute ihn auch sonst noch und schleppte ihn aus dem Haus. Dort schrie der Mann, er werde die Gendarmerie holen, und Herr Mandi sagte, das solle er tun, und setzte sich ins Gastzimmer, damit der Mann nicht wiederkam.

Er kam aber nicht wieder und der Gendarm auch nicht, und Herr Mandi bekam zwei Bier.

Auch der Junge wurde Vaters wegen angesprochen. Zunächst hänselten ihn einige Proletenkinder in der Klasse, bis es ihnen der Lehrer verbot, und dann nahm er den Jungen vor das Klassenzimmer und sagte ihm, er brauche die nächste Woche nicht in die Schule zu kommen, denn dann begännen die Weihnachtsferien, und danach hätte sich wohl alles wieder beruhigt. Das aber ärgerte die Proletenkinder, und auf dem Heimweg gleich unterhalb des oberen Dorfes, bei der Franz-Josef-Jubiläums-Linde, riss ihm der grosse Junge die Schultasche von den Schultern. Er war deshalb so gross, weil er schon zweimal sitzengeblieben war, und dann spielten er und die anderen drei mit der Schultasche Fussball und schrien: «Nazibua! Nazibua!» Da kam aus dem Friseurladen ein Mann, den Mutter immer den Oberkummerl genannt hatte, schnappte sich den grossen Jungen und gab ihm ein paar Watschen. Als die anderen wegliefen, schrie er ihnen nach, sie seien noch schlimmer als die Nazis. Danach hob der Junge seine Tasche auf, und der Oberkummerl sagte ihm, er könne ja nichts für seinen Vater. Daheim ärgerte sich Mutter über die verdreckte Schultasche, und als man ihr alles erzählte, sagte sie, der Oberkummerl wäre ja ein netter Mensch, wenn er nicht der Oberkummerl wäre.

Dann stand im *Echo der Heimat* das mit dem Mann, den Mutter hatte rausschmeissen lassen, denn das war ein Redakteur, und es stand auch etwas über Grossvater darin, da er Mutters Vater war. Da kam Grossvater nach langer Zeit wieder einmal in das Gasthaus, und mit ihm ein Mann, der Advokat hiess, und sie redeten lange mit Mutter. Sehr viel später hörte der Junge, dass der Redakteur zu zwei Wochen verurteilt worden sei, aber das sei nur so gewesen, weil der Grossvater mit der Regie-

rung in Wien telefoniert habe und die mit dem Richter. Die Zeitung aber brachte nichts mehr über die Familie.

Weihnachten ging man erst zu den Grosseltern, als die Bescherung für das Personal schon vorbei war, und der Weihnachtsbaum im Salon war kleiner, da der Junge ja schon grösser war. Auch der russische Kommandant war nicht da, weil er keine Familie hatte und Grossmutter ihn wegen der Sauereien in Haus und Park nicht leiden konnte. Grossvater sagte, es würde alles keine Freude mehr machen, Grossmutter, dass man nur einen halben Waggon Sachen habe nach Wien verkaufen können, und Mutter sagte nichts. Dann sagte Grossvater, das Personal fresse ihn auf und er würde es allmählich absterben lassen und niemanden mehr einstellen, auch nicht mehr die Kinder des Personals. Die würden zum Ausgleich ein Grundstück bekommen, auf das sie ihr Haus bauen könnten, und dann sollten sie sehen, wie sie selbst weiterkämen. Da seufzten Grossmutter und Mutter, und der Junge verstand nichts, denn «Das ist das Ende» hatte er schon oft von den Erwachsenen gehört. Er selbst hatte von den Grosseltern zu Weihnachten hundert Schilling bekommen, aber die waren aus dem Jahr 1927, eine dicke, schwere Goldmünze und sehr viel mehr wert als die neuen Schillinge. Die seien nämlich gar nichts wert, sagte Mutter, denn das Krügel Bier koste jetzt schon zwei Schilling fünfzig, und dafür hätte man vor dem Krieg drei bekommen.

Die Ballsaison war dieses Jahr noch wilder als die davor, obwohl keine Russen kommen durften und nur wenige kamen. Mutter hatte billige Gläser gekauft, damit die guten nicht gleich kaputtgingen, und das nutzten die Leute aus. Mutter sagte, das sei Absicht, dass sie oft die Gläser fallen liessen, angeblich weil sie nass waren und ihnen aus der Hand rutschten. Denn sie hatten einen Henkel und waren immer schon leergetrunken, wenn

sie aus der Hand fielen. Und es waren immer dieselben Leute. Da sagte Mutter, dass sie die Gläser zahlen müssten, aber manche Kellnerinnen passten nicht auf und kassierten nicht gleich, und der Junge musste immer die Scherben aufkehren. Manchmal spielten vom Orchester nicht alle Leute, und dann sass Fräulein Hebauer an einem Tisch und machte Gläser kaputt. Das konnte sie, ohne dafür zu zahlen, denn eine auch schon ältere Kellnerin war ihre Schwester, und die drückte immer ein Auge zu. Als der Junge unter dem Tisch die Scherben aufkehren musste, sah er durch die Latten der Bank, dass Fräulein Hebauer keine Unterhose anhatte und eine ganz grosse, dunkle Spalte. Dazu sagte man im Dorf Fut, aber der Junge hatte so etwas noch nicht gesehen. Als er später Herrn Mandi deswegen fragte, sagte der, Fräulein Hebauer sei immer sehr schnell, und dabei entstehe eben Russ wie bei einer Lokomotive. Am Bahndamm waren ja auch wirklich alle Steine russig und schmutzig, aber dann hätte man Fräulein Hebauer viel lieber einmal pfeifen gehört, denn da machten die Lokomotiven immer schrägen, weissen Rauch. Aber um zehn Uhr musste der Junge nicht mehr Scherben kehren, sondern in sein Zimmer gehen, und danach wurde es meistens laut, denn dann gab es die Raufereien. Auch dazu wurden Gläser kaputtgemacht, und Grossmutter meinte, die Leute im Dorf könnten ihre Gefühle eben nicht anders ausdrücken.

Am meisten drückten sie beim Jägerball aus, denn das war der nobelste. Drei Tage vorher wurde schon dekoriert, und dafür wurden Fichtenstämme mit Rinde in den Saal gebracht, die man wegen der Borkenkäfer im Sommer geschlagen hatte, und einige Kisten ziemlich frisches Moos aus dem Wald. Daraus bastelten sie an die Orchesterwand des Saales ein schönes Försterhaus, aber nur die Vorderwand. Aus dem Fenster guckte ein aus-

geschnittenes Mädchen von der Titelseite einer Zeitung und hatte unten Form, da seine Bluse mit zwei alten Kissen ausgestopft war, und daran und drum herum wurden Geweihe und ausgestopfte Tiere gehängt, die von den Jägern Trophäen genannt wurden. Es sah alles sehr schön aus, obwohl der Saal völlig verdreckt war, als sie die Dekoration fertig hatten, und ausgerieben werden musste. Der Junge musste auf einer alten Küchenreibe Hindenburglichter kleinmachen, von denen es noch etliche Kartons gab, und wenn man die auf den Parkettboden im Saal streute, wurde der schön glatt, sobald die Leute darauf tanzten. Sie tanzten aber nicht sehr lange, denn als das Orchester das erste Mal Pause hatte, begann Frau Engelsbrunner mit Fräulein Hebauer zu raufen, weil die mit Herrn Engelsbrunner gevögelt habe, so schrie sie jedenfalls. Bisher hatte der Junge nur Männer raufen sehen oder Mädchen, aber die Frauen waren sehr beeindruckend, denn sie rissen einander an den Haaren und an den Kleidern und versuchten, einander die Gesichter zu zerkratzen. Dann versuchten Männer dazwischenzugehen, aber die Frauen hörten deswegen oder gerade deswegen nicht auf, und der Junge musste auf einen Stuhl steigen, um zusehen zu können, weil das so viele sehen wollten. Die Leute lachten, weil die Männer die Frauen nicht trennen konnten, doch die kamen an das Försterhaus, und das wackelte zuerst und fiel dann auf das Orchester, krachte richtig und ging kaputt. Einige Musiker hatten noch darunter gesessen, aber denen war nichts geschehen, als sie aus dem Försterhaus kamen. Nur einige Kratzer hatten sie von den Nägeln der schönen Dekoration, und darauf kam später Pflaster. Die Bassgeige aber und das Schlagzeug waren kaputt, auch eine Geige, und das Waldhorn und die Zugposaune waren ganz verbogen. Von den ausgestopften Vögeln lagen viele Federn herum, und ein ganz grosses Hirsch-

geweih war auch zerbrochen, weil es oben am Försterhaus war, und sein Jäger war traurig, denn es soll kapital gewesen sein. Die Leute schrien und schimpften noch eine Weile, und die beiden Frauen hörten mit dem Raufen auf und weinten sehr laut. Sie wurden durch verschiedene Türen aus dem Saal geführt, der Gendarm kam, aber der Ball war vorbei. Mutter war sehr traurig, weil es erst neun Uhr war und sie die Kellnerinnen für den ganzen Abend bezahlen musste, obwohl eigentlich noch kein richtiges Geschäft war, und die Jäger wollten auch nicht den Schaden ersetzen, denn sie hatten kein Geld, weil viele Leute ihr Eintrittsgeld zurückhaben wollten. Unten im Gastzimmer stritten sie noch lange, weil jemand in die Abendkasse gegriffen haben soll, und der Gendarm sagte, sie sollten jetzt nach Hause gehen. Um zehn Uhr sperrte Mutter das Gasthaus zu und sagte, bei ihr würde es nie mehr einen Jägerball geben, und die Leute gingen in die anderen Wirtshäuser, die nun das Geschäft machten. Beim Feuerwehrball aber gab es ausnahmsweise keine Rauferei, und der nächste Mittwoch war der Aschermittwoch, und damit war die Ballsaison vorbei.

Das war nicht gut für den Jungen, denn Mutter hatte nun mehr Zeit für ihn, und das war nicht leicht, da Mutter immer anders war. Manchmal war sie sehr freundlich zum Jungen, sagte, er sei ihr ein und alles, nahm ihn sogar in den Arm, aber dann stiess sie ihn oft weg, weil sie sagte, er habe gestottert. Dabei gab er sich grösste Mühe, sehr sorgfältig zu sprechen, aber er konnte es Mutter selten recht machen. Manchmal fragte Mutter sehr laut, was sie denn verbrochen habe, dass sie mit dem Jungen so bestraft werde, aber dann war nur der Junge da, und der wusste auch keine Antwort, weshalb er lieber in sein Zimmer ging und tat, als würde er Hausaufgaben machen. Einmal kam Mutter überraschend in sein Zim-

mer und sah, dass er keine Hausaufgaben machte, sondern zum Fenster hinaussah, weil in einer Verzierung der Kegelbahn, die beim Herrichten übersehen wurde, ein Zeisig sein Nest baute. Mutter schimpfte sehr, und nun musste man die Hausaufgaben unten im Extrazimmer machen, wo Mutter oft an der Nähmaschine sass, wenn sonst nichts zu tun war. Und der Junge tat, als würde er sehr lange für die Hausaufgaben brauchen, damit er nicht etwas anderes tun musste. Das war nicht ganz einfach, denn sie waren zu einfach. Manchmal fiel das Mutter auf, und dann musste man etwas tun, und das war lästig.

Da waren zum Beispiel die Kastanien hinter dem Haus, neben der Kegelbahn. Unter ihnen lag runder, weisser Kies, auf dem im Sommer einige Tische und Stühle standen, und der war so teuer, dass er immer ganz sauber sein sollte. Aber die Kastanien waren nicht sauber, sondern machten das ganze Jahr Dreck, und deshalb musste man den Kies immer mit dem Rechen sauber machen. Das war nicht einfach, denn zuerst brachen die Knospen der Kastanien auf, und da kamen klebrige, braune Blättchen herunter, die sich an die Füsse klebten und sehr unangenehm waren. Aber auch Holzschuhe waren bei den Kastanien nicht besser, da man den klebrigen Dreck nur mit einem Messer von ihren Sohlen bekam, und das war sehr langwierig. Auch die Katze brachte manchmal diese klebrigen Dinger ins Haus, aber wenn sie dann dort gefunden wurden, hiess es immer, das sei der Junge gewesen. Dann kamen die Blüten herunter, die wenigstens nicht klebten, aber sehr schwer mit dem Rechen aus dem Kies herausgeholt werden konnten, und dann die kleinen, grünen Kastanien, die mit ihren Stacheln die Füsse piksten. Nur wenn die Kastanien reif waren, hatte man etwas davon, denn die konnte man in Säcke abfüllen und für zwei Schilling an die Jäger verkaufen, die sie an das Wild verfütterten, das es wegen der

Russen nicht mehr gab. Das war schon bei den Grosseltern so, als man noch Krieg hatte, aber da blieben dem Jungen nur die Schalen, die er aufkehren musste, und die Kinder vom Personal verkauften die Kastanien. Insofern war doch vieles besser geworden, obwohl viele Erwachsene sagten, es sei nicht besser als im Krieg. Aber der Herbst war ja noch lange nicht da, und bis dahin machten die Kastanien Arger.

Manchmal kam am Nachmittag Frau Prankhofer, deren Mann im Krieg geblieben und deren Sohn jeden Tag mit der Bahn zur Realschule in der Stadt gefahren war. Im Herbst aber hatte er in der Nähe der Schule Buntmetall gesammelt, für das man viel Geld bekam, und war dabei in die Luft geflogen. Jetzt war Frau Prankhofer allein und kam oft zu Mutter, um ein, zwei Viertel Wein zu trinken. Dann unterhielten sich die Frauen über Wechseljahre und Wallungen, aber davon verstand der Junge nichts, und manchmal sagte Mutter, es sei schade um Frau Prankhofers Jungen, der gut geraten sei, während sie mit ihrem nur Scherereien habe. Manchmal kam auch Herr Direktor Sattler, der jetzt Betriebsleiter der Fabrik war, aber Direktor hiess, und mit einer sehr viel älteren Frau verheiratet war, die aber das Geld in den Haushalt gebracht hatte. Er war dick und trank meistens Cognac, obwohl auf der Flasche Weinbrand stand, und dann durfte der Junge in sein Zimmer gehen, weil ihn Mutter wegschickte. Er kam immer von hinten in das Extrazimmer, und Mutter sperrte dann das Gasthaus zu, damit man ihn nicht sehen konnte. Der Junge aber sah ihn, wenn er hinten rausging, meistens nach einer Stunde, aber Mutter sagte, das ginge niemanden was an.

Eine Weile nach Ostern nähte Mutter aus einem alten Anzug von Grossvater einen neuen für den Jungen, weil sie ihn in ein berühmtes Internat schicken wollte und er für die Aufnahmeprüfung anständig aussehen sollte. Das

war ein ganz dicker, dunkler Stoff, uralt und noch von vor dem Ersten Weltkrieg, ganz exzellente Qualität, wie Mutter sagte, aber zur Aufnahmeprüfung war es noch lange, und der Junge schwitzte schon jetzt, wenn er den Anzug probieren sollte. Mutter aber sagte, sie habe kein anderes Material und meine es gut. Da konnte man nichts machen.

Als der Junge Geburtstag hatte, durfte er Grossmutter besuchen, die er schon lange nicht gesehen hatte, weil keine interessanten Begräbnisse gegeben wurden und sie sonst nicht mehr ausfuhr. Sie schenkte dem Jungen eine schöne, rote Seidenkrawatte von Grossvater, die gut zu dem schwarzen Anzug passte. Krawattenbinden konnte man schon, da man an Sonntagen immer umgeschneiderte Krawatten von Vater tragen musste, aber das war der erste erwachsene Schlips. Grossmutter sagte, das würde die Kuttenbrunzer ärgern, und als der Junge nach dem Wort fragte, erfuhr er, dass er in ein geistliches Internat kommen solle. Grossmutter wusste immer alles, da ihr die Köchin zweimal die Woche berichten musste, was im Gasthaus los war, aber der Junge wusste nicht, dass er zu Geistlichen kommen solle, und das waren Schwarze, die Rot nicht leiden konnten, obwohl sie zu manchen Festen selbst rote Kostüme trugen. Als man nach Hause kam, nahm Mutter dem Jungen deshalb die Krawatte weg und sagte, die sei nichts für die Aufnahmeprüfung, und sie würde ihm eine graue von Vater geben, die auch elegant sei. Dem Jungen aber tat es um die rote Krawatte leid, denn sie war wirklich schön gewesen.

Die Aufnahmeprüfung war eine Weile nach Pfingsten und nicht so schön, weil man sehr früh aufstehen musste und zum Bahnhof. In der Stadt musste man umsteigen, und dann ging es mit einem echten Eilzug weiter. Der hiess so, weil er nur an jedem zweiten Bahnhof hielt, aber

auch so waren es drei Stationen. Die Waggons waren aufregend, denn es waren Erste-Klasse-Waggons, obwohl man dritte Klasse fuhr, aber sie waren sehr alt, hatten keinen Gang, sondern nur Türen nach draussen und ganz löchrige Sitze, aus denen die Sprungfedern herausschauten. Die Sonne schien, der Anzug war sehr heiss, und als man sich auf eine Sprungfeder setzte, weil Mutter gerade aus dem Fenster guckte, ging er auch nicht kaputt. Kurz hatte man noch die Donau gesehen, und eine Station später kam das Internat. Es war riesig und gelb, und man sah es schon von weitem. Vom Bahnhof musste man eine Allee hinuntergehen, wo die Stadt war, also die Amtsgebäude, und dann ging es sehr viele Stufen nach oben. Mutter musste zweimal stehenbleiben und Luft holen, und da hörte der Junge, das Internat sei auch noch ein ganz berühmtes Kloster. Man ging aber nur ein wenig hinein und dann rechts ein paar Stufen hoch und links eine Wendeltreppe, und dort war ein langer Flur mit Vätern und Müttern und Jungen, die auf die Aufnahmeprüfung warteten, und die meisten waren sehr aufgeregt.

Dann kamen zwei Pfarrer, die Patres hiessen, aber aussahen wie Pfarrer, ganz schwarz, aber vorne und hinten noch ein Stück schwarzes Handtuch hängen hatten. Das hiess dann Kutte, und nun verstand der Junge, warum sie Grossmutter Kuttunenbrunzer genannt hatte, doch er wusste auch, dass er das jetzt nicht sagen durfte. Sie redeten mit den Müttern und Vätern und der Mutter, und dann mussten die Jungen in zwei Räume, um die Aufnahmeprüfung zu machen. Ein alter Pater passte auf, aber das war einfacher als in der Schule, denn man musste nur etwas nach Diktat schreiben und ein wenig rechnen. Zeichnen machte dem Jungen am meisten Freude, weil man einfach zeichnen sollte, und nicht gesagt bekam, was. Der Junge zeichnete, weil er ja in einem Kloster

war, den Propheten Jonas, und da genug Zeit war, gleich zweimal, wie ihn nämlich der Walfisch frisst und dann wieder auskotzt. Beim Kotzen kam das Gesicht des Propheten aus dem des Wals, und beim Fressen sah man die Prophetenbeine und den Prophetenhintern zwischen den Zähnen. Der Pater sagte, die Zeichnung sei «originell», denn die anderen Jungen hatten nur Blumen oder Bäume gezeichnet und ein einziger einen Panzer, der rotweissrot war wegen Österreich und deshalb auch hinten eine Kanone hatte. Als man dem Pater die Zeichnung erklären musste, sagte er: «Du stotterst ja», und einige Jungen lachten. Die Aufnahmeprüfung aber bestand man. Alle bestanden sie, auch einer der «Digdad» geschrieben hatte, weil er aus dem Waldviertel kam und fein sein wollte, denn Grossmutter sagte, dass die Pfaffen keinen Groschen verkommen liessen, obwohl sie mehr als genug Dukaten hätten. Dukaten waren Goldstücke, und für einen Groschen bekam man nichts, aber das sagte sie später, und zunächst musste man mit Mutter zu Pater Columban in die Direktion, der Mutter zur Aufnahmeprüfung gratulierte und von ihr eine Anzahlung nahm. Dann musste man einen Stock höher zu Pater Coelestin, der auch Geld nahm und dem Jungen eine Nummer gab, denn er war der Internatsdirektor und sehr fett. Er sagte zu Mutter, er werde dem Bengel schon das Stottern austreiben, und danach ging man die Treppen zur Stadt hinunter, wo man ein Eis bekam, weil man die Aufnahmeprüfung bestanden hatte und der Zug nach Hause erst viel später fuhr.

Bald danach war die Volksschule vorbei, und man musste sich für ein Klassenphoto hinsetzen. Auch der Lehrer stellte sich dazu und sagte was von seinen Kindern, auf die er stolz sei, aber er hatte gar keine. Für die anderen kamen nun noch vier Jahre Hauptschule, dann kamen die einen in die Lehre, und die Bauernkinder

mussten dann nichts mehr lernen, sondern durften zu Hause arbeiten. Zwei Häuser weiter war ein Wagner mit einer grossen Werkstatt, in der nichts zu tun war. Dort übten die Mädchen fast jeden Nachmittag Büro. Die wichtigeren hatten Holzstücke in der Hand und taten dauernd, als würden sie telefonieren, und die anderen mussten Papierstücke hin und her tragen oder Wasser in kaputte Flaschen füllen, von dem sie behaupteten, es sei Kaffee. Von den Grosseltern aber wusste der Junge, wie ein wirkliches Büro aussah und dass die wirklichen Chefs nur ganz selten telefonierten. Dazu hatten sie ja Angestellte. Das älteste Mädchen aber sagte, wenn sie einmal eine echte Sekretärin wäre, würde alles ganz anders sein, denn sie würde den Herrn Direktor jagen. Dabei war sie in der zweiten Klasse Hauptschule und sitzengeblieben, doch das half dem Jungen nicht, denn er gehörte ja zu den Grosskopferten, auf die man nicht hörte, und manchmal, wenn er auf der Strasse ging, warf ihm ein Proletenbub einen Pferdeapfel nach und versteckte sich dann schnell, damit seine Eltern nichts davon erfuhren. Man selbst aber hatte schon von den Grosseltern gelernt, dass man niemanden denunzieren dürfe.

Dann kam plötzlich wieder der Brasilianer. Man erinnerte sich noch an ihn, obwohl man ihn eigentlich schon vergessen hatte, aber er sah fast noch genauso aus. Herr Lustiger aber kam nicht aus Brasilien, weil er dort gar nicht hingekommen war, sondern nur bis Shanghai. Dort hatte man auch Krieg und dazu noch Japaner, und als die nicht mehr da waren, fuhr er nach Böhmen zurück, um sich seine Fabriken wieder zu holen. Die hatte sich aber Herr Gottwald genommen, der behauptete, sie gehörten jetzt dem Volk, und nun kam Herr Lustiger wieder zu den Grosseltern. Er war sehr traurig, obwohl man jetzt keinen Krieg mehr hatte, und Grossvater sagte, er könne ihm auch nicht helfen. Dann fuhr

Herr Lustiger nach Amerika, aber immer noch nicht nach Brasilien, sondern in die USA, und der Junge bekam von ihm einen kleinen goldenen Davidstern an einer ganz dünnen Kette. Den nahm ihm aber Mutter weg, weil man ja Christ sei. Sehr viel später kam von Herrn Lustiger noch eine Postkarte aus Philadelphia, aber die konnte man kaum lesen, da überall russische Stempel drauf waren, und die Briefmarke war auch abgeschnitten. Das machte nichts aus, denn man sammelte ja keine Briefmarken, und der Davidstern war sehr viel schöner gewesen und nun auch weg.

Mutter gurgelte wieder Tonleitern, denn sie sollte im Sommer wieder in Salzburg singen, und trat auf der Nähmaschine ein hellblaues Ding zurecht, das sie Strandkleid nannte, für Mattsee. Der Junge freute sich auch schon auf Mattsee, bekam aber furchtbare Haue, weil er etwas mit der Kohlensäureflasche an der Zapfanlage falsch gemacht hatte und nun keine Säure für das Bier mehr da war. Bis neue aus der Stadt kam, konnte man nur Flaschen verkaufen, und dann war das Bier im Fass sauer. Mutter sagte, der Junge dürfe nicht mit nach Salzburg fahren. Zunächst war er etwas traurig, aber dann stellte er sich vor, dass er zu den Bauern gehen konnte, in die Wälder und überallhin, wo er sonst nicht sollte, weil Mutter ja dann nicht da sei. Dann aber, einen Tag bevor sie abreiste, sollte man doch wieder mit ihr fahren, und das war eigentlich auch gut wegen Mattsee.

An der Grenze zwischen Russen und Amis gab es diesmal keinen Kaugummi, und für die Cola musste man bezahlen, denn die Kummerln waren nicht mehr in der Regierung, und die Amis mussten nicht mehr so viel Propaganda gegen sie machen. Das war eigentlich schade, denn Coca-Cola bekam man nur bei ihnen und nicht einmal in den Lokalen ihrer Besatzungszone, aber

sie verkauften es sehr teuer, und Mutter sagte, so viel sei ihre Propaganda auch nicht wert.

In der Molkerei hinter dem Festspielhaus sass der Vater von Stefan und Liesel mit einem jüngeren Mann, der Herr Wagner hiess und dessen Grossvater für viele Leute ein Gott war, aber jetzt auch verboten. Er sagte jedoch, das würde auch bald vorbei sein, und dann brauche man wieder alle guten Leute, denn es sollte alles wieder werden wie früher, nur ein bisschen anders. I3a kam ein alter Mann vorbei, der mit dem Kinn wackelte und Klemperer hiess. Er blieb stehen und sagte, dass ihm das gerade noch fehlen würde, und die Erwachsenen sahen alle in ihre Gläser und sagten nichts.

Später sagte Mutter leise zum Jungen, der Herr Klemperer sei ein unsympathischer Typ und es gehöre sich nicht, anderen Leuten bei Gesprächen zuzuhören, und deshalb könne ihn auch niemand leiden. Und der Vater von Stefan und Liesel sagte nach einer Weile, aber da war Herr Klemperer schon nicht mehr da, jetzt würden alle Juden wiederkommen, die man vergessen habe, und Herr Wagner sagte nichts. Dann wurde ihm gesagt, er solle doch bei der Spruchkammer darauf bestehen, dass der Ariernachweis seines Opas auch nicht ganz kosher gewesen sei und er jetzt dafür Wiedergutmachung brauche, aber da wurde er zornig, denn er sei nicht jüdisch versippt, und das sei nur ein jüdisches Märchen, weil für die Juden alle Genies irgendwie jüdisch sein müssten, und als der Junge leise fragte, was das bedeute, wurde ihm gesagt, das ginge ihn nichts an und er solle sich nicht in fremde Gespräche mischen. Diesmal sah er nicht viel von Salzburg, denn die Erwachsenen hatten schlechte Laune, aber in Mattsee wartete Herr Zinnhobel schon beim Bus, weil man angekündigt war.

Am nächsten Tag allerdings hatte man Ärger an der grossen Linde bei der Bushaltestelle. Die war an der

Kreuzung der Strasse nach Salzburg und Ochsenharing, und gleich dahinter war ein grosses altes Bauernhaus mit einem kleinen Blechschild, auf dem stand, es sei der erste Erbhofbauer im Gau Salzburg. Davor war eine Bank, auf der die grossen Jungen sassen und rauchten, weil sich das für sie so gehörte. Das Strandbad war schon zu und man wartete auf Mutter, die mit dem Bus von der Probe kommen sollte, und die Jungen übten Ringeblasen. Einer sagte zum Jungen, er könne den Rauch auch aus den Augen blasen, man müsse ihn nur genau anschauen. Der Junge guckte, aber der andere drückte ihm die Zigarette in das Bein oberhalb des Knies. Alle lachten sehr, aber es tat weh und wurde danach auch entzündet, so dass man viele Tage nicht baden konnte, und dann war das Wetter schlecht. Herr Zinnhobel hatte das auch gesehen, und er sagte zum Jungen, er solle sich nichts daraus machen, so sei eben nun einmal der Humor auf dem Salzburger Land.

Einige Tage später durfte man nach Salzburg fahren und Nudelsuppe mit Rindfleisch im Peterskeller essen. Das war kein Keller, sondern eine grosse Felsenhöhle mit Bewirtung, gleich neben dem Friedhof und beim Festspielhaus. Man hatte gerade die Suppe bekommen, als am Nebentisch ein grosser Wirbel ausbrach, weil ein paar Leute kamen. Drei hatten Steireranzüge an, weil sie offizielle Österreicher waren, und der Kleinste hatte einen Schnurrbart wie der Führer, war aber der Bundeskanzler. Der bestellte einen Bauernschmaus und einen Liter Prälatenwein, aber den trank er nicht allein, denn es kamen mehrere Gläser. Dann redeten die Herren recht laut, denn einer war der Aussenminister und hiess Gruber. Dem wurde gesagt, er solle den Besatzungsmächten endlich Druck machen, da es ihnen in Österreich so gefiel, dass sie sich einrichten wollten. Dann kam ein weiterer Liter Prälatenwein, und man hatte seine

Suppe erst zur Hälfte fertig. Als Mutter vom Kellner die Rechnung verlangte, waren sie schon beim dritten Liter, und als sie das Wechselgeld bekam, war auch der ausgetrunken. Dann sagte der Herr Bundeskanzler: «Auf geht's, jetzt harnrna a Grudlag! Jetzt wernma's eahna zeigen!», und Mutter sagte, als man ging, die Herren hätten gleich ein wichtiges Treffen mit den westlichen Besatzungsmächten wegen Österreichs Freiheit.

Man selbst aber fuhr mit dem Bus nach Hellbrunn. Das hatte ein Fürsterzbischof als Lustschloss für sich und seine Geliebte bauen lassen, und sie hatten gerne geplansch. Überall war es nass, und die Leute wurden es auch und quietschten. Dabei hätten sie nur gucken müssen, wo überall die kleinen Wasserdüsen waren, aber sie wollten ja quietschen, denn es war heiss. Deshalb lief auch der Junge einmal durch das Wasser, als niemand schaute, doch er quietschte nicht, weil er ja kein Kind mehr war. Da waren ausserdem sehr viele Spielsachen im Park, die alle mit Wasser angetrieben wurden, denn der Erzbischof und seine Geliebte müssen sehr kindisch gewesen sein. Aber nicht einmal ein Grammophon hatten sie, auch kein wasserbetriebenes, nur Puppen, und auch kein Klo. Der Erzbischof hatte wahrscheinlich in die Bäche gestrullert, und da waren auch viele Fische, die darauf warteten. Da Fische dumm sind, wussten sie nicht, dass der Erzbischofja schon tot war.

In Mattsee waren viele Philharmonikerkinder, und die kannte man ja schon vom Vorjahr. Sie waren auch alle grösser geworden, und die Philharmonikermütter sagten, der Kaffee im Café Seerose sei besser geworden, aber sie mussten nicht viel davon trinken, denn das Wetter war ja noch schön. Erst als die Festspiele eröffnet waren, ging das Sauwetter los, denn das gehörte sich so.

Mutter hatte keine gute Laune, denn sie sollte nächstes Jahr nicht mehr singen dürfen und hatte gedacht,

nächstes Jahr wieder Geld zu verdienen und damit etwas Gutes machen zu können. Manchmal schimpfte sie auf die Grosseltern, die sie den Proleten ausgeliefert hätten, aber in Mattsee gab es keine, und in Salzburg sah man auch nur wenige. Dann sagte sie zum Jungen, wenn er erst im Internat sei, werde sie es nicht mehr so schwer haben, doch das dachte auch der Junge. Natürlich störte ihn, dass er dort mit vielen Jungen wohnen würde, denn er kannte ja Jungen und wusste, wie ekelhaft sie sind und dass sich immer einer als Führer aufführt und sie sich dann einen Juden machten. Der durfte natürlich nicht stark sein, sonst hätte es ja keinen Spass gemacht. Die Grosseltern hatten gesagt, das sei nicht nur im Dorf so, sondern überall, wo Russ sei, und die Herren Patres im Internat waren ja auch schwarz. Die Grossmutter sagte, sie seien sogar durch und durch schwarz, weil die Kutten nach innen abfärben, nur im Herzen seien sie braun, aber das seien ja alle in Österreich. Dennoch dachte der Junge, das sei für ihn einfacher als mit Mutter, von der Grossmutter sagte, sie habe eben die Wechseljahre, aber so gewechselt, dass es einem aufgefallen wäre, hatte sie gar nicht.

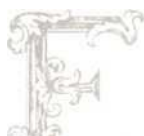
Als man das redete, war Mattsee schon wieder vorüber. Mutter war noch dort, weil sie noch zwei Wochen singen musste, aber der Junge war zurück und genoss die restlichen Ferien, weil das Gasthaus auch welche hatte und man nur am Abend hingehen musste, da die Grossmutter sagte, sie wolle noch was vom Jungen haben. Nicht so schön war, dass sie vom Jungen auch wollte, er solle zu Frau Wittmann gehen, weil die Krebs habe und schon ganz käsig aussehe. Dagegen konnte man nichts machen, und Grossmutter schenkte dem Jungen auch einen dunkelroten Schlips von Grossvater, damit man hingehen wollte, und dazu musste man noch einen Blumenstrauss aus der Gärtnerei holen. Zuerst sah man fast

nichts, denn Frau Wittmann war es draussen zu hell, und Herr Wittmann hatte die Vorhänge zuziehen müssen. Frau Wittmann aber sass in dem Lehnstuhl beim Fenster und sah käsig aus, weil Grossmutter das angeschafft hatte und die Leute immer taten, was Grossmutter befahl. Derjunge dachte an eine Scheibe Käse in der Speisekammer des Gasthauses. Die war schon lange aufgeschnitten und vergessen worden, ganz dünn und vertrocknet. An manchen Stellen hatte Frau Wittmann dunkelbraune Flecken, an einigen Schimmel, und sie sprach sehr langsam und leise. Derjunge dankte ihr für alles, wie es ihm Grossmutter aufgetragen hatte, und Frau Wittmann sagte, sie habe immer nur das Beste für den Jungen getan. Dabei hatte sie früher immer gesagt, dass man nicht flunkern dürfe. Man hatte Frau Wittmann nie leiden können, aber man konnte ja nichts dagegen tun, weil sie ja schon Mutters Lehrerin war und bald sterben sollte, doch jetzt wollte man ihr das auch nicht sagen. Dann griff sie in eine alte Bonbonniere neben ihrem Stuhl und gab dem Jungen ein Schokoladebonbon. Das war auch schon sehr alt und ganz grau, und als man es in den Mund stecken musste, schmeckte es muffig. Man mochte es nicht essen und schob es in seine Wange. Dann sagte man, dass man klein müsse, und Herr Wittmann sagte, er werde dem Jungen zeigen, wo, und er solle sich schon verabschieden. Man küsste Frau Wittmann die Hand und ging mit Herrn Wittmann, der das Klo zeigte und sagte, nun könne man das Bonbon ja ausspucken. Als alles getan war, fragte man Herrn Wittmann, wann Frau Wittmann denn nun sterben müsse, und er wurde sehr traurig und sagte, er wisse es nicht. Dann erzählte er dem Jungen viel, denn er war schon fünfzig Jahre mit ihr verheiratet. Das Spruchkammerverfahren habe sie beide ruiniert, und dabei seien sie ganz unschuldig gewesen. Unter dem Kaiser habe der Lehrerverein Süd-

mark dafür gesorgt, dass die Deutschen in Siebenbürgen deutsche Schulbücher bekamen – er sagte: Fibeln weil ihnen die Ungarn nur ungarische geben wollten, und das habe auch Grossvater nicht gut gefunden, obwohl er eigentlich Ungar war. Dann seien nach dem Krieg die Rumänen gekommen, und dann hätten die Deutschen erst recht Fibeln gebraucht, aber dafür wollte Grossvater nicht mehr zahlen, und da habe Herr Rosenberg die Rechnungen übernommen. Dann habe auch Herr Himmler dazugezahlt, weil er sehr viele sehr reiche Freunde hatte, doch davon hatte Grossvater nichts wissen dürfen, weil er Herrn Himmler nicht mochte. Die Russen aber hatten es herausbekommen und waren böse auf Herrn und Frau Wittmann. Deshalb hatte ihm Grossvater auch verziehen, aber nun wusste Herr Wittmann nicht, wie er ohne seine Frau weiterleben sollte. Dann zog er aus seiner Tasche eine silberne Uhr, die Omega hiess und sehr verbeult war. Er schenkte sie dem Jungen, zitterte und hatte ganz nasse Augen. Dabei starb Frau Wittmann noch lange nicht, aber Herr Wittmann war viel freundlicher geworden als früher.

Als man das den Grosseltern erzählte, sagte Grossvater, manche Menschen würden am Ende so, wie sie immer hätten sein sollen, aber das würde dann auch nichts mehr nützen.

UMERZIEHUNG



ür das Internat war viel zu tun, und auch der Junge musste viel laufen. Im Kloster nämlich hatte man nur Seegrasmatratzen aus der Zeit, wo dort eine Napola war, und die waren kaputt und stanken so, dass man eigene bekam. Grossmutter suchte zwei alte Rosshaarmatratzen heraus, die noch von den Urgrosseltern und aus Lipizzanern waren, und die schob man mit dem Fahrrad hoch in das Dorf zum Tapezierer. Dort wurden sie aufgeschnitten, und das Rosshaar wurde im Hof der Werkstatt aufgekrepelt, was eine Maschine mit Handkurbel tat und sehr, sehr viel Staub machte. Aber etwas Rosshaar blieb übrig, und das kam über Säcke namens Federkern, in denen Draht war. Am nächsten Tag wurden die fertigen Matratzen gebracht, und Mutter sagte, Herr Wrskovic habe die Federn nicht richtig gespannt, denn die Matratzen waren nicht eben, sondern hügelig. Herr Wrskovic liess zwanzig Prozent nach, aber die Matratzen blieben uneben und wurden mit der Zeit immer knödeliger. Dafür wurden sie deutlich mit der Nummer des Jungen beschriftet, und die war 89.

Ein langes Band mit lauter roten 89 kam auch aus der Stadt, und Grossmutter's Weissnäherinnen schnitten es in Stücke und nähten es auf alle Bettsachen, Hemden, Unterhemden, Hosen, Unterhosen, Pyjamas und sogar

auf die Taschentücher, und dann nähten sie noch überall einen roten Punkt an die Zahl, weil sie sagten, dass Wäscherinnen in Klöstern sehr dumm seien und 89 leicht mit 68 verwechseln würden. Auch alles andere, was dem Jungen gehören sollte, wurde 89, von der Butterdose über das Besteck bis zum Taschenmesser, überall wurde 89 hineingekratzt, -graviert oder draufgehauen, und dabei hiess man doch gar nicht so. Grossmutter aber sagte, das sei schon im Krieg so gewesen, dass die Menschen Nummern wurden, und man könne sich nicht früh genug an den nächsten Krieg gewöhnen. Sie redete in letzter Zeit viel mit dem Jungen, denn sie sagte, sie wisse nicht, ob sie ihn je wiedersehe. Der Junge aber sagte sich, wenn er schon eine Nummer werde, habe er ja eine gute erwischt, denn sie war nicht leicht zu teilen, höchstens in $5 \times 10 + 3 \times 13$, und er gewöhnte sich daran, gerne 89 sein zu müssen. Leicht auszusprechen war die Zahl allerdings nicht.

Am ersten Samstag im September wurden alle Sachen auf einen kleinen Laster gelegt, der neu war und der Fabrik gehörte. Eigentlich war er nicht neu, sondern ein altes Wehrmachtsauto, das man hinten mit Holz umgebaut und braun gestrichen hatte, und dort lagen jetzt die Matratzen, ein Koffer mit der Wäsche und einer mit der Nummer des Jungen, in dem seine Sachen waren. Herr Mandi fuhr, und da nur zwei Plätze waren, sass man zwischen ihm und der Mutter auf einem Brett, und zwischen den Knien war die Gangschaltung. Auf dem Brett lag zwar eine Decke, doch es ruckelte sehr, da manchmal der Sitz der Mutter und manchmal der Herrn Mandis wackelte, und einmal fiel man wegen eines Schlaglochs in den vierten Gang, der sehr weh tat. Dann sah man schon das Internat, aber Herr Mandi nahm dorthin nicht die Treppen, sondern fuhr weiter und dann den Berg hinauf, durch den kleinen Hof, den grossen

mit dem Brunnen und rechts in einen auch nicht kleinen mit einem kleinen Brunnen. Der hiess Wirtschaftshof, und drum herum war im ersten Stock die Schule und darüber das Internat. Dort brachte Herr Mandi die Sachen hin, und Mutter ging mit dem Jungen zu Pater Coelestin, der Geld nahm und in einer Liste nachschaute, wohin er den Jungen verräumen sollte. Er kam in den Schlafsaal 4, in den die meisten neuen Jungen kamen, und davor war ein ganz dunkler Flur mit Schränken. Einer davon wurde ihm zugewiesen. Da stand aussen seine Nummer dran, und innen war er so schmutzig, dass er erst ausgewaschen werden musste. Links waren ein paar Bretter, wo die Wäsche hinkam, und in ein Fach Lebensmittel, rechts hing das Gewand und standen die Schuhe, und oben, wo man nicht hinkam, passte der Koffer nicht hinein, denn der Schrank war zu schmal. Da waren auch andere Väter und Mütter, und alle schimpften auf die Schränke, und in den Schlafsälen schimpften alle Eltern, die vorher die Matratzen nicht gesehen hatten. Einige Patres gingen dazwischen hin und her, aber es machte ihnen keine Freude, mit den Eltern reden zu müssen. Das sah man an ihren Gesichtern. Das von Pater Coelestin war ganz rot, und er fletschte die Zähne, weil er gelassen lächeln wollte. Da war ein dicker Herr mit Schnurrbart und auch ganz rotem Gesicht, der laut mit ihm redete. Pater Coelestin nannte ihn Herr Sektionschef, und das muss in Österreich etwas sehr Besonderes gewesen sein, denn Pater Coelestin bat ihn auf sein Zimmer, und nach einer Weile kam der Hausknecht und tat andere Matratzen auf das Bett seines Sohnes. Das sah aber ein Vater, der Fleischauger war, und als Pater und Sektionsvater zurückkamen, wurde er so laut, dass der Herr Sektionschef gleich wegging und Pater Coelestin sagte, er habe jetzt keine Zeit, weil er beten müsse.

Danach waren alle Patres weg, um gemeinsam eine Stunde zu beten, und die Eltern waren mit ihren Söhnen allein. Die waren sechsundzwanzig und alle für die erste Klasse, da die höheren Klassen erst am Sonntag kommen sollten, denn sie kannten ja schon das Internat und brauchten sich nicht eine Nacht lang eingewöhnen. Es waren auch ein paar ältere Jungen da, die in höhere Klassen gehörten, aber davor an anderen Schulen waren. Die Eltern redeten miteinander, wer sie alle seien und wie wichtig sie seien und wie wichtig diese Schule, und die Jungen standen herum und sahen sich vorsichtig an. Dann gingen Mutter und Herr Mandi mit dem Jungen in den Stiftskeller. Mutter nahm einen kleinen Aufschnitt, Herr Mandi einen grossen und zwei Viertel Wein, weil er für die Heimfahrt eine Unterlage brauchte, und der Junge bekam ein Schinkenbrot und gespritzten Apfelsaft. Mutter sagte, dass hier nur sehr selten Apfelsaft getrunken würde, weil oben im Glas ein Schimmelklumpen schwamm, und der Kellner musste ein neues bringen, was er sehr ungern tat. Der Junge sah, wie er am Schanktisch das Glas mit dem Schimmel durch ein Teesieb in ein anderes goss, und das brachte er dann. Mutter sagte, die Eltern der Jungen seien ein sehr gutes Publikum, Rechtsanwälte, Chefärzte und gehobene Ministerialbeamte. Ein Drittel aber waren Fleischhauer aus der Gegend um Wien, denn die waren nach dem Krieg sehr reich geworden.

Als man aus dem Keller ins Internat zurückging, waren die Patres wieder da, und die Eltern verabschiedeten sich von den Kindern. Der Junge war froh, dass er Mutter keinen Kuss geben musste, und dann fuhr sie mit Herrn Mandi heim. Dann führte Pater Coelestin die Jungen ins Museum. Das war aber keines, sondern ein grösserer Raum mit fünf Reihen Pulten, und dort sollten die Jungen lernen, wenn keine Schule war. Die Pulte hatten

oben Fächer, über die man nicht hinwegsehen konnte, und unten Schubladen, in die man seine Schulsachen räumen musste. Sie waren aus Holz und darüber gelb und braun wie Holz bemalt, doch sie waren sehr uneben, weil viele Schüler ihre Namen hineingeschnitzt hatten und auch andere Sachen. In die Schublade des Pultes, das der Junge zugewiesen bekam, war eine Fut hineingeschnitzt, genau um ein Astloch herum, und auf die hatte man ein Stück Papier gelegt. Dann wurde einem gezeigt, wo die Waschräume sind, und es gab nur kaltes Wasser. Einmal im Monat aber sollte man auch duschen dürfen, im Erdgeschoss, wo es dann auch warmes Wasser geben sollte. Dann ging es die Wendeltreppe hinunter in den Spielhof, den man ja schon bei der Aufnahmeprüfung gesehen hatte. Er war unregelmässig und mit einer Mauer und Bäumen am Rande. In der Mitte war ein «Faustballplatz», und alles war sehr staubig. Ein Holztor führte zum Park, aber das war versperrt, weil man dorthin nicht gehen durfte, da er nur für die Patres war. Danach wurde man wieder ins Museum geführt, und nach einer Weile läutete die grosse alte Glocke, die man auch schon gesehen hatte, und dann musste man in den Speisesaal.

Der war zwei Stockwerke tiefer und um einige Ecken, gross und gewölbt, und an der Decke war gipsernes Gekröse wie im Barocktrakt der Grosseltern. Eigentlich war er schön, aber darunter standen hässliche Tische, die nach Schmierseife rochen, und darauf Kästen mit sehr miesem Blechbesteck. Das machte dem Jungen nichts aus, denn Grossmutter hatte ihm ein eigenes Besteck mitgegeben, das man auch immer selbst waschen sollte. Die Jungen mussten sich an das untere Ende der Tische setzen, da das obere den grösseren Jungen gehörte, die noch nicht da waren. Einige der grösseren Jungen, die trotzdem schon da waren, wurden dorthin gesetzt, wohin sie gehörten,

aber das sah sehr komisch aus, wie das Gebiss der alten Köchin. Dann redete Pater Coelestin lange darüber, dass man jetzt bei Mönchen sei, wo das Essen nur zur Stärkung für das Gebet diene, denn es heisse ja schon seit Augustinus, dass ein voller Bauch faul sei, und dass man sich einmal glücklich preisen könne, in diesem berühmten Internat gelernt zu haben. Und dann brachte er den Jungen noch ein Gebet bei: «Aller Augen warten auf dich, o Herr. Du gibst ihnen die Speise zur rechten Zeit und erfüllst alles, was du gibst, mit Segen.» Dann musste man noch ein Vaterunser und ein Ave-Maria beten, und dann kam das Essen. Das war ein besonderes Essen, sagte Pater Coelestin, weil man neu war im Kloster und grosszügige Gastlichkeit eine Pflicht für alle Mönche, und es gab gebratene Knackwürste, die in Schmalz lagen, und zu Brei geröstete Kartoffeln. Da Pater Coelestin so lange geredet hatte, war alles schon kalt, und nebenan sass ein Fleischhauersohn und flüsterte, dass er noch nie so kleine Knackwürste gesehen habe. Da sagte Pater Coelestin, dass man beim Essen nicht sprechen dürfe. Er ass ja auch nicht die Würste, sondern ging in der Mitte der Tische hin und her. Dann sah er das Besteck des Jungen und nahm es ihm weg, weil es für ihn viel zu wertvoll sei und man keine Extrawurst haben dürfe. Da es schon benutzt war, wickelte er es in die Serviette des Jungen, denn auch so was gehöre sich nicht in einem Kloster. Es gab ja wirklich keine Servietten, und manche Jungen wussten nicht einmal, wozu die gut seien, aber man war ärgerlich, weil auf sie die Nummer des Jungen gestickt war, und auf das Besteck war sie auch graviert. Pater Coelestin sagte dann noch laut, dass man nicht bei Grosskopfeten sei, und einige Jungen kicherten. Das Blechbesteck aber, das sich der Junge holen musste, war so schmierig und schlierig, dass man damit die ohnedies kalten Knackwürste auch nicht essen wollte, und

das Schmalz, in dem sie gebraten wurden, war auf dem Teller schon ganz fest und grau geworden. Einige andere Jungen hatte es davor auch geekelt, aber Pater Coelestin sagte, sie würden noch einmal froh sein, wenn sie überhaupt etwas zu essen bekämen, und dann brachte er allen ein Gebet bei, das man nach dem Essen sprechen musste, weil der Herr so gütig gewesen war.

Nach dem Essen wurde man wieder ins Museum geschickt, aber es gab ja nichts zu lernen, und der Junge machte sich Sorgen um sein Besteck. Also ging er wieder hinunter zum Speisesaal. Pater Coelestin war nicht dort. Der Junge fand ihn in einem Zimmer neben der Küche, wo er zusammen mit zwei anderen Patres Backhühnchen ass. Pater Coelestin bekam über seiner in den Hals gesteckten Serviette einen ganz roten Kopf und sagte, das Besteck würden höchstens die Eltern des Jungen bekommen, und als der Junge sagte, dass er nur eine Mutter habe, sagte Pater Coelestin: «Jaja, der Kriegsverbrecher! Scheiss-Preiss!» Und die anderen Patres lachten, da ja Pater Coelestin ihr Chef war. Später wurde man noch in die Kapelle zum Abendgebet geschickt, aber das war gar keine richtige Kapelle, sondern ein grosses Zimmer mit vorne ein paar heiligen Möbeln und hinten einem Harmonium, und dann musste man schlafen gehen. Im Waschraum waren nicht genügend Becken, und der Junge musste lange warten, weil man ihn zu Höflichkeit erzogen hatte. Im Schlafsaal hatte man für seine Sachen nur einen Stuhl, und als man in den Betten lag, kam ein Pater nachschauen und löschte das Licht. Er löschte es nicht richtig, sondern knipste eine blaue Lampe an, die Nachtlicht hiess und am Einschlafen hinderte. Man brauchte lange, sich an sie zu gewöhnen. Der eine Fleischhauerjunge schnarchte fürchterlich, und ein Wiener Junge weinte, weil er von zu Hause weg war. Es war scheusslich.

Am Sonntag wurde man um sieben Uhr geweckt. Zuerst hörte man die grosse Glocke auf dem Flur, und dann kam ein Pater, der «Aufstehn!» rief, aber gleich wieder ging. Diesmal war man zuerst im Waschraum, und das Wasser war eine Weile rostig, bis es sauber wurde. Der Junge dachte an die Bleirohre bei den Grosseltern und im Gasthaus. Die sollten zwar auch nicht gut sein, wie er gehört hatte, aber das Wasser war wenigstens gleich sauber, und beim Zähneputzen ekelte den Jungen vor dem Klosterwasser. Es gab aber nichts anderes, und man musste es sogar trinken. Da es dafür nur ganz zerbeulte Aluminiumbecher gab, war der Junge froh, seinen eigenen zu haben. Der hatte einmal Vater gehört und war ein Geschenk von der Flakschule Buchholz, und dann hatte der Silberschmied in der Stadt das Hakenkreuz abgeschliffen und an seine Stelle die Nummer des Jungen graviert. Dort war nun die Vergoldung weg, aber man konnte nur heimlich daraus trinken, weil ja auch das Besteck weg war, und musste ihn dann unter den Hemden verstecken.

Das Hemd machte ohnedies gleich Ärger. Mutter hatte einige eierschalenfarbene Hemden von Vater umgeschneidert. Davon hatte sie noch viele, weil man vor dem Krieg immer nach Italien gefahren und mit ein paar Dutzend frischer zurückgekommen war. Dazu hatte man Grossvaters dunkelroten Schlips gebunden, den ihm Grossmutter weggenommen hatte, doch als man angezogen ins Museum kam, sagte Pater Coelestin, der an der Tür stand: «Oh, ein Seidenhemd – feiner Binkel!» Man versuchte ihm zu sagen, dass man kein Binkel sei, weil das auf deutsch ein Pisser wäre, aber da sagte Pater Coelestin: «Ein Binkel ist ein Pack. Und du bist ein feiner Binkel und ein Stottertrottel.» Das hörten einige Jungen, die auch gerade gekommen waren, und lachten. Dabei hatte man sich bemüht, nur ganz wenig zu sagen,

denn es sollte niemand merken, dass Sprechen schwierig ist.

Dann kam ein Pater, der kein Pater war, sondern ein Frater und statt des Stoffgürtels einen Ledergürtel trug. Er hiess Ansgar, läutete die Glocke, und dann musste man sich in Zweierreihen aufstellen. Da der Junge wegen Pater Coelestin ärgerlich war, stellte er sich ganz hinten hin. Man ging aber nicht zum Frühstück, sondern zu einem Treppenhaus, das man noch nicht gesehen hatte, ein Stockwerk tiefer und durch einen Flur in die Halle, die man schon von der Fahrt in das Kloster kannte. Diesmal aber war man eine Etage höher, und als man auf die Brüstung klopfte, die aussah wie Stein, war sie aus Holz. Ein Stück ging es noch gerade, und dann kam man in einen äusserst langen Gang. Zwischen den Fenstern waren Österreichs Herrscher aufgehängt, unendlich viele. Die meisten waren barock gemalt, so dass einer wie der andere aussah, und deshalb hatte man darunter schreiben müssen, wer gemeint war und was er getan hatte. Die Habsburger hatten alle Habsburgerlippen, aber auch die nach der Barockzeit gemalten sahen sehr dämlich drein, als hätte man Heiligenfiguren malen wollen. Kaiser Franz Joseph war noch ganz jung, ohne seinen Bart, und man hätte gerne gelesen, was die anderen angerichtet hatten, aber Frater Ansgar ging mit den Jungen zu schnell. Manchmal hingen die Kaiser auch an beiden Wänden. Den Fenstern gegenüber waren Türen mit Spucknäpfen davor. Die Grosseltern hatten auch welche, vor allem, wenn sie erkältet waren, aber die sah man nie. Vielleicht waren Kuttенbrunzer stolz darauf, dass sie spucken konnten wie die Proletenkinder. Da aber ging es schon rechts über eine Wendeltreppe hinunter, und dann war man hinten in einer Kirche. Die war sehr bunt und barock, und als man sich auf die Bänke setzen musste, baumelten die Beine. Aus einer Seitentür kamen

noch ein paar Leute, und dann kamen Patres, eine ganze Menge, die sich auf die verzierten Bänke ganz vorne setzten, und als die Orgel loswummerte, ging es los. Es war alles wie in der Dorfkirche, nur sehr viel lauter und bunter.

Als alles vorüber war, fragte Frater Ansgar den Jungen, warum er nicht zur Kommunion gegangen sei. Man konnte ihm wohl nicht sagen, dass man das Zeug nicht mochte, was einem da in den Mund geschoben wurde, und so sagte man, dass man schon lange nicht gebeichtet habe. Das solle man aber dann gleich am Abend tun, sagte Frater Ansgar, und dann durfte man seine Frühstückssachen aus dem Schrank holen und in den Speisesaal frühstücken gehen.

Das Frühstück war miserabel. Aufgeschnittenes Graubrot lag da, ganz pappig und billig, und es war schon so lange aufgeschnitten, dass sich die Scheiben bereits wölbten. Dazu gab es rotgefärbte Marmelade und ganz dünnen Ersatzkaffee mit Milch und eine Scheibe Wurst, weil Sonntag war, wie Pater Coelestin sagte, der wieder zwischen den Tischen hin und her ging. Die Fleischhauerjungen hatten alle dicke Würste mit und Speck. Der Junge hatte auch Butter und von Grossmutter eine Salami, die er aber noch nicht anschneiden wollte, und deshalb zeigte er dem Fleischhauerjungen nebenan Schiebewurst, wie er sie gelernt hatte, als man noch Krieg hatte. Dazu legt man eine Scheibe Wurst auf ein grosses Brot, und man schiebt sie mit den Zähnen vor sich her und beisst immer nur ein kleines Stück ab, bis man am Ende des Brotes ein richtiges Wurstbrot hat, das man dann frisst. Sowas konnte der Fleischhauerjunge nicht, und er war ganz verwundert.

Danach hatte man frei und sollte in den Spielhof gehen. Der Junge aber hatte sich den Weg in die Kirche gemerkt und wollte sich die Kaiser anschauen. Die mei-

sten kannte er ja schon aus Büchern, doch man wollte lesen, was diesmal über sie erzählt wurde. Alle waren sie von Gottes Gnaden und sehr fromm, aber die Rechtschreibung war komisch. Auch ruhmreich waren sie alle, und der allerletzte Kaiser, von dem die Witwe noch in der Schweiz lebte, war «an gebrochenem Herzen» gestorben, und dabei war es Grippe, wie man von Grossmutter wusste. Man las gerade Friedrich den Schönen, als plötzlich ein kleiner Mann mit grossem Bart dastand. Er hiess Herr Hirthentaler, hatte lange weisse Haare, und sein Bart war um den Mund herum gelb. Ausserdem war er Bibliothekar. Nachdem man ein wenig geredet hatte, war er so freundlich, dem Jungen die Bibliothek zu zeigen. Die war bunt wie die Kirche und sehr viel grösser als die der Grosseltern. Herr Hirthentaler zeigte dem Jungen auch ein paar sehr wertvolle Bücher aus dem Mittelalter, wo man noch nicht drucken konnte, aber sehr schön malen, und sowas hatte man noch nie gesehen. In einem kleinen Arbeitszimmer war seine Frau. Die war auch schon alt und durfte eigentlich gar nicht im Kloster sein, weil sie eine Frau war, und deshalb wohnte sie mit ihrem Mann in der Stadt, doch der kam immer erst am Abend heim. Herr Hirthentaler erzählte, dass er eigentlich einmal Mönch hätte werden sollen, aber dann habe er sich's anders überlegt, und nun sei er Bibliothekar, und jetzt müsse der Junge wieder in das Internat gehen, da Mittagessen sei.

Als man in den Speisesaal kam, hatten die anderen Jungen schon gebetet, und man bekam nichts mehr. Das machte nichts, da man das Essen sah. Unangenehm war aber, dass Pater Coelestin dem Jungen ganz laut von Ordnung und Disziplin erzählte, und als man ihm sagte, was man erlebt habe, sagte er, ein Stottertrottel habe in einer Bibliothek nichts verloren, und die anderen Jungen lachten, weil Pater Coelestin eben der Direktor war. Als

das Nichtessen vorbei war, musste der Junge allerdings auch für Gottes Gaben danken.

Danach musste man sich in Zweierreihen aufstellen und mit Pater Thomas spazierengehen. Er war ganz gemütlich und ein Böhme und Naturkundeführer, und er guckte immer hinter sich, ob auch alle Jungen da seien. Man ging ziemlich hinten neben dem Fleischhauerjungen, der auch im Speisesaal neben einem sass, und der erzählte sehr viel darüber, wie reich seine Eltern nach dem Krieg geworden seien und dass sie nun überall Perserteppiche liegen hätten und seine Mutter viele Brillantringe. Er sagte «Brillitanten», und man sagte nichts, da die Jungen über Pater Coelestins Stottertrottel gelacht hatten. Der Spaziergang war sehr langweilig, da er zuerst durch die Stadt ging und dann zwischen der Strasse und dem Bahndamm zu einem kleinen Dorf, vor dem man umdrehte und wieder zurückging. Beim Rückweg durch die Stadt fand man noch zwanzig Groschen in der Tasche und hätte sich einen Eislutscher aus Wasser kaufen können, aber das erlaubte Pater Thomas nicht, weil man dazu aus der Reihe hätte gehen müssen. Dann sagte er, dass viele Jungen nicht einmal zwanzig Groschen hätten und dass man auf sie daher Rücksicht nehmen müsse, und die meisten Jungen lachten, weil sie sehr viel mehr in der Tasche hatten.

Im Internat war viel Betrieb, weil die grösseren Schüler gekommen waren. Einige von den ganz grossen kamen sogar ohne Eltern, denn darauf waren sie stolz, und sie hatten nur einen Koffer, da ihnen die Eltern ihre Sachen ein paar Tage später nachbringen würden. Die Eltern kannten auch schon die Schränke, und viele hatten eigene Matratzen, so dass sie nicht so viel schimpfen mussten, und Pater Coelestin ging ganz wichtig zwischen ihnen hin und her. Andere Patres zeigten sich auch, weil sie die Eltern schon kannten, aber ein bisschen

geschimpft wurde trotzdem, über Plätze in den Schlafsälen, und wenn die Eltern wichtig waren, bekamen ihre Söhne andere.

Der ältere Schüler, der ihm das sagte, hiess Dingo und kam aus dem Waldviertel, wo sein Vater Doktor war. Er war schon in der dritten Klasse und kannte das Internat, und er sagte dem Jungen auch, dass es die Patres nicht gerne sähen, wenn ältere und kleinere Schüler miteinander sprächen, denn Gott habe es so gewollt, dass jeder bei seiner Klasse bleiben solle. Dingo sagte aber auch, das sei nur, damit niemand so schnell herausfinde, was wirklich im Kloster los sei, denn sonst würde niemand das Ganze ernst nehmen.

Die nächste Zeit lernte der Junge viel über das Internat und das Kloster, in das er geraten war, denn er wollte ja auch wissen, warum man ihm das angetan hatte. Er dachte, wenn man alles Wovon wisse, würde sich auch alles Warum zeigen, doch das war nicht einfach. Vieles erzählten die Patres, doch das war meistens langweilig, und vieles wollte man auch nicht glauben. Auch die älteren Schüler erzählten viel, und viel geflunkert. Eigentlich sollte man nicht mit ihnen reden, denn ein Sekundaner war doch mehr als ein Primaner, und ein Sextaner war das erst recht, und die Septimaner hatten sogar ein Rauchzimmer mit den Oktavianern zusammen und waren die grössten. Deshalb waren sie auch sehr arrogant, und «Primanerkönig» war für sie ein böses Schimpfwort. Den Jüngeren aber wurde von den Patres gesagt, jeder solle bei seiner Klasse bleiben und sich nicht mit anderen Klassen einlassen, und deshalb sprach man gelegentlich doch miteinander. Aber das war nur selten interessant, denn jeder wollte am liebsten sagen, wie gut er sei, und das war dasselbe wie bei den Patres. Herrn Hirthentaler musste man immer sehr viel fragen, und

lange Zeit sagte er fast nichts, aber manchmal sagte er doch etwas, und das war dann viel.

Die gelben Pflaster auf allen Fluren waren Kelheimer Platten und sehr kostbar, weil man sie vor Jahrhunderten von den Bayern geholt hatte, aber deshalb hatte man mit ihnen ja keine Kriege gehabt, und während die anderen Neuen über sie staunten, kannte man sie ja schon von den Grosseltern, wo sie nicht so kaputt waren, bevor die Russen kamen. Den Ölgeruch auf den Fussböden und den von Schmierseife in den Schlafsälen kannte man aus dem Gasthaus, und es war nicht verständlich, warum die Patres soviel über die kostbaren Platten und ihre Sauberkeit sprachen. Dingo meinte, das sei so, weil sie keine Teppiche hätten, unter die sie was kehren könnten, aber in ihren Zimmern waren Teppiche, und die waren auch nicht sauber.

Einige Patres konnten einander leiden und einige nicht, und erst Herr Hirthentaler konnte sagen, warum. Die einen waren Hahnenschwanzler gewesen, die anderen Nazis, und dann gab es auch welche, die einfach nur Patres waren. Da war das Wer Was nicht leicht herauszufinden, da die Patres ja alle Decknamen bekamen, als sie in das Kloster gingen. Ihre Familiennamen aber hatten sie behalten, und wenn die böhmisch oder tschuschisch waren, also kroatisch oder serbisch, waren sie Hahnenschwanzler. Die waren in Österreich modern, als in Deutschland der Führer zu führen begann, aber ihr Vorbild war der Duce, weil der das schon länger tat. Deshalb nannten sie sich auch Austrofaschisten, und den Geistlichen ging es gut, weil der Duce zum Papst ja auch freundlich war. Ihre SA hiess Heimwehr, und im Hutband trugen sie Hahnenschwänze, und nachdem sie die Sozialisten geschlagen hatten, sangen sie alle «Rotweissrot bis in den Tod!». Sie mussten aber nicht sterben, als der Führer kam, denn andere Patres waren Nazis, obwohl

das damals eigentlich verboten war. Die hatten meistens deutsche Namen, und sie waren Nazis geworden, weil der Führer zwar nicht sehr fromm war, aber sehr streng zu den Juden. Gegen die musste man nämlich als Katholik sein, weil die Juden viel Geld und den Herrn Jesus umgebracht hatten, und wenn sie kein Geld hatten, blieb immer noch der Herr Jesus und dass sie keine Christen werden wollten. Sie hatten ja gerufen, das stand selbst in der Bibel, dass sein Blut über sie und ihre Kinder kommen solle, und daher musste ein guter Christ eben die Juden bluten lassen oder ihr Blut vergiessen, was nicht mehr so leicht ging, denn sie mussten keine Kennzeichen mehr tragen, waren tückisch und tarnten sich. Das war alles nicht leicht zu verstehen, und Pater Coelestin sagte einmal, Hitler sei gar kein Christ gewesen, weil er die Juden vergast habe, und dabei sei nicht genügend Blut geflossen, denn er hätte sie Schächten sollen, wie das bibelfeste Christen machten. Pater Christoph aber sagte, das sei ein Hahnenschwanzlerspruch, denn die hatten zwar auch auf die Juden geschimpft, ihnen heimlich aber schöngetan, um an ihr Geld zu kommen. Da sei Hitler eben ehrlicher gewesen, da er nicht so viele Umstände machte. Pater Christoph unterrichtete Geographie, weil er in Frankreich gewesen war und dort ein Bein verloren hatte. Aber so ähnlich redete auch Pater Romuald, der Latein unterrichtete und in der Stadt Kriegerwitwen betreute, und Pater Bonaventura machte Religion und sagte, das habe alles gar nichts zu bedeuten, weil man in Österreich lebe und es damals Österreich gar nicht gegeben habe. Auch das war nicht leicht zu verstehen, aber die Patres erklärten es so: Österreich war das grösste Land der Welt und das Beste, und das blieb es auch, als es plötzlich klein geworden war. Als es gross war, hatte es die Kaiser, die bis auf den Kaiser Joseph sehr fromm waren, und dann kamen der Prälat Seipel und der Dr. Dollfuss,

und die waren auch sehr fromm und gottgefällig, weil sie gegen die gottlosen und jüdischen Sozialisten waren. Und als der Führer kam, gab es Österreich nicht mehr, und deshalb konnte es in Österreich auch keine Nazis geben. Es gab natürlich ein paar, aber da es Österreich nicht gab, waren das Piefkes, und das waren ja keine Österreicher, was man schon daran merken konnte, dass die *Magna Mater Austriae* die jungfräuliche Mutter Maria war, während die Piefkes zur *Germania* beteten, die keinen eingeborenen Sohn hatte. Es habe auch, bevor der Hitler kam, einige ganz wenige Nazis in Österreich gegeben, aber die seien, nachdem sie den Dr. Dollfuss ermordet hatten, entweder hingerichtet worden oder zu Hitler gelaufen und deshalb auch Piefkes gewesen. Der einzige Nazi, den man sich in Österreich denken könne, sei dann wohl der Junge, denn der sei als Piefke in Österreich geboren, als es das noch gab, und da lachten die anderen Jungen, aber der Junge ärgerte sich über Pater Bonaventura.

Dingo aber sagte, Pater Bonaventura würde da etwas flunkern, denn seine Eltern seien auch in der Partei gewesen, aber keine Piefkes. Und das sei so bei vielen Eltern gewesen, und das würde man auch an manchen Kleinigkeiten merken. Da waren einige Jungen an der Schule, die Cousins waren, da ihre Väter Brüder waren, aber sie hatten ganz verschiedene Namen. Da hiess der eine Czerny und der andere Schwarz, was aber dasselbe war, nur auf böhmisch und in Unterrichtssprache, oder Sedlacek und Sedelmaier, und daran könne man sehen, wer sehr in der Partei gewesen sei und wer ein bisschen weniger. Und man sah es auch daran, welcher Pater welche Schüler lieber hatte, ob böhmische oder welche in Unterrichtssprache, aber die Patres mussten sich leiden können, auch wenn sie das schlecht konnten, und wenn sie im Rudel auftraten, fielen sie sich immer ganz steif in

die Arme und nannten das Bruderkuss. Das sah aus wie bei den Kummerln in der Wochenschau, die man jetzt nicht mehr sehen durfte, aber vom Dorf her kannte, aber sie waren jetzt alle Österreicher und Schwarze.

Man lernte natürlich auch anderes. In Latein bei Pater Romuald musste man *rosa rosae rosam* deklinieren, und da dem Jungen das ro- schwerfiel, sagte Pater Romuald lustige Sachen, über die dann die ganze Klasse lachte, aber man selbst nicht. In der Schule waren immer mehr Jungen als im Internat, denn dorthin kamen auch welche aus dem Priesterseminar, das einen Hügel weiter war, und dann sogenannte Externisten aus der Stadt. Die Jungen aus dem Priesterseminar waren meist Bauernkinder, aus ganz Niederösterreich eingesammelt, weil sie entweder zu viele Geschwister hatten, als dass sie etwas hätten erben können, oder weil ihre Eltern einmal krank waren oder Pech hatten und der heiligen Maria deshalb versprochen, ihr diesen Jungen zu schenken. Viele wollten aber später gar keine Priester werden, sondern nur jetzt, weil der Bischof für sie dazuzahlte, und dann, sagten sie, würden sie es sich anders überlegen. Wenn sie so etwas sagten, durfte das aber kein Pater hören, denn im Kloster hielten sie auch Jungen, die einmal Patres werden wollen mussten, und die sollten so was nicht hören, um nicht auf schlechte Gedanken zu kommen. Diese Jungen sah man nur in der Schule, denn sie wohnten im Juvenat, wo sie gleich wieder hinmussten, und es waren nicht viele. Damit sie einmal gern Patres würden, bekamen sie dasselbe Essen wie die, und sie sahen deshalb auf die Internatsjungen herab, weil die nur Frass bekamen. Wenn sich's von ihnen aber einer anders überlegte, waren die Patres sehr zornig, und der Junge flog aus dem Juvenat und der Schule. Der Bischof war da nicht so streng, denn er wohnte weit weg und konnte nicht hören, was die Jungen redeten. Die Externisten

waren wenige, und ihre Ekern waren wie die der Jungen im Internat «bessere Leute», von denen es in der Stadt unten eben nur wenige gab, aber sie hatten es weit besser als die Internisten, weil sie bei ihren Eltern wohnen konnten und deshalb ein anderes Essen bekamen. Sie mussten auch nicht Spaziergehen und lachten deswegen über die Internisten. Die Eltern von einem waren Fleischhauer, und er brachte oft Wurst mit, die er dann heimlich an Internisten verkaufte, die von den Eltern Geld bekommen hatten, aber er war gemein und verkaufte nur am Freitag, an dem man kein Fleisch essen durfte. Deshalb sollte man mit Externisten auch nicht reden, nicht einmal im Spielhof in den Pausen. Dort sassen sie dann immer zusammen, und Dingo meinte, das sei auch den Patres recht, weil man so nicht erfahre, dass sie es besser hätten.

Wenn man miteinander sprach, war es ohnedies besser, die Dinge nicht beim Namen zu nennen. Das hatten die jüngeren Schüler von den älteren gelernt, und statt Pater Bonaventura sagte man der Suderer und zu Frater Ansgar Ganef, denn das hiess auf Rotwelsch Gauner. Man gehorchte ihm nicht so wie den Patres, denn er war ja nur ein Frater, und sehr oft, jeden Nachmittag mindestens einmal, wurde er zornig, und dann schlug er, wen er gerade erwischte mit was er gerade erwischte. Das war dann kaputt, da Bücher oder Lineale dafür nicht gebaut sind, und manchmal riss er auch an Haaren, bis er genügend in der Hand hatte. Dabei keuchte er und sagte Sachen, die man nicht verstand, und danach schnaufte er und war zufrieden. Pater Thomas hiess Ente, weil er Biologie unterrichtete und beim Spaziergehen immer sehr aufpasste, dass alle Jungen auch richtig hinter ihm hergingen, denn er ging gerne mit den jüngeren Jungen spazieren, aber nur ebene und langweilige Wege. Er war nicht schnell, und es machte Spass, ihn watscheln

zu sehen. Dazu musste man nur singen, ein paar Takte, und dann kam er mit einem ganz roten Kopf, aber er schlug nie zu, und es war lustig, ihn schimpfen zu hören. Manche Lieder mochte er gar nicht, und von denen konnte man meist auch nur zwei Zeilen, weil er dann ja schon gekommen war. Eines spielte im wilden Westen und fing sehr traurig an:

Es war in einer Regennacht am Rande der Prärie.

Die Cowboys sassen dicht gedrängt:

Ein Schaass erwärmte sie.

Ein Schaass war auf österreichisch ein Furz, und man hätte gerne gewusst, wie das Lied weiterging, aber dazu kam es nie. Manchmal sagten andere Jungen, sie würden es einem erzählen, aber dann vergassen sie es, und man getraute sich auch nicht, sie zu fragen, denn Sprechen war ja nicht leicht, und dann spotteten sie über den Jungen, wie sie es von den Patres gelernt hatten. Pater Thomas aber spottete nie, denn er war gutmütig, und sein einziges Vergnügen war, Schüler ins Klassenbuch einzutragen. Das lag immer verschlossen im Katheder, und die Patres schrieben hinein, dass sie dagewesen waren und was sie unterrichtet hätten, aber manchmal schrieben sie auch anderes hinein, und das war nicht gut, weil es dann Strafen gab und sich das auf die Noten auswirkte. Pater Thomas aber schrieb so viel hinein, dass es gar nichts ausmachte, und als einmal ein Junge einen Schaass liess, schrieb er auch den hinein.

Schlimm war allerdings, wenn einen Pater Richard ins Klassenbuch schrieb, denn das tat er nur ganz selten, und das war dann gemein. Er hiess Zuzier, weil er das S nur sehr komisch aussprechen konnte, und das kam wohl daher, dass er auch noch Cucinac hiess. Er unterrichtete Mathematik, Physik und Chemie, und die Patres sagten, er sei einmal ein ganz berühmter Gelehrter gewesen

und hätte dafür sicher den Nobelpreis bekommen, wenn nicht der Hitler gekommen wäre. Es war sehr schwer zu verstehen, wenn er von Mathematik, Physik oder Chemie sprach, und dann sagte er, das liege daran, dass die Jungen keine Gelehrten werden wollten. Aber sonst war er anständig.

Man war schon sechs Wochen im Internat und hatte gerade Zeichenstunde, als ein Schüler vom Klo in den Zeichensaal zurückkam und erzählte, dass im Wirtschaftshof ein ganz verrücktes Auto stehe, wie er so eines noch nie gesehen habe. Alle Jungen rannten an die Fenster, aber durch die Bäume war es schlecht zu sehen, und deshalb mussten viele aufs Klo, aber nicht der Junge, da er sich für Autos nicht mehr sehr interessierte. Als man dann wieder ins Internat ging, sagte Frater Ansgar, man solle hinunter in den Wirtschaftshof, und dort standen Grossvaters Maybach und Herr Buchlar. Er hatte keine sehr gute Laune und das Rehleder in der Hand, weil die Jungen ständig das Auto anfassten und durch die Scheiben hineingucken wollten, und die Grosseltern waren im Stiftskeller.

Grossvater sagte, er habe gar nicht kommen wollen, und das sei Grossmutter gewesen, obwohl die sonst nur zu Begräbnissen fahre und dann mit dem Zeugerl, und der Wein könnte besser sein. Wenn sie sowas auch bei der Messe tränken, müssten die Patres alle Atheisten werden. Grossmutter ass einen Aufschnitt und war fröhlich, weil ihr Käse sehr viel besser war als der hier, und für den Jungen hatte sie ein grosses Paket mitgebracht. Frau Wittmann liege immer noch im Sterben, aber jetzt sei es wohl bald soweit, und dann würde Herr Wittmann in ein Altersheim gehen, weil er gar nichts mehr wert sei. Ihr selbst gehe es zwar auch wie einem Nackten im Dornbusch, aber sie sei eine Frau, und Frauen seien nicht

so wehleidig wie Männer, die ja auch keine Kinder kriegen müssten. Dann bestellte sie für den Jungen einen kleinen Aufschnitt und ein Himbeerwasser, während sich Grossvater durch die Weine probierte. Dann fragte er den Jungen, ob die Patres wenigstens gute Lehrer wären, wenn sie schon keinen Wein machen könnten, und der Junge erzählte, was er nun schon vom Kloster wusste.

Plötzlich kam Pater Coelestin daher. Der Junge sah ihn gerade noch, aber Grossvater nicht, und Pater Coelestin wollte dem Grossvater die Hand küssen und sagte Durchlaucht zu ihm. Grossvater sagte, dass er das seit 1918 schon nicht mehr sei, und er wisse nicht, in welcher Zeit Pater Coelestin lebe. Pater Coelestin sagte, das gehöre sich so in einem Kloster, und bekam einen roten Kopf. Dann sagte er, dass er den Grosseltern gerne das Kloster zeigen wolle. Grossvater sagte, dass er sich das wahrscheinlich nicht leisten könne, und es wäre ausserdem seine Lebensphilosophie, Berge von unten, Kirchen von aussen und Wirtschaften von innen zu betrachten, und damit sei er so alt geworden, dass er jetzt keine Ausnahme mehr machen wolle.

Pater Coelestin hatte einen ganz dunkelroten Kopf und sah sehr seltsam drein, und da fragte ihn Grossvater, ob er sich setzen wolle und ein Achtel Wein trinken. Man könne ihn zwar nicht sehr empfehlen, aber er kenne ihn ja wahrscheinlich, und man sei besseren gewohnt, obwohl man kein feiner Binkel sei. Pater Coelestin sah den Jungen sehr böse an und sagte, es sei sehr schwierig, Jugendliche zu erziehen, und Grossvater sagte, dass er nichts von Pädagogik verstehe, aber er hätte gern das Silberbesteck des Jungen wieder. Pater Coelestin sagte noch etwas von Disziplin, die er unter seinen Zöglingen halten müsse, und dann ging er. Dem Jungen war aber etwas unbehaglich. Vielleicht hätte er Grossvater doch nicht erzählen sollen, was er erlebt hatte.

Danach stritten Grossvater und Grossmutter ein wenig, weil Grossmutter sagte, Grossvater sei nicht sehr diplomatisch gewesen, wo er doch sehen hätte können, dass der Kuttenbrunzer ein ganz tückischer Hund sei, und Grossvater sagte, er könne es nicht aushalten, auf diese Weise angefliegen zu werden, und er würde bei Schleimscheisserei immer so reagieren, das müsse sie doch wissen. Dann sagte Grossmutter, sie wisse das bis zum Knochenkotzen, aber Grossvater müsse ja nicht im Kloster leben, und der Kuttenbrunzer würde sich zur Rache greifen, wen er finde, und da kam Herr Buchlar und brachte das Besteck des Jungen, das ihm Frater Ansgar gegeben hatte. Grossvater sah auf seine Taschenuhr und sagte, es sei Zeit, und dann verabschiedeten sich die Grosseltern vom Jungen. Grossmutter gab dem Jungen das Fresspaket, und nachdem Grossvater bezahlt hatte, sagte er, dass er nichts für sein Temperament könne, gab dem Jungen zwanzig Schilling, und dann ging man in den Wirtschaftshof, wo der Hausknecht des Internats noch ein Trinkgeld bekam und die Grosseltern mit Gott sei Dank kurzem Abschied abfuhren.

Als man das Fresspaket im Schrank verstaut hatte und wieder ins Museum kam, war die Stimmung dort etwas komisch. Die anderen Jungen fragten leise nach dem Auto, als sei das etwas ganz Besonderes, aber es war doch nur ein alter Maybach von 1927, und man hatte sich kein anderes Auto danach angeschafft, weil das ja immer noch gut fuhr. Und Frater Ansgar sagte, derjunge hätte ihm doch sagen sollen, wer seine Grosseltern seien, aber man hatte ihn gar nicht danach gefragt. Als dann unten Abendessen war, sprach Pater Coelestin sehr lange. Er redete vom reichen Prasser und dem armen Lazarus und dass vor Christus alle gleich seien und es keinerlei Vorrang der Geburt mehr gebe, denn der Adel sei zwar von Gott gewollt gewesen, doch etwas anders und solle sich

daher nicht mehr erheben, und dabei sah er immer wieder den Jungen an, als sei der gemeint. Und dann redete er vom Hunger in der Welt und von der Armut und dass es eine christliche Tugend sei, alles zu teilen, denn es sei nicht gut, wenn die einen alles hätten und die anderen nichts. Dasselbe hatte man schon von den Kummerln gehört, obwohl die dabei nicht so viel aus der Bibel sagten, und man verstand erst, was gemeint war, als Pater Coelestin sagte, das Fresspaket des Jungen werde unter die armen Jungen aufgeteilt. Gleich nach dem Dankgebet musste man das Paket zu Pater Coelestin bringen, der es aufmachte. Drin waren zwei Stück Selchfleisch und vier Haussalamis, Butter, die ganz anders schmeckte als die Margarine im Kloster, Paprikaspeck, drei Gläser Marmelade, die man mochte, weil sie nicht so süß war, und zwanzig Schilling von der Grossmutter. Die nahm Pater Coelestin und sagte, dass er sie in die Spendenkasse für die Mission geben werde, und die anderen Sachen würden unter die armen Jungen verteilt. Man selbst bekam nur eine halbe Haussalami und ein Glas Marmelade. Die nächsten Tage passte der Junge beim Frühstück und beim Abendessen auf, wer von den Sachen der Grossmutter essen würde, aber er sah nichts. Es waren ja auch keine Armen im Internat, und drei Tage später sagte Pater Romuald in der Lateinstunde, er würde gern wissen, ob der Stottertrottel den Ablativ ebenso gut könne wie die Grosseltern Salami, aber das konnte man nicht, da einige Worte sehr schwer auszusprechen waren und alle lachten.

Sprechen war ohnedies schwierig, vor allem wenn man es vor den Lehrern sollte, und einmal wurde Pater Thomas sehr zornig, denn man hätte Leguminosen sagen sollen, und er schrieb ins Klassenbuch, dass man das Götzitat gesagt habe. Dem Jungen tat es leid, denn er hatte das ja nicht absichtlich gesagt, aber Pater Thomas

schrieb so viel ins Klassenbuch, dass es von niemand anderem gesehen wurde.

Herr Hirthentaler erzählte dem Jungen von Demosthenes, der den Mund voller Kieselsteine genommen hatte, um nicht so schwer zu sprechen. In der Gärtnerei des Klosters, in die man eigentlich nicht gehen sollte, war ein Haufen Kieselsteine, und man holte sich einen Sack und wusch sie. Aber sie funktionierten nicht und fielen nur aus dem Mund, da man ja beim Laut-Lesen nicht schwer sprach. Herr Hirthentaler sagte, das wirke eben nur beim Frei-Reden, und man ging mit einem Mund Kieselsteine zu ihm, aber man sprach schwer, und es war nicht einfach, danach alle Steine wieder aufzusammeln. Man schämte sich und ging eine Woche lang nicht mehr zu ihm, aber nicht, weil es eigentlich verboten war. Es war wegen des Gesichts, das Herr Hirthentaler gemacht hatte, als die Kiesel aus dem Mund flogen, und weil er gesagt hatte, das mit Demosthenes sei nur ein Scherz gewesen. Scherze machten ja auch die anderen.

Aber das konnte man auch schlecht Mutter erzählen, die gut eine Woche später ganz überraschend kam. Sie war auf dem Rückweg von Wien, wo sie was bei Tante Anny gemacht hatte, und hatte zwischen zwei Zügen Zeit. Man sass gerade im kleinen Museum, wo die unteren drei Klassen lernen mussten, und spielte Mühle, weil Pater Thomas Aufsicht hatte, als sie plötzlich da war. Man erschrak, und dann durfte man mit Mutter gehen. Die ging zuerst zu Pater Coelestin, der etwas verschlafen war, weil er gerade seine Ruhezeit hatte. Er machte seine Stimme, wie er immer zu Eltern sprach, und sagte, es sei sehr schwierig mit dem Jungen, weil man ihm beim besten Willen das Stottern nicht abgewöhnen könne und er sich immer wieder zurückziehe und bockig sei. Sport interessiere ihn überhaupt nicht, und im Turnunterricht würde er sich so ungeschickt anstellen, dass es eigentlich

schon Sabotage sei. Seine schulischen Leistungen seien bis auf Mathematik ja nicht so schlecht, aber er wirke immer unaufmerksam und verschlagen, und daran sei schuld, dass der Junge völlig verzogen sei, wenn schon nicht durch sie, dann wohl durch die Grosseltern, aber er werde sich sehr bemühen und sein Bestes tun, und so redete er noch lange weiter, bis Mutter ganz traurig war und weinte. Dann sagte Pater Coelestin noch, wo die Kasse für die Mission bei den armen Heiden stehe, für die der Heilige Vater soviel Geld brauche, und dass er um Christi willen den Jungen vorerst in der Schule behalte, und dann ging er.

Mutter weinte noch ein wenig, weil sie mit so einem Jungen geschlagen war. Schon der Vater habe immer befürchtet, dass der Junge nicht normal sein könne, weil sein Vater ja auch verrückt gewesen sei, aber ihre Erbmasse sei doch ganz gesund, und sie wisse nicht, was sie verbrochen habe, dass sie mit einem solchen Sohn geschlagen sei, wo doch die Geschwister ganz normal gewesen seien und nun tot. Dann ging sie in die Kapelle, wo der Missionsneger stand, und gab ihm zehn Schilling, aber der Neger nickte nur bei Münzen und nicht bei Scheinen. Man hatte überlegt, das Mutter zu sagen, doch sie war nicht in der Laune, mit dem Jungen zu reden. Sie sagte ihm nur, dass Frau Wittmann endlich gestorben sei und auch schon beerdigt und dass der Junge über Allerheiligen nach Hause fahren dürfe. Sie fragte, ob er sich zutraue, allein mit der Bahn zu fahren, da sie keine Zeit habe, ihn abzuholen, und der Junge nickte. Dann gab ihm Mutter eine Fahrkarte, die sie schon gekauft hatte, sah auf die Uhr und ging wieder zum Zug.

Natürlich war es gar nicht so einfach, nach Hause zu fahren, und der Junge war schon eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhof. Er hatte seinen

Pappkoffer mit der Nummer mit und drin die Sachen, von denen Mutter gesagt hatte, dass sie nicht im Internat gewaschen werden sollten, aber das waren nur zwei Pullover, die sie aus Wollresten ganz bunt gestrickt hatte, und die gute Hose, auf der ein grosser Fettfleck war, weil man sich an einem Sonntag nach der Kirche nicht zum Mittagessen umgezogen hatte. Man hatte deshalb etwas schlechtes Gewissen, da Mutter gesagt hatte, man solle sich immer umziehen, aber man hatte es nicht getan, weil Pater Coelestin einmal gesagt hatte, sich umziehen sei Eitelkeit, und die sei eine Sünde. Deshalb hatte der Junge auch nur ein Seidenhemd dabei und trug statt dessen Pullover, denn die waren nicht eitel, doch jetzt stanken sie.

Im Zug hatte er Angst, er könne die Station verpassen, obwohl er nur bis drei zählen musste, und in der Stadt beim Umsteigen den anderen Zug, aber da waren noch einmal zwanzig Minuten, und da gab es etwas Neues: Kaugummis in Packungen zu fünf Stück, und dazu drei echte Filmbilder aus echten Hollywood-Filmen, das Ganze für fünfzig Groschen. Man kaufte drei Stück, obwohl man Kaugummis nicht sonderlich mochte, aber man wollte die Filmbilder sehen und dann die Kaugummis wieder verkaufen. Aber die Bilder waren, als man sie zu Hause ansah, enttäuschend, da sie nicht viel zeigten, nur einmal eine offene Tür und einmal eine Frau von hinten, aber nur den Kopf. Dann klebte man die Packungen wieder vorsichtig zu und hoffte, sie dann einmal im Internat für je einen Schilling verkaufen zu können.

Frau Wittmann lag auf dem Friedhof neben dem alten Hausknecht, von dem man noch einen Nickelknopf seiner Weste fand, gleich bei dem Kranz mit den weißen Astern von Herrn Wittmann, aber der war jetzt in Wien in dem Altersheim, für das er viele Jahre einge-

zahlt hatte. Für den Jungen hatte er bei den Grosseltern etliche Bücher gelassen, aber die waren nicht sehr interessant, weil sie nur alle erzählten, wie gut und segensreich die deutsche Rasse in der ganzen Welt sei, und das wusste man ja schon. Nur ein Buch war interessant, aber das war noch aus der Monarchie und erzählte, dass Bach, den man jetzt singen lernte, eigentlich ein Ungar sei, Haydn, mit dem man sich auf der Geige quälte, auch, und natürlich Liszt, den man nicht so mochte, Schubert, Mozart und und und, und das Buch war in Budapest verlegt worden. Grossmutter sagte, das sei alles ein Schmarren, denn in Österreich sei jeder Einzelne eine Rasse, und dann gab sie dem Jungen zwanzig Schilling, aber das sollte man nicht dem Grossvater sagen. Von dem bekam man auch welche, von denen niemand etwas wissen sollte, und zehn Schilling von Mutter am Bahnhof. Zu essen hatte man wenig mitgenommen, weil man Angst hatte, dass es einem Pater Coelestin wegnehmen würde. Dafür nahm er einem den *Kampf um Rom* weg, weil das gegen die Kirche sei und auf dem Index stehe, aber man konnte nichts machen, da man ihm alles zeigen musste, wenn man von daheim kam. Die Kaugummis fand er nicht, denn die hatte man in der Manteltasche, und Dingo zeigte dem Jungen ein paar Tage später ein Versteck gleich vor dem Kloster, wo man seine Sachen hinlegen konnte, wenn man kam, damit sie Pater Coelestin nicht finden konnte, denn in die Schränke schaute er selten. Aber bei dem Versteck müsse man auch aufpassen, da es in der Gegend Hunde gäbe.

Bald verstand der Junge auch, warum man zu einem bösen Menschen Hund sagte, denn beim Frühstück begannen zwei ältere Jungen zu raufen, weil der Fleischer-ohn behauptete, die Wurst sei seine, und die hätten angeblich die Hunde weggefressen, aber jetzt sei dieser Junge ein Hund gewesen. Dann riss Frater Ansgar beide

an den Haaren und verbot allen Jungen für eine Woche, Heimatwurst zu essen, aber es gab keine andere.

Ärger hatte man auch in Geschichte, denn Österreich war sehr schwer zu verstehen und Pater Columban der Direktor des Gymnasiums und Historiker, wie man sagen musste. Man interessierte sich für Geschichte ja sehr, aber Pater Columban hatte wahrscheinlich andere Geschichtsbücher gelesen, und seine Fragen musste man immer so beantworten wie beim Katechismus. Eigentlich musste man den Lehrern immer so antworten, denn der Katechismus war das wichtigste Buch für alle Katholiken und Österreicher, und es gab den kleinen und den grossen Katechismus, aber man war ja noch klein. Pater Richard sagte, sogar Mathematik beruhe auf dem Katechismus, da man in ihm das Zahlensystem lernen könne und wie man x und y herausfinde. Es gab also 7 lässliche, 7 schwere, 7 Todsünden und 7 himmelschreiende, und die sieben Wochentage gab es genauso wie das Dutzend Monate und Apostel, aber es gab nur drei Tugenden, wegen der Dreifaltigkeit. Mit Österreich war das sehr viel schwieriger, denn es war ja das älteste Land der Welt, was man schon daran sehen konnte, dass man in der Wachau die Venus von Willendorf gefunden hatte. Davon lernten die Ägypter und Babylonier und von denen die Chinesen, weil es ja die Uroffenbarung gab, und für die Römer war Österreich sehr wichtig, weil dort Marc Aurel gestorben sei und sich das Regenwunder im Quadenland ereignet habe. Dann kamen die bösen Germanen und die Slaven, und Karl der Grosse befreite Österreich und machte es wieder gross. Die Babenberger machten es noch grösser und die Habsburger so gross, dass die Sonne nicht mehr untergehen konnte, und dann kamen die Sozialisten und machten alles kaputt. Soweit hatte man alles ja richtig gelernt, obwohl man es nicht so wusste, aber so sagen musste. Und dann hatte Hitler

Österreich unterworfen, weil man ihn hinausgeworfen hatte. «Und was waren die Österreicher dann?» Man hatte sich nicht vorbereitet und musste denken. «Österreicher» ging nicht, weil man ja gelernt hatte, dass es da Österreich in der ganzen Welt nicht gab, und man dachte nach, bis Pater Columban sagte: «Aber jetzt nicht stottern!», und viele lachten. Da sagte man «Nazis» und bekam einen Pinsch, der Ungenügend geschrieben wurde, denn die richtige Antwort wäre «im Widerstand» gewesen, aber darauf war man nicht gekommen, weil einem das nicht eingefallen wäre. Ein Pinsch aber war sehr schlimm, denn ausgerechnet vor Weihnachten war ein Trimester zu Ende, und dann gab es die ersten Zeugnisse. Sowas fanden alle Schüler eine Gemeinheit.

Gemein waren sie auch untereinander, und das begann schon in der Klasse. Die Pulte, in denen man sitzen musste, da sie mit der Bank verschraubt waren und man sich kaum bewegen konnte, waren schon sehr alt, und ihren Deckel konnte man etwas herunterziehen, und dort war ein Loch für das Tintenfass und eine Mulde für die Federhalter. Tintenfässer waren schon lange nicht mehr da, denn man musste mit Tintenstift oder Füllfeder schreiben, und für die Füllfeder des Jungen passte die Mulde auch nicht, denn das war eine alte Waterman. Die hatte, was Grossmutter «eine versenkte Feder» nannte, denn die kam nur heraus, wenn man sie aufschraubte, aber dann konnte man sie nicht zumachen, und wenn sie zu war, musste man sie aufrecht halten, dass nicht die Tinte ausfloss. Man konnte also das Pult nicht verwenden, und vor der Pause war Schularbeit in Latein gewesen. Nach der Pause war Religion und der Pultdeckel etwas verschoben. Unter ihm steckte eine kleine Papierrolle, und als man sie aufmachte, nahm sie Pater Bonaventura weg. Sie war ein Spickzettel der Lateinarbeit, aber man hatte ihn nicht geschrieben, und die

Tinte war auch ganz anders. Aber das half nicht, denn Pater Bonaventura gab den Zettel Pater Romuald, der auf die Schularbeit einen Pinsch gab, obwohl sie richtig war, «wegen Unterschleif». Einige Jungen lachten nach ein paar Tagen darüber, und so bekam man heraus, dass es der Zettel von Petsch war, und der hatte ihn nicht weggeworfen, sondern in das Pult des Jungen gesteckt, doch Pater Romuald sagte, er würde sich nie irren.

Petsch war zum Jungen immer gehässig, weil er sagte, dass er gegen Nazis sei, und sein Vater war ein Sektionschef, weshalb kein Pater was gegen ihn tat. Als der Krampus kam, der im Kloster Nikolaus hiess, schrieben viele Jungen Gedichte, die der Nikolaus verlesen sollte, damit andere Jungen von den Krampussen aus der Oberstufe Pläsch bekamen. Der Junge fand das nicht gut, weil man niemanden denunzieren sollte, aber Petsch fragte einige Jungen, wie man *apropos* schreibe, und der Junge sagte es ihm.

Der Nikolaus war Oktavianer und hatte ein echtes Messgewand an, denn davon gab es sehr viele im Kloster, und die Krampusse waren Sextaner und Septimaner. Auch für die war genügend zum Anziehen im Kloster, denn sie waren ja Teufel, und die brauchten die Patres fast mehr als Gott, denn sie steckten überall, hauten aber nur die Kleineren. Dabei erkannte man sie schnell, denn jeder hatte seine eigene Art, zuzuschlagen, und die Jungen wurden vom Nikolaus aufgerufen, der dann ein Gedicht vorlas, während die Krampusse zuschlugen und Pater Coelestin lachte. Daraufhin lachten auch die anderen Jungen, die Pater Coelestin gefallen wollten, und es war sehr widerlich. Dann wurde auch der Junge in den Kreis gerufen und ein langes Gedicht verlesen. Manche Reime waren ganz schön wie «Stottertrottetel» und «Affenzottel», womit die Haare des Jungen gemeint waren, an denen die Krampusse reissen sollten, aber

dann kam das Wort *apropos*, und man wusste, dass Petsch das Gedicht geschrieben hatte. Man hörte nicht mehr zu, obwohl die Krampusse manchmal zuschlugen, und dachte sich ein eigenes Gedicht aus, nur vier Zeilen lang, die sich aber reimen mussten, und als man das beisammen hatte, rief man laut «Halt!». Der Nikolaus hörte tatsächlich auf, weil er nicht gewohnt war, unterbrochen zu werden, die sechs Krampusse standen auch nur noch so herum, und dann sagte man sein Gedicht. Auf den Namen Petsch hatte man keinen Reim gefunden, aber der eine Krampus, der weniger zugeschlagen hatte, Hinbecker hiess er, flüsterte dem Jungen zu, dass er es gut gemacht hatte. Pater Coelestin sagte, er hätte gar nicht gewusst, dass der Stottertrottel ein verkappter Dichter sei und einen Satz ohne Stottern sagen könne, aber man hatte ja Wut gehabt, und dann musste Petsch in den Kreis und bekam Pläsch. Dabei stellte er sich so komisch an, dass er hinfiel und sich waschen gehen musste. Er rächte sich am Jungen, als er zurückkam und ihm in die Suppe spuckte. Es war Kartoffelsuppe, doch man wollte sie nicht mehr essen, obwohl man sie sonst gern hatte.

Bald darauf war Zeugnisverteilung, und das war nicht gut. Sehr gut hatte man in Zeichnen und Musik, in Betragen ein Befriedigend und sonst überall Genügend, quer über das ganze Zeugnis geschrieben. Dingo sagte, das habe nicht viel zu bedeuten, denn alle Neulinge würden im ersten Trimester schlechte Noten bekommen, damit die Patres im Sommer sagen könnten, dank ihrer Arbeit habe sich der Schüler verbessert, aber man fuhr nicht gerne in die Weihnachtsferien.

Mutter war natürlich entsetzt über das Zeugnis und gab dem Jungen erst einmal ein paar Ohrfeigen. Da half nicht, dass man ihr erzählte, was man von Dingo gehört hatte, und man durfte nicht aus dem Haus oder zu den

Grosseltern wegen der schlechten Note in Betragen. Sie redete von der Erbmasse, die doch in Ordnung sei, und der Entartung des Sohnes, die sie sich nicht erklären könne, aber das tat sie in der letzten Zeit ja oft, und Direktor Sattler sagte, der Junge sei einfach faul und er sei froh, keine Kinder zu haben, und er kam täglich. Dann musste man auf sein Zimmer, aber dort musste man ohnedies sein, wenn man nicht unten Bier ausschenken musste. Es war sehr langweilig, weil Mutter alle Bücher bis auf die Schulbücher weggenommen hatte, und malen durfte man auch nicht, weil da die Note ja gut war.

Am Heiligen Abend durfte man dann zu den Grosseltern mitgehen, aber das war auch nicht sehr gemütlich. Mutter erzählte sehr wichtig von dem Zeugnis, und Grossmutter sagte, daran sei Grossvater schuld, weil der sich den Kuttcnbronzern gegenüber benommen hatte, wie die es eigentlich verdienten, und sie habe alle Livreen wegschmeissen müssen, weil die Motten hineingekommen waren. Auch die Trauerlivreen seien hin, aber ihr mache es ja nichts aus, bürgerlich verscharrt zu werden. Es sei ohnedies alles hin, und sie könne auch nicht mehr richtig und sei gar nichts mehr wert. Grossvater sagte, diese Nachkriegszeit sei noch viel schlimmer als die letzte, aber das könne auch daran liegen, dass er nun schon sehr viel älter sei, und einen Frieden würde es auch nicht mehr geben, da brauche man nur nach Griechenland oder China schauen. Er habe ja nichts dagegen, wenn die Kummerln einmal die ganze Welt bekämen, denn die Russen hätten immer noch mehr Kultur als die Amis, wenn auch nicht gerade die Russen, die man im Haus habe, und er sei ohnedies schon so alt, dass es ihm nichts mehr ausmache. Dann sagte Grossmutter, sie könnten alle miteinander nichts mehr als jammern und der Junge tue ihr leid, dass er sich das anhören müsse. Von den Grosseltern bekam er ein Couvert mit Geld,

von der Mutter lange Unterhosen, die kratzten, und Socken, und das war Weihnachten. Ach ja: Eine Kerze hatte zu nahe am Engel Hallelujah gestanden und ihm den Saum des Gewandes versengt.

Man wusste nicht, was besser war, daheim oder im Kloster, ausser das Essen. Wegen des Zeugnisses musste man sich in seinem Zimmer langweilen, und im Kloster langweilten die vielen Jungen und ihre jedesmal ungeheuren Geschichten, aber da war wenigstens mehr los. Je älter die Jungen wurden, desto mehr redeten sie darüber, was sie den «Sinn des Lebens» nannten, und man verstand nie, was sie damit meinten. Das nannten sie Philosophie, denn ab der dritten Klasse lernte man Griechisch, und die alten Griechen hatten anscheinend auch nichts Besseres zu tun. Dabei ging es immer nur um zwei Ws, nämlich warum und wozu man auf der Welt sei. Angefangen mit solchen Fragen hatten die Patres, und sie hatten auch eine Antwort, die man wissen musste, wollte man keine schlechten Noten bekommen, nämlich dass Gott es so gewollt habe und dass wir ihm gefallen sollten, weshalb er uns einen freien Willen gegeben hatte, damit er uns auf die Probe stellen konnte. Irgendwie konnte man das ja verstehen, denn man hatte als Kind auch mit Fleischmann-Soldaten gespielt, und da hatte man sich vorgestellt, sie seien lebendig. Dann war man älter geworden, aber Gott hatte, weil er ja ewig ist, das nicht geschafft, und dazu brauchte er die Welt. Das konnte man einsehen, doch das machte Gott nicht sympathisch, und man hatte gelernt, dass man sowas nicht sagen durfte. Einmal hatte man vom Sudcrer einen fürchterlichen Anschiss und einen Pinsch bekommen, weil man auf die Frage, was Gott denn so tue, «er sitzt im Himmel und spielt» geantwortet hatte. Er hätte doch seinen eigenen Sohn auf die Erde geschickt, damit ihn die Juden umbringen, und er hätte ihn als Juden auf

die Erde geschickt, damit sie ihn umbrächten, und dann habe er die Juden verdammt, weil er gewusst hatte, dass sie es tun würden, weil er auch noch allwissend ist. So war es richtig, und es war so widerlich, dass der Junge am liebsten nicht an Gott dachte. Für sowas wollte man nicht auf der Welt sein, dann lieber, weil Vater und Mutter das so gewollt hatten. Und Mutter machte ja mit dem Jungen dasselbe wie Gott, aber sie war nicht allwissend, also nicht ganz so schlimm. Das Warum war damit halbwegs beantwortet, obwohl man keinen rechten Sinn darin sah. Auch das Wozu war damit erklärt, denn man war ja mit Haustieren aufgewachsen, und Vieh hatte man auch kennengelernt. Man wusste also, dass Ferkel einmal zu Säuen würden und Kälber zu Kühen oder Ochsen, aber die Jungen redeten alle darüber, als würde dies alles bei ihnen einmal ganz anders. Nur die Söhne von Politikern und hohen Staatsbeamten wollten das werden, was ihre Väter waren, auch vielleicht die von berühmten Anwälten, doch alle anderen stellten sich vor, dass sie einmal ganz berühmt würden. Wodurch und mit was, wussten sie nicht, und darüber redeten sie unglaublich viel, vor allem über Mondfahrt, die demnächst kommen würde und in ihren Büchern schon war, obwohl sie noch lange zur Matura hatten, wie jetzt das Abitur hiess. Der Junge wollte nicht wissen, was er einmal werden wollte, weil es ihn nicht interessierte, und Pater Richard sagte, der Junge habe keine Perspektive.

Man hatte aber ein anderes Vorbild, doch darüber wollte man nicht reden, da man Angst hatte, ausgelacht zu werden, und dafür auch noch sehr viel lernen musste. Der Mann war rundlich, und das war man selbst fast auch, denn man hatte noch, was Mutter «Babyspeck» nannte, wenn auch lange nicht so viel wie die Fleischerjungen, und er lebte in England, wo schon Grossvater studiert hatte. Kennengelernt hatte man ihn schon lange

durch Herrn Brunner, als der im Gasthaus wohnte, weil er Papier kaufen sollte. Das tat er für einen Verlag in Wien, der einmal Juden gehört hatte und jetzt dem Staat, und er schickte dem Jungen das erste Buch. Zu Weihnachten hatte man sich von allen, die einem etwas schenken würden, weitere Bücher über den Doktor gewünscht, und auch eines bekommen. Die Erwachsenen würden sagen, er habe es zu nichts gebracht, aber gerade das war das Grossartige, denn er konnte mit den Tieren sprechen, nicht nur mit denen, die in seinem Haus wohnten, und deshalb ging immer alles gut aus. Natürlich wusste man, dass alles ein dummes Märchen war, und manchmal war es auch platt, wenn ein Neger Niggerlieder sang, wo doch aus dem Ami-Radio lauter Niggerjazz kam, oder Dr. Dolittle den Indianern Feuer machte, wo die das doch selbst viel besser konnten, aber die Vorstellung, Tiere verstehen und mit ihnen sprechen zu können, war so wunderbar, dass man die dummen Geschichten einfach in Kauf nahm. Man hatte einen Band ins Kloster mitgenommen, den Pater Coelestin erlaubt hatte, weil er harmlos aussah, und da wurde die Geschichte von der Sintflut erzählt. Alle Geschichten kannte man ja schon irgendwie, denn das mit dem Feuer hatte schon Prometheus bei den Europäern gemacht, und diesmal war das Schöne, dass Noah so gemein dargestellt war, wie man sich ihn immer schon vorgestellt hatte. Doch Pater Thomas erwischte einen, als man es im Museum während der Studierstunde las, spottete zuerst laut darüber, dass man ein Kinderbuch las, und dann las er es selbst und bekam einen roten Kopf wegen Noah. In der nächsten Religionsstunde schimpfte Sude-
r-er mit dem Jungen, dass Dr. Dolittle ein Hohn auf die Religion sei, und dann schimpfte er auf Charles Darwin, der ein Ketzer gewesen sei, und der sei Dr. Dolittle. Darüber redete man dann schon mit Pater Thomas und war

auch ärgerlich, weil Pater Bonaventura so geschimpft hatte, und Pater Thomas sagte, das sei nicht so schlimm, und gab ihm das Buch zurück. Vorher aber musste man ihm erklären, warum man Dr. Dolittle gut fand, und er sagte, dass Tiere schon eine Sprache hätten, aber nicht so wie die Menschen und in dem Buch, aber das sei sehr kompliziert und heisse Verhaltensforschung. Man wollte das natürlich wissen, aber Pater Thomas meinte, das käme vielleicht in der Septima, und bis dahin müsse man sich gedulden. Doch von nun an war er freundlicher zum Jungen.

Sehr viel weniger freundlich wurde dafür Herr Leutschauer, bei dem man Unterrichtssprache hatte, wegen einer Schularbeit. Es ging einmal wieder um Österreich, und man bekam einen Pinsch, weil man geschrieben hatte: «Ich bin als Deutscher in Österreich geboren und habe den Hitler geholt.»

Ostern war also wieder einmal durch ein Zeugnis versaut. In Zeichnen, Musik und Naturkunde hatte man eine Eins und überall sonst eine Drei, auch in Betragen, was nicht gut war, da man mit einer Vier von der Schule flog. Dementsprechend übellaunig war Mutter, aber das kannte man schon.

Es war alles langweilig. Weil man nicht artig war, durfte man nicht heimfahren, aber man musste jede Woche einen Brief an die Mutter und einen an die Grosseltern schreiben. Von denen kam alle zwei Wochen ein Paket, und immer nahm Pater Coelestin etwas weg, weil es zuviel für den Jungen sei, aber es war nie viel drin, weil die Grosseltern das ja auch wussten. Pater Coelestin las auch die Briefe, die Grossmutter beilegte, weil er Sütterlin konnte, das in Österreich Kurrent hiess, und einmal fragte er ganz tückisch, was «K-» bedeute, aber das wollte man ihm nicht sagen, obwohl man es wusste, und als er weiterfragte, sagte man, sie habe wohl

den Kater gemeint, der eben auch sehr gehässig sei. Dann sagte Pater Coelestin, man sei verschlagen. Am Faschingsdienstag gab es Krapfen, aber sie waren sehr schwer, weil die Hefe nicht richtig aufgegangen war, und das Fett, in dem sie gebacken waren, roch auch schon sehr alt. Die meisten Jungen liessen sie, nachdem sie einmal hineingebissen hatten, liegen, und man ass selbst, weil man kein feiner Binkel sein wollte, trotz allen Ekels fast den halben, denn nun kam die Fastenzeit, und die wurde im Kloster besonders streng gehalten. Man durfte keine Butter aufs Brot schmieren, und Schmalz natürlich erst recht nicht, denn das war tierisch wie Eier und Wurst, und es gab überhaupt nur Frass, aber dafür wurde noch mehr gebetet. Dann hatte man einmal eine Grippe und kam ins Krankenzimmer, wo einem die Klosterschwester ein Glasei briet. Das war eigentlich auch gegen die Fastenregel, denn Glaseier waren Eier aus der Zeit, wo Hennen noch legten, und in Wasserglas eingelegt, so dass man sie nur braten konnte. Und als das überstanden war, kam ein Pater aus Wien und machte Exerziten, wo noch mehr gebetet wurde.

Zu Ostern musste sich Mutter etwas zurückhalten, denn aus Schweden war Tante Margarete gekommen, die Schwester des Vaters. Deshalb hatte sie auch furchtbar viele Vornamen, wurde aber nur Tante Grete genannt, und jetzt wollte sie sich erholen, weil sie im Krieg Schokolade geschickt hatte. Mutter war ihr mit der Bahn schon in die Stadt entgegengefahren, und im Dorf holte man die beiden mit dem Leiterwagen ab. Tante Grete hatte einen Koffer und eine grosse Tasche und redete ununterbrochen, aber man verstand nicht viel, weil man das Gepäck zog. Im Gasthaus war ein Zimmer sehr schön hergerichtet worden, aber Tante Grete wollte gar nicht hochgehen, sondern brauchte erst einen doppel-

ten Weinbrand und redete weiter. Die Reise sei sehr anstrengend gewesen, und deshalb brauchte sie noch zwei Weinbrände und zwei Schinkenbröte und noch eines mit Käse, ehe sie in ihr Zimmer gehen konnte und auspacken. Für den Jungen hatte sie Schokolade mitgebracht, und man dankte höflich, während Mutter ganz gierige Augen bekam, und Mutter bekam eine schwedisch gestickte Tischdecke.

Die nächsten Tage ging Tante Grete, wenn sie nicht unten Weinbrand trinken musste, immer in das Wohnzimmer von Mutter. Dann sagte sie, dass sie gar kein Andenken an Vater hätte, ihren innig geliebten Bruder, wo doch Mutter immer gesagt hatte, dass sich die beiden nicht ausstehen konnten, und kam mit einigen Meissentellern an, die Vaters Urgrossvater gehört hatten, oder mit den noch älteren Schokoladentassen, auf die alle Dresdner Sehenswürdigkeiten gemalt waren, und Mutter konnte schlecht nein sagen, obwohl ihr sonst von ihrem Mann auch nichts geblieben war und sie die Sachen doch aus ihrem Haus gerettet hatte. Aber Tante Grete hätte nicht lockergelassen, und ausserdem hatte sie Mutter und Sohn für den Sommer nach Schweden eingeladen, wo Milch und Honig flössen, weil man im Krieg neutral gewesen sei und nur geliefert habe. Dort war Tante Grete mit einem hohen Tier verheiratet und ihre ältere Tochter mit einem noch höheren, das aber mit dem Flugzeug abgestürzt war, und ihre jüngere Tochter hatte auch ein hohes Tier erwischt. Man musste also zu Tante Grete höflich sein, auch wenn sie viel Weinbrand getrunken hatte, weil es den in Schweden kaum gab, wie sie sagte. Sie reiste an dem Tag ab, als man auch wieder in das Kloster fahren musste, und hatte sich von Mutter den schönsten Koffer ausgeborgt, weil sie alle Sachen von Vater mitnahm, damit sie, wie sie sagte, in der Familie blieben.

Wenn man sich von Tante Grete erholen wollte, war man zu den Grosseltern gegangen. Herr Mandi hatte noch ein Kind gekriegt, und das hatte er gar nicht geplant, und nun musste er noch mehr arbeiten, damit alles einmal besser würde. Der Grossvater hatte ihm ein Grundstück geschenkt, und wenn er nicht bei den Grosseltern arbeitete, schuftete er dort. Die Grossmutter sagte, das gehöre sich für das Personal, und erzählte dem Jungen viel darüber.

Alle vom Personal hatten ihren Platz, oft schon seit Generationen. Die Tochter einer Weissnäherin wurde selbstverständlich die nächste und hatte alles schon von ihrer Mutter gelernt, und falls sie diesem Reglement durch Heirat auswärts entfloh, kam die nächste dran – man hatte ja Reserve. Personal zu sein war ja angesichts des Ganzen schon etwas Privilegiertes, und es gab genügend situierte Bäuerinnen in der Gegend, die eine Schwiegertochter aus dem Personal wünschten, denn von so einer wusste man, dass sie tüchtig sei, auf jeden Fall, wenn sie aus der dritten oder vierten Generation des Personals kam. Das erzeugte Standesbewusstsein. Der Schmied, in der sechsten Generation für Pferde und alles, was mit Maschinen zu tun hatte, zuständig, also schon länger da als die Herrschaft, war eine Anlaufstelle für sämtliche Fragen der Gegend, der Gärtner und Vater Herrn Mandis, in der dritten Generation für eine immer grössere Gärtnerei mit immer mehr Warmbeeten und Untergebenen verantwortlich, verdiente ein gutes Zubrot mit Sämereien und Blumen, und junge Köchinnen unter der jetzigen Herrin wurden von allen Bauernburschen umschwärmt.

Es gab natürlich auch Abstiege. Man konnte sich viele Kinder leisten, und wenn für eines im Haus doch kein Platz war, musste es in die Fabrik. Auch dort blieben gewisse Privilegien erhalten, als geruhsamere Arbeits-

plätze oder solche, wo man mit Gratifikationen rechnen konnte, aber man gehörte nicht mehr zum Haus. Dafür bekam man ein kleines Grundstück, auf das man einmal ein Häuschen bauen konnte. Für sowas mussten Zugewanderte viele Jahre arbeiten.

Auch das Personal konnte sich Häuschen leisten, und als Gratifikation zum fünfundzwanzigjährigen Arbeitsjubiläum bekam man sogar doppelt soviel Grund wie aus dem Haushalt ausgeschiedene, nun gut, mageren Grund mit so vielen Steinen, dass man die Erde erst machen musste, aber sowas war eher einmal für die Kinder, wo man doch in einem der Personalhäuser, nach Funktion abgestuft, eine kostenfreie Dienstwohnung hatte und danach, wenn man niemanden hatte, ein Zimmer in der «Versorgung», wie das Haus der ganz Alten hiess. Stolz auf den eigenen Grund aber war man, und in der sommerlichen und herbstlichen Freizeit, die man sich immer noch abknapsen konnte, machte man Erde. Man holte von den Bauern Ernteabfälle, was gegen ein paar Flaschen vom Weindeputat ja leicht ging, und schichtete lange Komposthaufen auf, und diese Erde war so kostbar, dass man manchmal, natürlich nur irrtümlich und im Eifer, in einen nachbarlichen Komposthaufen geriet. Es war ja nur für die Kinder oder weil das Bierdeputat in den Kopf gestiegen war.

Und an den Wochenenden machten sie Ziegel. Die hiessen Schlackenhohlziegel, denn um das Dampfkesselhaus in der Fabrik lagen viele Schlacken, und die kamen hinein. Der Schmied hatte für die Ziegel vierzig Formen gemacht, und die gehörten allen, die ein Haus bauen wollten, also meistens gut zehn Leuten, und die losten aus, wer wann drankam, auch an die handbetriebene Mischmaschine. In der wurden die Schlacken mit einem dicken Zementmatsch gemischt, das kam dann in die Ziegelformen, und hatte man die am Sonntag vormittag

statt der Messe gemacht, waren sie nach dem Fussballspiel so weit, dass man sie aus der Form nehmen und zum Weiterrocknen hinlegen konnte und die Formen für den Montag Abend neu füllen. War das Wetter gut, machten die Männer an jedem Abend Ziegel, da auch die anderen welche machen wollten, es aber keinen Sinn hatte, die Formen und die Mischmaschine hin und her zu fahren. So bekamen die Männer in einem Jahr genug Ziegel zusammen, dass sie im Herbst Fundamente giessen und im nächsten Frühling zu bauen beginnen konnten, wobei natürlich wieder alle zusammenhalfen, der ausgelosten Reihe nach.

Jetzt war Herr Mandi mit dem Ziegelmachen dran, und da er sehr fleissig war, hatte der Grossvater dem Schmied erlaubt, noch vierzig Ziegelformen zu machen, damit Herr Mandi schneller damit fertig sei oder ein grösseres Haus bauen könne. Und obwohl noch Frostgefahr war, legten Herr Mandi und die Seinen los. Es war schön, ihnen zuzusehen, und sogar Grossmutter kam einmal mit ihrem Stock vorbei, den sie seit dem Winter zum Spaziergehen benutzte.

Man hatte sich daran gewöhnt, dass sie alles schlimm und dumm fand, denn dazwischen erzählte sie sehr interessante Sachen. Mit Grossvater konnte man noch weniger reden als früher, obwohl er weniger zu tun hatte und weil er sich darüber ärgerte. Den ganzen Tag hinter seinem Schreibtisch sitzen war ihm langweilig, aber er konnte auch nicht mehr reiten oder radfahren, und das machte ihn grantig. Er benutzte jetzt den Spazierstock seines Grossvaters und ging auch noch jeden Tag durch die Gärtnerei und die Ställe, aber er sagte, das würde jetzt ohnedies alles auch ohne ihn laufen, und wegen der Lage würde sich auch alles ohnedies nicht rechnen, und er fühle sich in seinem Teil des Hauses wie ein Gefangener, weil er die anderen Trakte und den

Park gar nicht sehen wolle, um nicht sehen zu müssen, wie die Russen dort hausten. Manchmal sagte er auch, er finde es gemein, dass keiner seiner alten Freunde mehr lebe, aber das sei die gerechte Strafe des Schicksals dafür, dass man so alt geworden sei.

Das Kloster aber war noch langweiliger, und das lag nicht nur an den Patres und ihrem Regiment, sondern auch an den Jungen. Sie interessierte am meisten, was die Patres «Unkeuschheit» oder «Unzucht wider die Natur» nannten, ausser wenn sie spielten oder rauften, aber auch dann, denn dabei griffen sie einander am liebsten an die Hose und sagten «Au» und kicherten. Man hatte ja kein Häschen mehr, sondern einen Schwanz, und das schien alle am meisten zu interessieren, weil das streng verboten war und man aus dem Internat flog, wenn ein Pater davon Wind bekam. Am schlimmsten war, mit dem Schwanz zu spielen, was «wixen» hiess, weil das Gott so zornig machte, dass er den Jungen das Rückenmark verkümmern liess, wie der Suderer immer sagte, aber die Jungen wixten trotzdem, und das wurde immer schlimmer, je älter sie wurden. Dann sagten sie höchstens: Es lebe hoch die Onanie, sie stärkt das Hemd und schwächt das Knie. Manche hatten aber auch an einem Türpfosten eine Kerbe angebracht, wo sie nachmessen konnten, ob sie vom Wixen tatsächlich kleiner geworden seien, aber das passierte keinem. Auch der Junge wuchs, was er vor allem an seinen Jacken und Hosen merkte. Aber es störte ihn, dass alle Jungen nur an den Schwanz denken konnten, was schon dabei anfang, dass sich, wenn man pinkeln musste, immer ein Junge daneben stellte und genau zusah. Das waren immer die Gleichaltrigen, und dabei hatte man gar keinen besonderen Schwanz. Sie sagten nichts, aber sie glubschten, und manchmal hörte man sie im Schlaftaal über die Schwänze von irgendwem

anderen tuscheln. Mit der Zeit gewöhnte man sich an, zum Pinkeln in ein geschlossenes Klo zu gehen, aber dann guckten sie oft unter der Tür durch oder durch ein Loch in der Holzwand aus der nächsten Klozelle.

Die Alteren benahmen sich etwas anders, und man merkte nicht immer gleich, worauf sie hinauswollten. Dingo zum Beispiel war zwei Jahre älter, und man mochte ihn, weil er selten herablassend war und das Kloster sehr gut kannte, nämlich alle seine Geheimwege. Man hatte das Kloster ja nicht so ordentlich gebaut, wie es von aussen aussah, sondern immer nur an und um, und dadurch gab es Treppen oder Korridore, die manchmal nirgendwohin führten, manchmal auf das Dach der Kirche oder oft in vergessene Gewölbe. Einmal sagte Dingo, er wolle einmal versuchen, in die Gruft zu kommen. Dazu musste man erst in den Klausurhof, wo eigentlich die Mönche wohnen sollten, aber dort wohnten kaum mehr welche, denn die jetzigen hatten sich grössere und bequemere Räume in anderen Teilen des Klosters genommen. Von dort ging es auf den Dachboden, aber der war nicht sehr interessant, weil er noch vom Krieg her entrümpelt war, was man wegen der alliierten Brandbomben hatte tun müssen. Nach einer Weile war links eine Blechtür zu einem kleineren Dachboden, von dem aus man schon das Dach über der Kirche sah, aber rechts war eine kleine, finstere Wendeltreppe, und von dort, meinte Dingo, müsse man eigentlich in die Gruft hinunterkommen. Die Treppe war sehr finster und schmutzig, aber Dingo hatte einige Streichhölzer mit, und man konnte ja tasten. Doch nach vielen Stufen war die Treppe halbhoch abgemauert, das sah man im Licht eines Streichholzes. Dingo wollte über die Mauer klettern, doch dann blieb er kurz auf ihr sitzen und kam wieder herunter. Er sagte, er habe sich die Eier angeschlagen, und das tue sehr weh. Dabei flüsterte er,

aber der Junge sagte zurück, dass hier ohnedies kein Pater oder anderer Junge einen hören konnte. Nach einer Weile sagte Dingo, ihm tue alles weh, denn wenn man sich die Eier anschlage, bekäme man einen furchtbaren Steifen, und das sei sehr schmerzhaft. Der Junge sagte nichts und blieb stehen, aber Dingo sagte dasselbe noch einmal. Man wartete ab. Dann nahm Dingo in der Finsternis die Hand des Jungen und hatte seinen Steifen ausgepackt. Er sagte, das einzige, was dagegen und gegen die Schmerzen helfe, sei wixen, und ob der Junge ihm dabei nicht helfen wolle, wo doch der Unfall seinerwegen geschehen sei. Das sah der Junge ein, aber er musste die ganze Arbeit machen, während sich Dingo auf ihn stützte. Als man dann durch den dämmrigen Dachboden zurückging, fühlte man sich aber von Dingo etwas verarscht, weil man die Geschichte mit den angeschlagenen Eiern nicht mehr so recht glauben wollte.

Ein paar Tage später war dann alles klar, denn Dingo zeigte dem Jungen den Keller unter dem Turnsaal. Der sah schon komisch aus, denn er war ein barockes, stuckverkrustetes Riesengewölbe, in das der Rundlauf und die Kletterstangen nicht recht passen wollten, aber man mochte ihn nicht, weil er so stank. Die Keller darunter stanken auch, aber anders und so, wie feuchte Räume riechen, die man nie gelüftet hat. Es war nicht einfach, da hinunterzukommen, denn die Wendeltreppe dorthin begann hinter einer kleinen Tür zwei Stockwerke höher, die verschlossen aussah, sich aber mit einem Nagel öffnen liess. Der Keller waren drei Gewölbe und hell, weil sie über den Felsen des Klosters gebaut waren, und dort hatte man viele Sachen hingetan, die man nicht brauchte, von Schulmöbeln angefangen bis zu vielen Papiersachen, die aufgrund der Feuchtigkeit etwas stanken. Dingo zeigte dem Jungen ein Fenster, das konnte man öffnen, wenn man auf einen Stuhl stieg, und draussen begann,

einen Meter tiefer, der Felsen des Klosters. Dingo stieg hinaus, aber dem Jungen war es draussen zu heiss, und in einer Ecke hatte er einen Haufen alter Soldbücher entdeckt. Schon im zweiten, das man aufschlug, las man den Namen des Dorfes, und es gehörte dem ältesten Sohn des Tischlers, der im Krieg geblieben war. Eigentlich war er nicht im Krieg geblieben, sondern er wollte danach über die Enns, um bei den Amis in Kriegsgefangenschaft zu geraten, und die hatten ihn und viele Kameraden mitten im Fluss abgeschossen. Das hatten die Leute immer erzählt, und da waren noch andere Soldbücher von seiner Kompanie, aber man hatte keine Vorstellung, wie sie hierhergekommen waren. Man steckte das Soldbuch aus dem Dorf ein und nahm sich vor, es nächstens den Eltern zu bringen, damit die eine Erinnerung an ihren Sohn hätten, als Dingo wieder hereinkam und das Fenster schloss. Er hatte sich wieder die Eier angeschlagen, aber die Soldbücher waren sehr viel interessanter. Dann redete Dingo wieder von Schmerzen, packte seinen steifen Schwanz aus und bat den Jungen, ihm zu helfen. Man sagte, dass man jetzt keine Lust dazu hätte, und Dingo wurde zornig. Er würde doch auch alles für den Jungen tun, und dass ihn die anderen Jungen in Ruhe liessen, sei auch sein Werk, und da könnte man doch eine kleine Gegenleistung verlangen. Der Junge tat, als höre er zu, und Dingo redete weiter und weiter, bis sein Schwanz wieder umfiel. Dann sagte der Junge, der Unfallständer sei doch von alleine vergangen, und Dingo machte seine Hose zu und sagte, er habe jetzt auch keine Lust mehr. Man hatte keine gute Laune, als man aus dem Keller ging, und das war das letzte Mal, dass einem Dingo einen Geheimweg zeigte.

Auch im Schlafsaal hörte man oft Flüstern und Tuscheln, oder man sah, wie ein Junge zum Bett des anderen schlich, aber das war langweilig. Einmal in der

Nacht kam auch ein Junge, der einen beim Abendgebet so komisch angeschaut hatte. Man wachte davon auf, dass er sich plötzlich zu einem ins Bett legte und an der Pyjamahose herumzufingern begann, aber man sagte ihm, dass man müde sei, und als er merkte, dass nichts los war, ging er auch wieder. Später hörte man, dass er anderen erzählte, der Junge sei sehr langweilig, aber das war ganz gut so, denn da wurde man in Ruhe gelassen.

Unangenehm war, dass man mit niemandem darüber reden konnte, mit den Grosseltern oder Mutter natürlich nicht, weil sie das sicher nicht verstehen und nur schlecht über den Jungen denken würden, mit den Patres auf gar keinen Fall, weil man keinem von ihnen vertraute, und mit keinem Jungen, denn die waren ja alle so und hätten einen für dumm oder noch ein Baby gehalten. Man hatte ja selbst mit seinem Schwanz gespielt, als der noch ein Häschen war, und das war damals ja auch verboten, aber jetzt hatte man einfach keine Lust mehr dazu. Aber das hätte niemand verstanden, und man hätte sich, wegen all des Aufhebens, das die anderen Jungen um die Sache machten, nur lächerlich gemacht.

Viel wichtiger war ja, für das nächste Trimesterzeugnis zu lernen, denn man wollte doch sehr gerne nach Schweden fahren, obwohl man Tante Grete nicht besonders mochte, aber wegen des üppigen Landes, von dem sie erzählt hatte. Man ärgerte sich darüber, dass man in der Volksschule nur lauter Sehr gut gehabt hatte, denn Mutter machte jetzt schon wegen einem Gut ein Riesen-theater, und die Patres waren tückisch, weil sie das wussten. Nun gut, nicht alle waren gehässig zum Jungen, aber die es waren, reichten.

Manchmal schien es aber auch, als wolle man selbst Ärger haben. Das war jedoch nicht wahr, denn man ärgerte sich über etwas, das wirklich nicht wahr war.

Da erzählte der Suderer einmal sehr lange vom Kreuz. Ein Kreuz sei nämlich nicht ein Kreuz, und wenn wer sage, er habe es mit dem Kreuz, sei das auch keines, sondern eher Blasphemie. Die meisten Kreuze seien Blasphemie, und wenn sie keine seien, dann eben Folterinstrumente. Ein richtiges Kreuz, nämlich ein gottgefälliges christliches, erkenne man daran, dass der Herr Jesus drangenagelt sei, und alles andere sei heidnisch, gottlos, eben ein Schächerkreuz. Der Junge fand das nicht richtig, denn er hatte schon viele Kreuze ohne Herrn Jesus gesehen, auf Friedhöfen, Kriegerdenkmälern oder sogar zur Erinnerung an die Volksmission, doch als er das dem Suderer sagte, schimpfte der, das sei nicht wahr, und der Junge solle gar nichts sagen, wo doch sein Vater aufgehängt worden sei, weil er zum Hakenkreuz gebetet habe. Nun hatte man aber in einem Raum, der einmal Kapitelsaal und seither mit viel Gerümpel gefüllt war, ein grosses Kruckenkreuz gefunden. Das war das Hakenkreuz der Hahnenschwanzler, aber es hatte auf jeder Seite einen Haken, denn die Austrofaschisten wollten besser sein als die Nazis. Daneben lagen auch noch bunte Plakate von der Volksmission 1937, und da war ein Herr Jesus drauf mit ausgebreiteten Armen, wie er die Welt segnet. Den schnitt man aus und fixierte ihn mit drei Reissnägeln, die früher Reisszwecken hiessen, auf dem Kruckenkreuz, und in der Pause vor der nächsten Religionsstunde stellte man ihn vor die Schultafel. Einige Schüler kicherten, andere verstanden nicht, was das bedeuten solle, aber der Suderer wurde böse. Als er in die Klasse kam, bekam er einen roten Kopf und sagte: «Das ist...!» Dann ging er aus der Klasse und machte hinter sich die Tür zu. Nach gut einer Minute kam er wieder, bekam wieder einen roten Kopf und sagte: «Das ist ja immer noch da!» Aber dann ging er vor, machte ein freundliches Gesicht und fragte: «Also, wer war das?»

Das fragte er dreimal, aber niemand meldete sich. Dann sah er den Wildhölzel an, der ziemlich weit vorne sass und ihm immer in den Arsch kroch, und fragte: «Warst das du?» Wildhölzel machte eine Grimasse, und der Suderer folgte ihr. Dann blieb er vor dem Jungen stehen und sah wieder den Wildhölzel an. Als er den Jungen fragte: «Du warst es?», stand man auf und sagte ja, weil man wusste, dass der Wildhölzel einen denunziert hatte. Der Suderer nahm das bejesuste Kruckenkreuz und ging damit aus der Klasse. Nach einer Weile kam er ohne das, aber mit dem Hausknecht wieder, und dann hielt er eine längere Rede, die aber ziemlich einfach war, denn die ging darum, dass der Junge ein Gottesfeind sei, und dass ihn der Teufel nicht nur mit Stottern, sondern auch mit Gehässigkeit geschlagen habe, und dass er deshalb jetzt in den Karzer und am Nachmittag vor das Konzilium käme, denn schon der Herr Jesus habe gesagt, wenn einen ein Auge ärgere, solle man es ausreissen.

Man hatte zwar schon vom Karzer gehört, aber ihn noch nie gesehen. Er war gar nicht so, wie man ihn sich vorgestellt hatte, sondern ein langes, schmales Kabinett auf dem Weg zum Klausurgang, an dessen Tür man schon oft vorbeigegangen war. Vor dem Fenster war ein Gitter, aber alle Fenster in diesem Trakt waren vergittert, weil es von aussen zu ihnen nicht sehr hoch war, und drinnen waren ein kleiner Tisch und zwei Stühle, und alles war sehr alt und wacklig. Auch die Wände waren schon sehr lange nicht gestrichen und grau, und auf sie war viel gekritzelt. Man stellte sich einen Stuhl zum Fenster, musste ihn aber vorher mit dem Taschentuch abstauben, und hatte bald in einem nahen Baum gesehen, dass dort Vögel brüteten. So verging die Zeit. Die grosse Pause hörte man, da es im Spielhof sehr laut wurde, und dann versteckten sich die Vögel, weil einige grössere Jungen in die Ecke gingen, wo auf der anderen Seite

der Mauer der Baum stand, und rauchten. Zu Mittag brachte der Hausknecht, Herr Ludwig hiess er, einen Teller Suppe und sagte, den Jungen habe es wohl schlimm erwischt. Er hatte immer einen Flachmann eingesteckt, aus dem er oft trank und der nie leer wurde, aber den Jungen mochte er anscheinend, weil der zu ihm immer Herr Ludwig sagte, wie er es bei den Grosseltern gelernt hatte, und nicht einfach Ludwig wie die anderen Jungen. Herr Ludwig sagte, dass alle Patres auf den Jungen ganz böse seien, und dann bot er ihm seinen Flachmann an, damit er sich für das Konzilium stärke. Im Flachmann war Trester, der in Österreich Trebener hiess, und der schmeckte so scharf, dass man nach zwei Schlucken etwas Suppe essen musste, aber Herr Ludwig sagte, man solle noch zwei Schluck nehmen. Dann ass man die Suppe auf, und als er mit dem Teller gegangen war, fühlte man, dass man angenehm duselig wurde.

Als einen dann Herr Ludwig nach langer Zeit zum Konzilium führte, war das im Konferenzzimmer neben der Direktion, und auf der Pendeluhr dort sah man, dass es kurz nach drei war. Die Patres und die zivilen Lehrer des Jungen sassen alle da und sahen wichtig drein. Dann räusperte sich Pater Columban, und damit erklärte er das Konzilium für eröffnet. Man mochte Pater Columban, weil er sehr stark zitterte und so wenig in der Hand halten konnte, dass er sogar einmal den Messwein verschüttete, als er Messe lesen wollte, und er war einer der wenigen Patres, die den Jungen nicht Stottertrottel nannten. Dann erzählte der Suderer, was man ohnedies wusste und dass der Junge einen erschreckenden Akt von Blasphemie begangen habe, der nicht hart genug bestraft werden könne. Danach fragte Pater Columban, was sich der Junge dabei gedacht habe, und der Junge erzählte, dass Pater Bonaventura in der vorletzten Stunde erzählt hatte, jedes Kreuz ohne den Herrn Jesus drauf sei Gottes-

lästerung, und niemandem fiel auf, dass er einmal Pater Sudnaventura gesagt hatte, sich aber schnell verbessern konnte. Und er erzählte vom Kreuz der Volksmission an der Stadtpfarrkirche unten, an das man auch keinen Herrn Jesus genagelt habe, und dass Pater Bonaventura gesagt habe, das Hakenkreuz sei des Teufels, aber das Kruckenkreuz gottgefällig, weil... Da wurden Pater Romuald und Pater Christoph etwas unruhig, und Pater Columban fragte, ob das Pater Bonaventura so gesagt habe, und man sagte, dass man das nur so habe verstehen können, und deshalb habe man das getan, und das sei kein Machwerk, sondern ein Kreuz, weil der Herr Jesus drauf sei. Aber da hörte dem Jungen schon niemand mehr zu, denn Pater Romuald und Pater Christoph stritten sehr laut mit Pater Bonaventura und Pater Coelestin, dass sowas doch nichts für Kinder sei, und Pater Richard sagte, er könne das nicht mehr mit anhören, und das gehe den Jungen doch gar nichts an, und die weltlichen Professoren und Pater Thomas sagten gar nichts, und der Junge war froh, dass man ihn gar nicht mehr bemerkte. Als der Zeiger auf der Pendeluhr schon sechs Minuten weitergetickt war, wurden die Patres ruhiger. Pater Columban hatte die ganze Zeit versucht, die Klingel, die vor ihm stand, in die Hand zu bekommen, und als er sie dann endlich läuten konnte, fragte er den Jungen, woher er denn das Kruckenkreuz habe. Der Junge sagte, dass es im alten Kapitelsaal auf einem der Altäre gelegen hatte, die dort für das Fronleichnamfest herumstanden, und das war ein wenig geflunkert, denn es hatte hinter einem Altar gelegen, aber Pater Columban sagte, der Raum gehöre doch verschlossen, und dazwischen begannen Pater Romuald und Pater Bonaventura wieder zu streiten, aber dem Jungen wurde gesagt, er dürfe nicht wieder in verbotene Räume gehen, und so ein – Pater Columban dachte lange nach und sagte

dann doch – «Unfug» dürfe nie mehr geschehen, Unfug, obwohl der Herr Jesus drauf war, und jetzt solle der Junge gehen.

Am Flur wartete Herr Ludwig und fragte, wie es ausgegangen sei und ob er den Jungen wieder zum Karzer bringen solle, aber das wusste man ja selbst nicht. Herr Ludwig klopfte an das Konferenzzimmer, in dem es immer noch nicht ruhig war, und als er herauskam, sagte er dem Jungen, es sei alles vorbei und er habe wohl Glück gehabt. Man ging und setzte sich an seinen Platz im Museum, wo ein älterer Schüler Aufsicht hatte, weil Pater Thomas noch im Konzilium war. Als der dann kam, sagte er nichts zum Jungen, und danach war Spaziergang.

Das Zeugnis des Sommertrimesters war besser als die bisherigen. Von den Patres Romuald, Columban und Christoph hatte man Gut bekommen, in Musik und Zeichnen hatte man Sehr gut, in Mathematik und Betragen eine Drei, und in Religion Genügend. Das war, man spürte es, zwar nicht gut, aber gut genug für Schweden. Man wusste nicht, wenn man darüber nachdachte, ob man wirklich dorthin wollte, aber man war sehr froh, vom Kloster mit seinen Patres und Jungen wegzukommen, egal wohin, je weiter, desto besser, und Schweden sollte ja sehr weit weg sein.

Obwohl Mutter mit dem Zeugnis gar nicht zufrieden war, bezankte sie den Jungen nicht lange, denn im Gasthaus wurde ein Badezimmer eingebaut, in eines der Dienstmädchenzimmer, für das kein Dienstmädchen mehr da war und das im ersten Stock neben dem Klo und der Wasserleitung lag. Herr Mandi hatte bei den Grosseltern zwei Schubkarren Kacheln gefunden und machte sie an die Wände, denn er konnte alles, und dann durfte man vier Tage lang nicht hinein, da es seit dem

Krieg damals ja keinen Schnellbinderzement mehr gab. Dann kam der alte Badeofen der Grosseltern, denn die hatten sich kurz vor dem Krieg einen Boiler angeschafft, und eine Emaille-Badewanne, die auch schon alt war und an einer Ecke angeschlagen, aber es gab ja nichts, und die Armatur hatte Herr Mandi bei den Russen organisiert. Als alles fertig war, sah es schön bunt aus, wie ein Album durch alle hygienischen Räume im Haus der Grosseltern, denn was dort einmal an Kacheln übriggeblieben war, war jetzt an den Wänden, und Mutter freute sich über ihr erstes eigenes Bad seit dem Krieg. Der Junge freute sich auch, denn das war viel besser als die Duschen im Internat, bei denen man immer die Unterhosen anbehalten musste, weil die Patres es so wollten, und alle Jungen immer nachsahen, wie gross der Schwanz des anderen sei.

Die Reisepässe hatte Mutter schon nach Ostern beantragt, aber die Behörden liessen sich Zeit, weil Reisen ins Ausland ein Luxus waren und man in Österreich keine Papiere ausstellen wollte, ausser bei richtiger Parteizugehörigkeit. Vielleicht dachte die Behörde, wenn sie nur lange genug nichts tat, dass Mutter dann doch nicht verreisen wolle, aber Mutter war hartnäckig, und zwei Tage bevor die Reise losgehen sollte, bekam sie die Pässe dann doch. Die Fahrkarten waren schon lange da, eine ganze Menge, da man für Deutschland drei brauchte und für Dänemark und Schweden auch eine. Und dann musste man furchtbar oft umsteigen. Oft stand der Zug sehr lange auf freier Strecke, weil es sehr heiss war und deshalb immer wieder Gleisbruch gab, und so dauerte die Reise viel länger als vorgesehen, nämlich fast zweieinhalb Tage. Das lag auch daran, dass die Bahn Umwege machen musste, denn Deutschland war jetzt mehrere Länder, und die der westlichen Besatzungszone hatten gerade neues Geld bekommen, was die Russen

ärgerte, und nun ärgerten die Russen die Reisenden und liessen sie nicht durch ihr Deutschland fahren. Mutter aber sagte, das mit dem neuen Geld sei gut, und sie wolle bei der Rückreise bei der Deutschen Bank nachsehen, was aus ihrem geworden sei. Dazwischen aber war es sehr langweilig, denn es gab keine Speisewagen, und nur in den grösseren Städten lief ein Mann den Bahnsteig entlang und verkaufte aus einem Karren heisse Würstchen. Es gab nichts anderes, und in Hannover nicht einmal das, weil der Zug gerade abfuhr, als der Mann zum Fenster kam. Dafür sah man sehr viel Lüneburger Heide, denn dort stand der Zug wegen eines Gleisbruchs vier Stunden, und man durfte aussteigen, weil es so heiss war, doch Schatten war dort auch kaum. Von Lübeck sah man nichts, aber bald danach rechts das Meer. Man hatte es noch nie gesehen und war sehr gespannt darauf, und dann tauchte es hinter der Landschaft und den Dörfern als dunkelblauer Streifen auf, nur manchmal, denn oft war es weg und lange nicht zu sehen. In Grossebrode aber war es, und da man die Fähre verpasst hatte und die nächste erst in zwei Stunden kam, hätte man es gerne angesehen, aber man war zwischen Eisengittern, die sich Zollabfertigung nannten, und bekam als Trost eine Limonade.

Dann kam das grösste Schiff, das man je gesehen hatte, und es hiess «Kongen Frederik». Man sah es schon lange kommen, und es war sehr aufregend, als es am Ufer festmachte, denn das war kein Ufer, sondern ein Kai. An der Seite des Schiffes war ein Steg, und über den kamen viele Leute auf die andere Seite des Gitters, denn dort war die deutsche Zollabfertigung, aber viel aufregender war das Hinterteil des Schiffes, denn das schiss einen ganzen Zug und etliche Autos auf den Kai. Einige Möwen flogen herum, die man aber schon von Hamburg kannte, und man hatte sich ganz vorne an das Gitter gedrängelt,

weil man endlich das Meer sehen wollte. Man sah nur ein ganz kleines Stück, und das war schmutzig mit vielen Quallen, die man aus den Büchern kannte, und nur in der Ferne sah es sauber aus. Fast alle Leute waren in die deutsche Zollhütte gegangen, und am Steg hielten zwei Matrosen eine dicke Frau zurück, die sehr laut war. Sie sollte mit dem Schiff wieder zurückfahren, damit sie noch mehr trinken könne, und eine Frau sagte dem Jungen, das sei eine Schwedin. Sie hielt eine Zigarre in der Hand und sagte sehr viel, und die Matrosen lachten, weil sie eine Tagesausflüglerin war, da Alkohol auf dem Schiff sehr viel weniger kostete als in Schweden. Hinten wurde der Zug in das Schiff' geschoben, die Frau war sehr laut, und man sah seine erste Schwedin. Als dann das Gitter geöffnet wurde und die Leute in das Schiff durften, wurde sie abgeschleppt, weil sie die Leute anpöbelte, aber vorher kotzte sie noch in das Meer und auf einen Matrosen. Da lachten die nicht mehr, aber die anderen Leute.

Endlich konnte man auf das Schiff' gehen, und Mutter sagte, die Seereise würde über zwei Stunden dauern. Man könne sich also das ganze Schiff' ansehen, aber vorerst solle man an der Reling stehenbleiben und zusehen, wie das Schiff' ablege. Dort müsse man aber ganz ruhig stehen bleiben, da Mutter in den Bauch des Schiffes gehen wolle und nach dem Gepäck sehen. Also blieb man stehen und sah zu, wie unten Seile abgewickelt wurden, und dann tutete das Schiff, aber das war weit oben, und der Kai entfernte sich allmählich. Die Möwen aber flogen mit dem Schiff, da ihnen einige Leute Kekse zuwarfen, und die fingen sie im Fluge auf. Schräg hinter einem lag die besoffene Schwedin in einem Liegestuhl, sah aus, als ob sie schlief, und gelegentlich guckte ein Matrose nach ihr, der jetzt Steward hiess. Einmal wachte sie auf und kotzte wieder. Der Steward schimpfte

auf dänisch, die Schwedin fiel in den Liegestuhl zurück, und ein anderer Matrose kam mit einem Eimer und wischte alles auf. Plötzlich war Mutter wieder da. Sie hatte eine Leinentasche bei sich, und nun durfte man das Schiff sehen. Zuerst ging Mutter in einen grossen Raum, in dem man zollfrei einkaufen konnte. Dort waren sehr viele Leute und noch mehr Alkohol, Marken, von denen Mutter sagte, dass man sie nicht einmal alle vor dem Krieg bekommen hätte, und, wo nun die Russen waren, schon gar nicht. Es schienen alle Leute von den Russen zu kommen, denn sie kauften wie verrückt, aber Mutter sagte, das müssten Dänen oder Schweden sein, denn die hätten Geld und sie würden es ausgeben, weil hier alles billiger sei als auf dem Festland. Sie kaufte zwei Flaschen wirklichen Cognac für Tante Grete, weil die sie bestellt hatte, und für sich eine Packung Zigaretten, denn seit sie nicht mehr Sängerin war, rauchte sie gelegentlich, weil sich das für eine Dame gehörte. Dann ging man in einen sehr grossen Raum, in dem auch sehr viele Leute waren, und dort musste man am Eingang bezahlen wie in einem Kino. Mutter bezahlte fünf dänische Kronen, und das waren ganze zwanzig Schilling, und sagte, der Junge sei noch nicht zehn, damit er umsonst mitkonnte, und drinnen war ein Buffet, wie man es noch nie gesehen hatte. Die Platten waren noch viel voller als bei der Protzenhochzeit der Fleischhauer im Gasthaus, und die Wurst war so rot, wie man es auch noch nie gesehen hatte, aber Mutter sagte, das sei Farbe. Da waren viele Haufen Beefsteak tatare und auf jedem ein Zwiebelring mit einem Eigelb drin, grosse Schüsseln mit Matsch, das sich Salat nannte, aber kein grüner Salat aus dem Garten war, sondern aus Fisch mit Drumherum, unglaublich viel Butter in noch mehr Röllchen, helles Brot, das pappig schmeckte, aber sein musste, da alles auf dänisch «Butterbrot» hiess, und Räucherfischarten,

die man noch gar nicht kannte. Und von all dem konnte man nehmen, soviel man wollte, denn man hatte ja Eintritt bezahlt. Während man sich die Teller füllte, sagte Mutter ganz leise, dass man hier sehen könne, was es heisse, einen Krieg verloren zu haben. Deshalb holte sie nach einer Weile einen neuen Teller, und man selbst ass auch sehr viel, denn die Bahnfahrt hatte sehr lange gedauert, und es hatte nur Würstchen gegeben, Nachkriegswürstchen, wie Mutter sagte. Für Getränke aber musste man viel Geld bezahlen, und deshalb ging man auf die Toilette, die aussen neben der Kasse war, sagte, dass man erst klein und dann wieder zurückmüsse, weil drinnen die Mutter sei, trank viel von dem Leitungswasser, das stark nach Chlor schmeckte, und dann ging man wieder ans Buffet.

Später war man so satt, dass man gar nicht viel mehr vom Schiff sehen wollte, erst als es in Gedser anlegte, und dann war es schon dämmrig. Mutter sagte, dass es hier viel später dämmere, denn im Sommer hätte der Norden mehr Licht, aber man war froh, dass man nach der Passkontrolle wieder in den Zug konnte, den das Schiff ausgeschissen hatte, und von Dänemark sah man gar nichts. Als man wieder aufwachte, hiess es, man sei im Kopenhagener Hauptbahnhof, und da war es schon finster und die letzte Fähre nach Schweden längst abgefahren. Die nächste sollte erst am Morgen um sieben gehen, also gab man das Gepäck in die Aufbewahrung, um sich Kopenhagen anzusehen. Dort war aber nichts los, nur auf der Strasse, die gerade vom Hauptbahnhof wegführte, links, und dort waren Lichter, eine Kassa, und Mutter sagte, das «Tivoli» sei sehr berühmt. Man durfte aber nicht hinein, weil man noch zu jung war und bald Feierabend sei. Die Strassenbeleuchtung war so sparsam, dass man fast nichts sah, doch ein grosses Gebäude sollte das Rathaus sein, denn es bekam etwas Licht von einem

Hotel auf dem Platz. Dann ging man wieder zurück und versuchte, es sich auf den grünledernen Bänken des Wartesaales bequem zu machen. Es waren nicht viele Leute dort, und die hatten alle die Fähre verpasst, doch als man einschlafen wollte, machte das «Tivoli» zu, und dann kamen viele betrunkene Leute, die sehr laut waren. Zwei Bänke zur Tür zu hatte sich ein Schweizer Student hingelegt, der sehr schmal und höflich war, doch nun kam ein Hüne, der aussah, wie man sich einen Seebären vorstellte, gab einen Grunzlaut von sich und wischte mit einer Handbewegung den Schweizer von der Bank. Der wachte davon auf, konnte sich aber nicht gegen den Seebären wehren, und in einer anderen Ecke wurde wieder gekotzt. Nach einer Weile kam dänische Polizei und eine Trillerpfeife, später noch viel mehr, und dann schmissen sie alle Besoffenen aus dem Wartesaal und sprachen sehr viel Dänisch. Eine Frau übersetzte, dass jetzt aufs Klo gehen solle, wer noch müsse, denn dann würde man den Wartesaal bis fünf Uhr zusperren, und so sah man auch noch die Kopenhagener Bahnhofstoilette.

Das war Dänemark, und das war eigentlich sehr schade, denn man hatte zur Vorbereitung darüber gelesen, was man bekommen konnte, und sich das ganz anders vorgestellt. Hamlet war sehr viel weiter im Norden, und sein Schloss hiess in Wirklichkeit Kronenborg, und es gab in Dänemark viele Schlösser, die alle -borg hiessen, sogar einige in Kopenhagen und in einem sogar den König, aber man sah kein einziges und nicht einmal ein Bild vom König, auch nicht die kleine Seejungfrau, die man von Bildern kannte, nur den Bahnhofsurineur von Villcroy & Boch.

Am nächsten Tag fuhr die Fähre pünktlich, aber nur vierzig Minuten. Es gab auch kein Buffet namens Butterbrot, und die Alkoholika waren teurer als zwischen der

britischen Zone und Dänemark, weil nun Schweden nahe war, aber das hatte Tante Grete schon der Mutter geschrieben, und man sah sie schon am Anleger in Malmö ganz verrückt winken. Nach dem Zoll war man bei ihr, und sie redete grässlich viel. Sie redete bis zum Taxi und noch mehr drinnen über Malmö, von dem man alles hörte, doch das blieb links liegen, obwohl es die wichtigste Stadt Schwedens war, und dann hielt der Wagen vor dem Borgmästaregatan, der die Bürgermeisterstrasse war. Dort wohnte sie, und gegenüber war eine grosse Baustelle, die einmal das Stadttheater werden sollte, und rechts davon ein grosses, rotes Haus namens Sockerbolaget, in dem einmal Zucker gelagert wurde und jetzt Kunst. Davor stand ein Schild, das einen Maler Grünwald ankündigte, doch Tante Grete sagte, das sei nicht der Maler Grünwald, sondern ein entarteter Jude, der deshalb den Schwedenmädchen grüne Haare gemalt hätte. Das wäre schon sehr interessant gewesen, aber Tante Grete hatte keine Zeit. Dann ging man in ein graues Haus durch ein braunes Tor in einen graubraunen Flur über eine graue Treppe zu einer braunen Tür. Darüber war aus weissem Gips eine fette Meerjungfrau, die der Hausmeister gemacht hatte, weil er ein wirklicher Künstler sei, und dahinter wohnte Tante Grete.

Sie wohnte nicht allein, sondern mit einem Bankdirektor, der nicht da war. Er war ihr zweiter Mann, aber sie durfte ihn nicht heiraten, weil ihr erster Mann ein hohes Tier gewesen war und testamentarisch verfügt hatte, dass sie nicht mehr heiraten dürfe, und der Bankdirektor hatte zwei Schwestern, die keinen Mann hatten, auch schon alt waren und schrecklich fromm, und die dieses Verhältnis für einen Skandal hielten. Die sollte man am Nachmittag besuchen, denn auch sie hatten von ihrem Vater Anteile an der Bank geerbt, und man musste sich mit ihnen gutstellen, damit das Geld einmal in der

Familie bliebe. Das alles hatte man gehört und war doch noch im Flur und hatte erst die Koffer abgestellt. Dann zeigte Tante Grete die Wohnung.

Die war sehr gross, aber im Salon erkannte man vieles wieder. Vaters ererbte Schokoladetassen standen in der Vitrine, doch Tante Grete sagte, sie seien nichts wert, und Mutter sagte, das sei ihr bei klassizistischem Meissen neu. Der Junge sagte, man könne sie ja auch wieder mitnehmen, und Tante Grete wechselte schnell das Thema, denn an der Wand neben der Vitrine hingen die alten Wappenteller Vaters und auch welche von ihrem ersten Mann, der sehr viel älter war als Tante Grete und nach einer sehr, wirklich sehr harmonischen Ehe mit zwei Töchtern an einem Schlaganfall drei Tage lang gestorben sei, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Und diese Decke auf dem Tisch habe ihre ältere Tochter gestickt, als sie noch nicht verheiratet gewesen sei, mit schwedischen Folkloremotiven, aber sie habe die beste Partie ganz Skandinaviens gemacht. Und nun sei sie Witwe mit fünf Töchtern und einem kleinen Sohn und lebe bei Stockholm, aber man habe ein sehr, sehr gutes Einvernehmen, und das Mädchen bereite in der Küche schon einen Imbiss. Im Speisezimmer war die Tischdecke von der jüngeren Tochter bestickt, als die noch nicht verheiratet war, mit schwedischen Folkloremotiven, und auch sie habe eine ausgezeichnete Partie gemacht und wohne nun in einem zauberhaften Haus gleich ausserhalb Malmös auf dem Weg nach Lund und werde heute zum Abendessen kommen, und Mutter sagte, sie sei müde, weil sie in der Nacht fast nicht geschlafen habe. Dann gab es Spiegeleier mit Speck auf schwedische Art, mit vielen Sätzen von Tante Grete, und dann wurden die Gästezimmer gezeigt. Da redete Tante Grete nicht soviel, denn Mutter packte aus, und Tante Grete freute sich über den Cognac und das österreichi-

sche Bauernbrot, das sie bestellt hatte, weil es in Schweden kein anständiges Brot gäbe, und über den Schinken, denn sowas sei in Schweden sehr teuer, denn die Neutralität im Krieg habe auch ihren Preis gehabt, und das würde die Mutter schon sehen, wenn sie die Stadt sehe, aber Mutter war müde und wollte sich für eine Stunde hinlegen.

Der Junge aber hatte in der Nacht gut geschlafen und wollte sich Malmö ansehen. Tante Grete sagte, er solle nicht zu weit vom Haus Weggehen und genau auf die Uhr sehen, da man bei den Schwestern pünktlich sein solle, und sie würde gerne jemanden mit dem Jungen mitschicken, damit man auf ihn aufpasse, aber sie habe niemanden, und der Junge sagte zu allem ja, auch zum Klingelknopf, den ihm Tante Grete zeigte, und dann war er froh, allein unterwegs zu sein.

Das Stadttheater war ein Bretterzaun, durch den man in eine unglaublich tiefe Grube gucken konnte, und vor dem Sockerbolaget war ein Bild von Herrn Grünwald abgebildet, aber das hatte gar keine grünen Haare. Und wenn man die Verlängerung von Tante Gretes Strasse etwas lang und über eine Brücke ging, war man in Malmö. Das war zunächst ein Platz, auf dem nichts los war. Er hiess Gustav Adolfs torg, aber alle Könige in Schweden hiessen Gustav Adolf, und man wusste nicht, welcher gemeint war. Das wussten auch die Schweden nicht, denn sie lernten zwar in der Schule Deutsch, wollten es aber seit dem Krieg nicht mehr können, doch dann sagte ihm ein alter Mann, der dort sass, dass hier bis Mittag Markt sei, aber der bessere Markt sei auf einem anderen Platz im Süden. Er war sehr schwer zu verstehen, und in der Strasse geradeaus waren viele Geschäfte. So etwas hatte man noch nie gesehen. Die Läden schienen drinnen keinen Platz zu haben, denn alles war auf der Strasse, Kleidung, Schuhe und viele

andere Dinge, die man in Österreich zwar kannte, aber schon lange nicht mehr bekam, und die Schweden hatten so ungeheuer viel davon, dass sie es auf die Strasse schieben mussten, aber keiner nahm etwas weg. Die Leute gingen einfach vorbei; manche fassten etwas an und gingen dann weiter – so etwas wäre in Österreich undenkbar gewesen. Man sah lange zu und dann auf die Uhr. Da man noch Zeit hatte, ging man etwas weiter und sah den grünen Arsch eines Denkmalpferds, aber dann musste man umkehren. Der Rückweg dauerte viel kürzer, als man gedacht hatte, und so stand man eine Weile vor der Tür bei Tante Grete, bis es fünf Minuten vor der verabredeten Zeit war und man klingeln konnte. Tante Grete war wieder furchtbar aufgeregt und sagte, der Junge hätte sich ja verspäten können und dann wäre man zu spät gekommen, und Mutter sagte, er sei schon gut erzogen, was sie gerne zu anderen Leuten sagte, aber nie zum Jungen, und Tante Grete sagte, dass es sehr schwer sei in Schweden, anständige Blumen zu bekommen, aber sie hätte welche gekriegt, wenn auch sehr teure, und dabei hatte sie einen normalen Strauss aus Löwenmaul in der Hand, und dann ging man endlich zu den Schwestern.

Sie wohnten ein paar Strassen weiter, auch im ersten Stock und gegenüber von einem Park. Man musste sich erst an das Dunkel gewöhnen, denn sie hatten die Vorhänge zugezogen, da sie Angst hatten, von der Sonne gebräunt zu werden. Das gehörte sich nicht für sie, und mit der Zeit erzählten sie noch vieles, was sich nicht gehörte, und sie konnten es sagen, weil Tante Grete wenig sagte. Für die Blumen bedankten sie sich in einem sehr altmodischen Deutsch, das man manchmal von Bekannten des Grossvaters gehört hatte, die aber schon alle tot waren, und sie hatten mehr Falten als Gesicht. Nach einer Weile brachte ein Mädchen Tee und Petits

Fours. Der Tee schmeckte komisch, aber man bedankte sich dafür und bekam zu hören, das sei Kaffee, auf traditionell schwedische Art gebraut, und dazu tranken die Damen traditionell schwedisch angesetzten Heidelbeerlikör, dickflüssig wie Sirup. Und wenn die Schwestern von «unserem Kleinen» sprachen, meinten sie Tante Gretes Mann, der auch schon über sechzig war, aber doch sehr viel jünger, denn ihr Vater hatte lange nach dem Tod seiner Frau noch einmal geheiratet, und dabei war Onkel Nils herausgekommen, denn Schweden hatte schrecklich viel Familie, über die man andauernd redete. Aber nur während der Woche, denn der Sonntag gehörte Gott, und dem hatte man nichts zu sagen ausser in der Kirche, und man durfte sonst nichts tun. Dann hatte auch das Mädchen frei, und die Schwestern assen kalt. Tante Grete erzählte das auf dem Heimweg, denn nun redete sie wieder sehr viel, und Mutter fragte, wie man denn so fromm leben könne, ohne zum Ausgleich gehörig zu sündigen. Das verstand Tante Grete nicht und sagte, die Schwestern seien ungeheuer reich und ihre jüngere Tochter die einzige Erbin. Da war man schon bei Tante Gretes Haustür, und dann musste Mutter viele, viele Photos ansehen, während man selbst daneben sitzen und brav sein musste. Vom Vater war nur ein Kinderphoto dabei.

Am Abend kam dann endlich Onkel Nils und kurz darauf die jüngere Tochter. Onkel Nils hatte ganz kurze graue Haare und konnte nichts sagen, weil seit der Begrüssung Tante Grete und ihre Tochter ununterbrochen sprachen, aber beim Essen sagte er doch etwas, nämlich als Tante Grete sagte, dass Kalbsbraten in Schweden ungeheuer teuer sei und der wahre Luxus, da man nicht ein Gut habe wie Mutters Eltern, sagte er: «Wir können es uns leisten.» Dann schwieg er für den Rest des Abends, denn Tante Grete redete auch noch, als sich

ihre Tochter verabschiedet hatte. Schweden war sehr anstrengend.

Für Mutter war Schweden vor allem unfassbar, und Tante Grete sagte immer, es sei eben das Land, wo Milch und Honig flössen. Aber Honig mochte man nicht sehr, und die Milch floss nicht. Sie stand am Morgen in Flaschen vor der Tür, und da hatte sie niemand weggenommen, egal, wann man sie holte, aber dann war oben ein dicker Sahnepfropfen, und man musste die Flasche erst schütteln, damit die Milch fließen konnte. Gut, in das Gasthaus der Mutter kamen die Brötchen auch am Morgen, in einem Leinensäckchen an der Hintertür, damit sie die Arbeiter auf dem Weg in die Fabrik nicht sehen konnten, aber Milch oder gar Butter war undenkbar, und hier stand sie überall offen herum. Und vor den Geschäften lagen die Sachen auf der Strasse, ohne dass etwas gestohlen wurde! Schweden hatte eben keinen Krieg gehabt, nur geliefert. Das hatte sich eben ausgezahlt. Unglaublich war auch, was es auf dem Markt an Fischen gab, alle ganz verschieden, und manche sahen gruselig aus, manche komisch und einige nur dumm, weil sie die Augen oben hatten und einen quergestellten Mund. Wenn man sie briet, waren sie sehr gut, und Tante Grete sagte, der Sund sei das fischreichste Gewässer der Welt und hiesse deshalb Öresund, denn da kämen Nordsee- und Ostseefische zusammen, um sich fangen zu lassen. Am besten aber schmeckten dem Jungen kleine Heringe, die man aus stinkenden Fässern fing und die Krütsillar hiessen. Aber auch das Festland bot Interessantes, vor allem ein grosses Gelände, das Folketsparken hiess und wo am Abend viel los war, solange der Himmel nordisch grün glänzte. Da gab es Stände mit frischgebackenen Waffeln, die fett waren, da ihr Teig mit Sahne angemacht wurde, und die Fraswafler hiessen, weil man sie wirklich fressen konnte. Daneben waren grosse

offene, hölzerne Hallen, in denen die jungen Leute tanzen konnten. Die schwedische Aufforderung zum Tanz war sehr eigenartig: Der Mann stiess der Frau mit dem Ellbogen in die Rippen, dann gingen sie die Holzstufen hinauf, und während er an der Kasse zahlte – drei Tänze fünfzig Öre –, schmiss sie ihre Handtasche in eine Ecke. Da das alle Frauen taten, lag in der Ecke ein Haufen Damenhandtaschen, aber nach den drei Tänzen fand jede die ihre wieder, und sie tanzten zu Ami-Musik. In den anderen Parks, und Malmö hatte viele, standen nackte Frauen aus Bronze herum. Die attraktivste hiess Solrosen, und das hiess Sonnenblume, aber sie sah aus, als stünde sie unter der Dusche, und hatte grosse Brüste, zu denen man in Österreich Dutteln sagte, wohl als Werbung für schwedische Milch. Schön war auch ein ganz dicker Pegasus aus Stein. Er sah aus, als habe er lange im Wasser gelegen, stand aber auf einer eckigen Säule und warf gerade einen Reiter ab.

Nach einer Woche hatte Tante Grete genug von Malmö, und man fuhr nach Höllviknäs zur Sommerfrische. Nachdem man einen Tag gepackt und Tante Grete sehr viel geredet hatte, kam ihr noch lebender Schwiegersohn mit seinem Auto und lud alles hinein. Der Wagen war gross und hiess Volvo, was auf schwedisch Volkswagen hiess, aber er sah ganz anders aus als der, für den man dem Führer schon viel Geld gegeben hatte, damit er in Wolfsburg eine Wolfsschanze baue. Höllviknäs lag im Südwestzipfel von Schweden, und der war so schmal, dass man sich aussuchen konnte, ob man im Sund oder in der Ostsee baden wollte, denn zu beiden war es nur zehn Minuten Spaziergang, aber die Ostsee war sauberer. Dazwischen war Sand mit Kiefern und Ferienhäusern, denn der Ort hatte im Winter fünf Einwohner und im Sommer sechstausend. Auf einem Zipfel beim

Sund war ein Leuchtturm als einzige Attraktion der Gegend, und die Ferienhäuser sahen alle gleich aus, denn sie waren in den dreissiger Jahren aus den Kiefern gebaut worden. Die waren dazwischen wieder nachgewachsen, und ihre Nadeln piksten zwischen den Zehen, wenn man zum Strand ging. Dort wuchs Dünengras, und das war die gesamte Vegetation der Gegend, weshalb es dort nur Ferienhäuser gab und zwei Krämer, die im Sommer reich wurden. Man konnte in Höllviknäs nur baden, und als es ein paar Tage regnete, konnte man das auch nicht und las *Die Heilige und ihr Narr*, denn das war das einzige Buch, das Tante Grete in ihrem Sommerhaus hatte, und es war so langweilig und kitschig, dass man froh war, als nach zweihundert Seiten, gerade bei einer Fehlgeburt im Erker eines Schlosses, wieder die Sonne kam. Tante Grete schimpfte auf die schwedische Küche und kochte sächsisch, aber das schmeckte scheusslich, und jeden zweiten Tag kochte Mutter, und das konnte man essen. Einmal stritten die Frauen, weil Tante Grete das Gemüse ganz versalzen und zerkocht hatte, weil das sächsisch sei, und Mutter sagte, als man mit ihr zum Strand ging, dass sie Onkel Nils für seine Geduld bewundere, aber das war einem auch schon aufgefallen, und dann musste man beim Krämer unterwegs viel Limonade trinken, weil man vom Salz grossen Durst hatte.

Ganz am äussersten Zipfel des Zipfels war Falsterbo, und dorthin machte man einmal einen Spaziergang. Es sah dort nicht anders aus als in Höllviknäs, und dort war ein ganz berühmtes Lokal mit einem komplizierten Namen und einem Besitzer namens Dingsbumsson, aber -son hiess fast jeder in Schweden. Das Lokal züchtete Gänse und war auch nur aus Holz, aber innen sehr fein, was man nur sah, als man aufs Klo musste, denn man sass auf der Terrasse und sah zwischen den dünnen Brettern den Sand darunter, während Tante Grete redete. Plötz-

lich schwankte der Boden, und Tante Grete wurde still. Man dachte an ein Erdbeben, aber als man aufsah, ging eine ungeheuer grosse Frau vorüber, und hinter ihr kam ein kleiner Mann. Es mussten auch andere Leute an ein Erdbeben gedacht haben, denn es war ganz still im Lokal. Zunächst sahen alle Gäste auf ihre Teller, ob die noch da seien, und dann in den Rücken der monströsen Frau. Sie hatte ein Kopftuch um, eine grosse Sonnenbrille auf und einen Sommerpelz an, der hinten etwas abgewetzt war, und als sie sich endlich weit entfernt gesetzt hatte und alle Leute wieder auf ihre Teller schauten, sagte Tante Grete schon wieder, dass man eben in einem berühmten Lokal sei. Und Mutter flüsterte zum Jungen: «Das ist die Leander, doch davon geht die Welt nicht unter.» Dann bezahlte sie die Rechnung, die zu einem berühmten Lokal passte, und es ging wieder nach Höllviknäs.

An einem Wochenende kam am frühen Vormittag Tante Gretes Schwager, der Vater des lebenden Schwiegersohnes. Man hatte von ihm gehört, dass er ein Bauer sei, der einen ziemlich grossen Hof habe, und sein Auto stand beim Krämer, da es nicht in die schmale Gasse vor dem Ferienhaus passte, und nun holte er Mutter und Sohn ab, um ihnen etwas von Schweden zu zeigen. Er war ein grauhaariger Hüne, wenn auch nicht so voluminös wie Frau Leander, lachte viel und sprach sehr gut Deutsch, weil er in Greifswald studiert hatte. Er sagte, Mutter habe wohl etwas Erholung von Tante Grete nötig, und Mutter lachte. Sein Auto war wirklich sehr gross und innen voller Leder, und Mutter staunte auch darüber, aber man fuhr gleich los. Man sass hinten und schaute aus dem Fenster, und die Erwachsenen unterhielten sich vorne. Zunächst hatte man gestaunt, dass bei schwedischen Autos alles anders war als bei normalen und das Lenkrad rechts, aber der Herr sagte, Schweden

habe wie England Linksverkehr, und deshalb habe er gleich ein englisches Auto genommen, und plötzlich fuhr man an einer Reihe Palmen vorbei. Man war überrascht, auch Mutter, doch der Herr sagte, man sei eben am südlichsten Punkt Schwedens. Früher sei Trelleborg viel eleganter gewesen, aber nun sei der Fährverkehr mit Deutschland und Polen kaum mehr von Bedeutung, und den Leuten gehe es schlecht. Dann waren links seltsam herumstehende Steine, und die waren von den Wikingern, und daraufhin nahm man Kaffee in einer Stadt mit quietschbunten Häusern, und die hiess Ystad. Von dort sei es nicht sehr weit zu seinem Hof, sagte er, und natürlich wollte man ihn sehen. Man fuhr vom Meer weg durch eine grüne Hügellandschaft, und die Felder waren gross, denn Skane war reich, und das sah man auch an diesem Bauern. Dann kamen auf einmal viele Bäume, und dahinter war der Hof. Man sah einen Turm und dann noch einen, und alles war aus Ziegelsteinen, und dann kam dazwischen ein Riesenhaus. Die Torbogen und Fenster waren aus grauem Stein, aber alles andere aus Ziegeln, und Mutter schluckte: «Aber das ist ja ein Schloss.» – «Wir haben es schon sehr lange», sagte der Bauer. Dann fuhr er um das Haus herum in einen grossen Hof, und auf der anderen Seite der Strasse waren die Wirtschaftsgebäude. An der Einfahrt standen seine Frau und der jüngere Sohn, der den Hof einmal erben sollte, und während die Erwachsenen in das Haus gingen, konnte man sich das Auto ansehen. Es hiess Bentley. Durch das Haus ging man in einen Park mit einem Pavillon, wo gedeckt war, und man verstand nicht, warum Tante Grete auf die schwedische Küche schimpfte. Beim Dessert brachte die Dame des Hauses einen alten Programmzettel, und Mutter sagte «Oh». Dann erzählte die Bäuerin, dass sie auf ihrer Hochzeitsreise in Wien gewesen seien, und Mutter habe die Pamina gesungen.

Jetzt wollten sie dafür ein Autogramm, lange, lange nachher.

Später sah man auch etwas vom Haus, das aussah wie bei den Grosseltern, aber doch ganz anders, da die alten Möbel alte schwedische waren und die Vorfahren auch, und der jüngere Sohn zeigte dem Jungen die hundertfünfzig Kühe und die vielen Pferde. Dann fragte er den Jungen, ob er reiten wolle, und während sich die Erwachsenen unterhielten, sah man auf einem geduldigen Pferderücken etwas Schweden. Das waren viele Felder, die man bald abernten konnte, und Riesenwiesen, die schon einmal gemäht waren, mit Baum- und Gebüschrainen dazwischen, und da dies auf gemächlichen Hügeln stattfand, sah alles aus wie ein Park. Auf einem Hügelchen war ein von sechs grossen Linden umstandener Pavillon, und der war das Mausoleum der Familie. Drin war eine antikisch weisse Frau aus Marmor, der als Zeichen der Trauer ein Busen aus dem Kleid hing, und sie hielt einen Finger vor den Mund, denn man sollte nicht darüber lachen, da um den Pavillon herum kleine Steinplatten lagen und darunter die Vorfahren. Die Frau war aber nicht von Thorvaldsen, sondern die eines Kollegen. Als man wieder zurückkam, hatten die Erwachsenen Kaffee getrunken, waren bei Likören angekommen und rauchten. Der Bauer erzählte, dass es seine Schwägerin nach dem Krieg nicht leicht gehabt hätte, obwohl ihre älteste Tochter sehr gut verheiratet gewesen sei und ihre jüngere mit seinem Sohn, aber die Leute hätten sie Nazissienta genannt, weil sie ihren Mund nicht halten können. Und weil der Junge gesagt hatte, das sei sein schönster Tag in Schweden, gab es noch einmal zu essen, und die Erwachsenen tranken dazu alten Rotwein, der erst dekantiert werden musste. Erst spät am Abend, das Hauspersonal stand Spalier, wurde man wieder zurückgefahren, und dann ging es auch bald wieder nach

Malmö. Als man wieder auf der Fähre war, fand man Schweden sehr schön, war aber auch froh, Tante Grete nicht mehr hören zu müssen. Mutter sagte, sie rede eben in Feuerstößen, und der Junge hatte auch schon vom Trommelfeuer bei Verdun gehört, aber man müsse eben verstehen, dass sie in Schweden wenig deutsch sprechen könne, und sie sei eben die Schwester des Vaters, auch wenn sich die beiden nie hätten leiden können. Und der Junge solle froh sein, denn jetzt habe er wenigstens ein Land kennengelernt, das seit hundert Jahren keinen Krieg gehabt und nur geliefert habe. Für den Jungen aber war am beeindruckendsten, dass, von Tante Grete abgesehen, niemand gesagt hatte, der Junge stottere, und dass die Schweden keine Witze über ihn machten. Da fiel kaum ins Gewicht, dass man von Dänemark auch wieder nichts sah, als was man eben von der Bahn aus sehen konnte.

Hamburg, wo man am Nachmittag hinkam, hatte Krieg gehabt und sah ganz anders aus, nicht nur als Schweden, sondern auch als man es in Erinnerung hatte. Schon als der Zug in die Stadt fuhr, hatte Mutter einige Male «o Gott!» gesagt, was man von ihr schon viele Jahre nicht gehört hatte, und dann fuhr der Zug in eine riesige, schwarze Halle ein, in der es dampfte und nach Russ stank. An der Sperre wartete auf Mutter ein Herr in einem hellgrauen Anzug, der passte, aber das fiel eigentlich erst später auf, denn allen anderen Männern sass das Gewand ganz locker und war lange nicht so elegant, und die Leute waren viel schlanker als in Österreich. Der Herr hiess Sauerland, und Mutter sagte Willy zu ihm, und er behauptete, einen zu kennen, obwohl man sich überhaupt nicht an ihn erinnerte. Als man zur Strassenbahn ging, waren überall kleine Stände wie auf dem Jahrmarkt im Dorf daheim, und Onkel Willy sagte, das

seien die neuen Geschäfte, denn seit dem neuen Geld gehe es aufwärts mit Deutschland, weil alle Geld haben wollten. Auch mit Mutter sprach er viel über Geld, und dann stieg man in einer Gegend aus, die der Junge zu kennen glaubte. Aber man ging eine unbekannte Strecke an kleinen Häusern vorbei, vor denen kleine Gemüsegärten waren, und stand dann vor einem, aus dem eine kleine Frau herauskam, die Tante Else hiess, nachdem sie Mutter um den Hals gefallen war. Das war die Frau von Onkel Willy, und sie hatten das Haus nicht mehr ganz, sondern hatten nach dem Krieg auch zwei ausgebombte Familien hineinnehmen müssen, so dass sie jetzt im Hochparterre wohnten. Für die Gäste waren Betten im Salon gemacht und hinter einem Paravent versteckt, und die Sauerländer wohnten im Herrenzimmer mit Betten vor dem Schreibtisch. Dann sprach Mutter mit Onkel Willy über Geld und schien dabei sehr froh, während Tante Else Matjes mit Pellkartoffeln machte. Man hatte aber gar keinen Hunger, weil man auf dem Schiff von Gedser nach Grossenbrode soviel gegessen hatte.

Bei Tisch redeten die Erwachsenen über gemeinsame Bekannte. Herr Hagenbeck, also Onkel Heinrich, sei gleich nach dem Krieg gestorben, und Frau Meyen im Winter 45, wo es gar nichts gegeben habe, denn mit dem Zusammenbruch sei alles zusammengebrochen und die Versorgung noch viel schlechter geworden als im Krieg. Onkel Willy selbst habe die Zeiten glimpflich überstanden, denn er habe als Kaufmann schon vor dem Krieg ausgezeichnete Beziehungen zu den Engländern gehabt, einige habe er sogar schon von seinem Vater geerbt, und er habe auch genügend in der Schweiz gehabt, um die wichtigsten Schäfchen ins trockene zu bringen, und nun sei Hamburg glücklicherweise britische Besatzungszone, was bei der sprichwörtlichen Zuverlässigkeit der British Upperclass für ihn ein kleiner Segen

gewesen sei, und Mutter sagte, für sie sei es ein grosser. Sie hatte nämlich schon vor dem Krieg bei Onkel Willy Geld angelegt und im Krieg erst recht, denn Onkel Willy kannte alle Schlupflöcher und Winkelzüge eines ehrbaren Kaufmanns, und so hatte Mutter wieder Geld, obwohl sie enteignet war, also nicht sie war ja enteignet, sondern Vater, und deshalb konnte sie es fast haben, aber nur fast, und sie musste es schnell wieder anlegen, denn Onkel Willy sagte, er fühle sich schon sehr alt und wolle sich aus den Geschäften zurückziehen, aber er hätte mit einem Freund von der Deutschen Bank schon alles Dies-bezügliche besprochen, und den wolle man morgen besuchen. Dann war man müde.

Die Hamburger Innenstadt, die sich jetzt City nannte, war sehr bunt. Von vielen Häusern standen nur Ruinen, und in denen waren kleine Höhlen, die sich Geschäfte nannten. Davor waren Bretterbuden, die auch Geschäfte waren, und es gab kleine Holzdorfer, die Nissenhütten hiessen, denn Nissen waren die Kinder von der Laus. Viele Häuser wurden hergerichtet, einige waren schon wieder repariert, und der Rathausmarkt, der Adolf-Hitler-Platz geheissen hatte, war fast ganz heil. Dort hatten die Strassenbahnen einen ovalen Kreisel, und die Oberleitungen waren neu wie in Wien. Dahinter war die Deutsche Bank, und die war auch schon schön hergerichtet. Mutter sagte, man solle eine halbe Stunde auf sie warten, und so hatte man Zeit, Hamburg anzusehen. Es war aber nicht viel da. Die Strassen sahen aus wie Grossvaters Gebiss, wenn er die Zähne herausgenommen hatte – ein paar Häuser standen, andere waren Ruinen, und dazwischen waren Löcher. Ein besonders schönes war am Neuen Wall, zu dem man nur drei Minuten gebraucht hatte, und durch das sah man den Michel und, etwas weiter entfernt, das Bismarck-Denkmal. Aber Leute, die an dem Loch arbeiteten, sagten, man werde

cs bald nicht mehr sehen. Man hatte schon wieder zehn Minuten vor der Bank gewartet, als Mutter mit Onkel Willy herauskam und sehr fröhlich war. Dann ging man in einen Keller in einem fast ruinierten Haus, der nicht ruiniert war und Cölln's Austernkeller hiess, in dem es aber keine Austern gab, weil man die nicht in Monaten ohne R essen sollte. Es war auch kein Lokal, sondern kleine Räume aus Eichenholz, und man musste läuten, damit das Lokal als Kellner kam. Das war sehr höflich, und Onkel Willy sagte, dass es jetzt mit dem neuen Geld wieder sehr viel geben würde, das es lange nicht gegeben habe.

Die Leute würden glauben, dass die Egalite ausgebrochen sei, da jeder sechzig Mark bekommen habe, und dass demnächst vielleicht sogar Demokratie ausbrechen würde, aber das sei nicht so, denn mit der Gleichheit sei es gar nicht so weit her, da die meisten ihre Schäfchen ins trockene gebracht hätten und nun mit ihren verborgenen Pfunden wuchern würden. Die meisten alten Beamten seien ja geblieben, und die würden schon für strenge Zucht sorgen, und der kommende Mann werde Herr Erhard sein, denn der habe für die Nazis die wirklichen Kriegsschäden an der Industrie registriert und wisse, wie viel oder wenig es brauche, alles wieder herzustellen. Es hiesse zwar, es müsse alles neu werden, aber das gelte letztlich nur für die Betriebe, die von den Engländern demontiert worden seien, das würden dafür dann die modernsten Betriebe, und gegen die hätte dann England keine Chancen mehr. Das Wort «Wiederaufbau» sei genau das richtige, sagte Onkel Willy, denn was nicht ohnedies dageblieben sei, würde wiederkommen, ausser die Partei, aber die brauche man auch nicht, denn alle anständigen Deutschen würden ohnedies so denken, obwohl sie jetzt vorsichtig sein müssten. Der einzige Nachteil des neuen Geldes sei, dass es bald zwei Deutsch-

lands geben werde, denn Stalin werde sich von Trizonien nicht in den Schatten stellen lassen. «Das wird eine Scheidung von Rot und Blauweissrot», sagte er, und als man fragte, meinte er, man solle sich doch nur die Farben der Besatzungsmächte anschauen, und wo mehr Farben seien, habe man eben mehr Chancen.

Ganz konnte man das nicht verstehen, und man hatte ja auch genug zu tun, sein Prinzesspastetchen mit Ragout fine manierlich zu essen, was ja nicht einfach ist, da der Blätterteig splittert, wenn ihn die Gabel pikst. Man bemühte sich, weil Mutter gesagt hatte, sowas würde es in Österreich nicht mehr geben oder noch nicht oder gar nicht mehr, weil man den Krieg verloren hatte. Das stimmte aber nicht ganz, denn Blätterteig konnte die Mutter hervorragend machen und Ragout fine auch, das sehr gut schmeckte, doch Mutter sagte, mit einem Ragout sei es wie mit einer Gesellschaft, die man sich einlade, und es käme auf die Zutaten an. Ordentliche Garnelen würde man in Österreich überhaupt nicht mehr bekommen, und Worcestershire Sauce, die echte von Dings & Bums, die sie Wustcrsosse nannte, habe sie noch ein wenig von vor dem Krieg, und hier gebe es schon wieder welche, woran man sehen könne, dass Österreich den Krieg noch ein wenig mehr verloren habe als Deutschland. Herr Sauerland sagte, der Osten Deutschlands habe ihn gründlicher mehr verloren als der Westen, und derjunge dachte an die Krebse, wie man sie daheim fing und Mutter in das Ragout tat. Dazu nahm man einen ganz kaputten Rest einer Federkernmatratze, band ganz altes Fleisch hinein und legte sie in den Bach, der sauber und eine halbe Stunde mit dem Fahrrad entfernt war. Da kamen sie, weil sie schlechtes Fleisch mochten, und wenn man das Matratzengerippe schnell herauszog, kamen sie nicht mehr rechtzeitig aus den Spiralen. Da aber war das Essen endlich vorbei, und in Hamburg

schien die Sonne so heiss, dass Onkel Willy ein Schläfchen benötigte.

Da Mutter wieder viel Geld hatte, wie sie sagte, durfte man sich etwas wünschen, und natürlich wollte man zu Hagenbeck. Das grosse Tor am Ende der Strassenbahn erkannte man auch wieder, obwohl die Felsen jetzt wie Pappmache aussahen. Roma aber war nicht da und August auch nicht. Erst als Mutter einen Wärter gefragt hatte, den sie kannte, fand man August bei den Gnus, die hinter einem Zaun langweilig herumstanden. Er war sehr überrascht und sagte, der Junge sei sehr gewachsen, aber August hatte sich auch sehr verändert. Am Kopf hatte er fast keine Haare mehr, und das Gesicht war sehr schmal mit grossen roten Beulen, aber er sagte, das mache nichts und sei Krebs. Als man ihm sagte, dass er daran sterben könne, lachte er und sagte, an irgendwas würde jeder sterben. Roma sei gleich nach dem Krieg gestorben, und man habe viele Tiere schlachten müssen, weil man sie nicht füttern konnte. So redete man eine Weile, und der Junge sah auf die Sonnenkringel der Bäume, um nicht August sehen zu müssen, der so anders aussah, doch dann ging man mit August in eine Hütte, in der einige neue Kisten ausgepackt werden sollten. Er wühlte kurz in einer im Heu und holte ein rundes Ding heraus, das er «javanische Klappschildkröte» nannte. Die schenkte er dem Jungen, und sie hiess August und wurde später in der Nacht sehr lebendig. Als man sich verabschiedete, nahm August einen grossen Schluck aus seinem Flachmann. Dann hustete er, wischte sich die Augen und sagte, das komme vom Schnaps.

HAKEN

Mutter hatte in Ham-

burg wieder echtes DDT bekommen und sich sehr darüber gefreut. Sie kaufte gleich zehn der braunen, runden Pappdosen, denn sie sagte, sie sei mit sechsen durch den ganzen Krieg gekommen. Man musste ein kleines Loch hineinmachen, und dann staubte das Pulver heraus. Es schmeckte süsslich, aber nicht interessant, und war gut gegen alles.

Onkel Nils hatte dem Jungen zum Abschied ein Buch geschenkt, obwohl er nicht viele Bücher hatte, und es war in deutscher Sprache, obwohl es von einem Dänen war und Dänen nach dem Krieg kein Deutsch mehr konnten. Es war aber viel älter als der Krieg und sehr schwer zu lesen, da man lange brauchte, um einen Satz zu verstehen. Dem Autor schien es ähnlich zu gehen wie dem Jungen, der es auch schwer hatte zu sagen, was er meinte, und deshalb gab man sich Mühe, denn der Däne war sehr gutmütig und wollte darüber hinwegtrösten, was das Leben so ungeheuer langweilig machte.

Die Wiederholung, hiess es gleich am Anfang, ist ein entscheidender Ausdruck für das, was «Erinnerung» bei den Griechen gewesen ist. Gleich wie diese also gelehrt haben, dass alles Erkennen ein sich Erinnern sei, ebenso wird die neuere Philosophie lehren, dass das ganze Leben eine Wiederholung ist ...

Daher macht die Wiederholung, falls sie möglich ist, den Menschen glücklich, indessen die Erinnerung ihn unglücklich macht, unter der Voraussetzung nämlich, dass er sich Zeit nimmt zu leben und nicht schnurstracks in seiner Geburtsstunde einen Vorwand zu finden trachtet, sich aus dem Lehen wieder davonzustehlen, z.B. weil er etwas vergessen habe...

Es gehört Jugend dazu, um zu hoffen, Jugend dazu, um sich zu erinnern, aber es gehört Mut dazu, die Wiederholung zu wollen. Wer nichts als hoffen will, ist feige; wer nichts als sich erinnern will, ist wollüstig, wer aber die Wiederholung will, der ist ein Mann, und je gründlicher er es verstanden hat, sie sich klar zu machen, ein umso tieferer Mensch ist er. Wer aber nicht begreift, dass das Leben eine Wiederholung ist, und dass dies des Lebens Schönheit ist, der hat sich selbst gerichtet und verdient nichts Besseres, als dass er umkommt, was ihm denn auch widerfahren wird; denn die Hoffnung ist eine lockende Frucht, die nicht satt macht, die Erinnerung ist ein kümmerlicher Zehrpfennig, der nicht satt macht; die Wiederholung aber ist das tägliche Brot, welches satt macht und dabei segnet.

Man nahm sich also vor, das Internat nicht so schlimm zu sehen, wie es war, und man wusste, dass man sich dabei etwas sehr Schweres vorgenommen hatte. Herr Hirthentaler, dem man das Buch einmal zeigte, sagte, Kierkegaard sei doch viel zu schwer für den Jungen und er habe ihn selbst nicht gelesen, weil der ein Protestant sei, doch das reizte erst recht, denn man mochte die Katholiken nicht mehr, seit man die Patres kennengelernt hatte. Auch sie lebten ständig in Wiederholung, ihr ganzer Tag war eine mit den Stundengebeten und dem Chorgebet, und dabei glaubten sie, dass sie deshalb etwas Besseres seien und direkt in den Himmel kämen – nun ja, das hatte wohl auch Kierkegaard gemeint, obwohl der angeblich Protestant war –, aber Pater Christoph hatte einmal erzählt, wie die Chinesen einander umbringen, indem sie nämlich jede Minute einen Wassertropfen auf

den Kopf platschen lassen, nur einen Tropfen, und nach einigen Jahren wird man davon wahnsinnig und dann tot, und Pater Christoph hatte nicht erklären können, ob man von den Wassertropfen oder vom Wahnsinn stirbt. Er meinte nur, das sei egal, und die Wassertropfen würden uns lehren, dass es besser sei, kein Chinese zu sein. Das sei die wahre Demut vor dem Herrn, und doch gab es viele Chineser, denn so nannte man Trottel in Österreich.

Diesmal hatte man erst am Sonntag in das Internat müssen, weil man ja kein Neuling mehr war, aber sonst war alles wie gewohnt, und einer aus der Klasse war nicht mehr da, weil er beim Buntmetallsammeln in die Luft geflogen war. Für den musste man am Abend beten, und Pater Columban, den man am nächsten Tag sah, zitterte noch mehr als im letzten Jahr. Sonst war alles gleich, nur dass man nun eine Klasse höher war, und das war nicht viel. Grossmutter hatte gesagt, wenn einem die Wiederholungen zum Halse heraushingen, müsse man sich eben umbringen, und man dachte viel darüber nach. Es gab ja im Kloster viele Stellen, von denen man hätte hinunterspringen können, und ein besonderer Reiz war, dass dann das ganze Kloster neu geweiht werden müsste, wie der Suderer erzählt hatte, aber eigentlich lohnte es sich nicht, und man hoffte heimlich, dass alles einmal anders würde. Aber man dachte eben doch daran, denn Pater Romuald, der jetzt auch Klassenvorstand war, hatte die Jungen gefragt, wo sie in den Ferien gewesen seien. Man wollte «in Schweden» sagen, kam aber nicht über das Schw- hinaus, als er schon sagte: «In Schwachsinnigen war der Stottertrottel», und alle lachten. Dabei hatte man gehofft, im Kloster hätten sie dieses Wort in der Zwischenzeit vergessen, aber das hatten sie sich gemerkt.

Anders war, dass man jetzt in einem neuen Schlafsaal lag, gleich bei der Tür, und dass der Suderer dauernd von

einem ganz besonderen Ereignis für das Kloster sprach, dass nämlich ein neuer Pater kommen solle. Nun hatte man gelernt, dass es das Kloster schon ein Dreivierteljahrtausend gab und dass es hier immer mehr oder weniger Patres gab, aber nie keine, aber der Suderer machte darüber ein ganz besonderes Theater, und das hiess «feierliche Profess» und «Priesterweihe». Das hiess aber nur, dass jemand das feierliche Versprechen abgab, Pater werden zu wollen, und dann Pater wurde. Der Pater, der Anselm hiess und den man noch nicht kannte, hatte aber schon gesagt, dass er Pater werden wolle, und dann hatte er studiert, wie man Pater würde, und es sich nicht anders überlegt. Das also sollte gefeiert werden.

Man hatte damit viel Arbeit, denn man war in den Kirchenchor aufgenommen worden, da man beim Singen nicht stotterte, und deshalb in den Schlafsaal gekommen, wo Sopran und Alt gehalten wurden, und an vier Nachmittagen pro Woche musste man die Messe üben, die bei der Feier gesungen wurde, nämlich Haydns Mariazeller-Messe mit dem kieksigen Sopransolo im Kyrie, das aber ein anderer Junge piepte. Man hatte auch einen neuen Anzug bekommen, aus einem leichteren Stoff als aus den umgeschneiderten Anzügen von Grossvater, und der Dorfschneider hatte sich bemüht, denn Mutter hatte viel Geld aus Deutschland mitgebracht, wegen der Devisenkontrollen in ihrem Mieder versteckt. Davon hatte sich der Junge etwas wünschen dürfen, weil er in Schweden «relativ brav» war, und er hatte nur einen ganz schwitzigen Anzug mitgehabt. Allerdings hatte Pater Coelestin, als er den neuen Anzug das erste Mal sah, gleich wieder «feiner Binkel» gesagt und dann im Schrank des Jungen nachgesehen. Er fand aber nur eine halbe Haussalami, und die musste er dem Jungen lassen. Man wusste ja, dass er gemein war, doch es ärgerte immer wieder.

Die Proben für die Mariazeller-Messe waren auf andere Weise nervig. Man konnte Orgi eigentlich gut leiden, der Musikprofessor war und sich wegen des Klosters Generalmusikdirektor nannte. Er war kein Pater, sondern hatte eine Frau in der Stadt und die Geigenlehrerin des Klosters als Freundin. Das wussten alle, denn seine Frau war dick und grau, während Fräulein Lunzer rote Haare und viel Holz vor der Hütte hatte und jedesmal, wenn sie Orgi sah, ganz andere Augen kriegte, nur die Patres durften es nicht wissen, und deshalb war Orgi sehr oft nervös. Es schien so, dass er seit dem Sommer nicht so genau hörte, und auf dem Klavier hatte er sich früher schon oft vergriffen. Deshalb musste man bei ihm manchmal ein C singen und dann wieder ein D, weil er sich vergriffen hatte, aber den Ton für richtig hielt, und wenn er dann seinen Fehler bemerkte, war es wieder ein C, aber bei F und G war es oft dasselbe, und wenn Orgi dann ungeduldig wurde, wusste man nie, ob er es mit einem oder mit sich war. Wenn er es bemerkte, wurde er zornig, eigentlich auf sich, aber eigentlich auf die anderen, weil die nicht Noten lesen konnten. Manchmal korrigierte er sich auch sofort, und da er dann den richtigen Ton ganz schnell anschlug, gab das interessante Tonbewegungen, doch die waren nicht vorgesehen. Andererseits konnte man sich während der Proben mit Orgi gut unterhalten, denn das hörte er nicht und bemerkte es nur, wenn er die Mundbewegungen sah.

Und der Suderer suderte soviel von der feierlichen Profess und der Priesterweihe, dass man es gar nicht mehr hören konnte. Am Samstag davor aber machte das Kleine Museum seinen Herbstausflug, und damit Pater Thomas die gut fünfzig Jungen überblicken konnte, waren aus dem Grossen Museum noch vier Sextaner mitgekommen, die aufpassen sollten. Zuerst ging es hinunter an die Donau und dann mit der Fähre darüber. Die Fähre

hatte keinen Motor, sondern ein Seil, an dem sie hing, und der Strom trieb sie hin und her. Wie das ging, hatte Pater Richard in der letzten Physikstunde erklärt, und nun sah man es, aber es war nicht aufregend, weil es solche Fähren überall an der Donau gab und man sie ja schon kannte. Dann ging man zur Ruine Oberhaus, die sehr interessant war, denn man sah noch die Küche und einige Räume, denen aber schon der Putz fehlte, und die Kemenate war der Ziegenstall des Bauern, der in einem Haus namens Vorburg lebte. Danach ging es auf dem Hügel oberhalb der Donau zurück, und dort war ein Bauerngasthaus. Die Jungen mussten sich davor zu den Tischen und Bänken im Garten setzen, Pater Thomas setzte sich in das hölzerne Salettel neben dem Haus, wo es schattig war und er einen Aufschnitt mit Wein zu sich nahm, und die Sextaner gingen hin und her und passeten auf. Bald sprach sich herum, dass man auf dem Weg zum Klo auch an dem Extrazimmer vorbeikam, wo eine weitere Ausschank war, und dort stand die Wirtin und verkaufte. Sie hatte vor allem selbstangesetzte Liköre, deren Essenzen man kaufen konnte und mit abgekochtem Zucker und Weingeist zu Likör machte, und sie hießen Kaiserbirn, Glühwürmchen (grün), Mitternachtsgeheimnis (rot) und Parfait d'amour (lila), waren sehr billig und so süß, dass sie erst schmeckten, wenn man sie in das Bier goss, das die Wirtin auch verkaufte. Ein Sextaner war immer im Extrazimmer und passte auf, dass Pater Thomas nichts mitbekam, aber der sass im Salettel und döste, müde von Ausflug, Aufschnitt und Wein, und die Jungen durften immer nur eine Viertelstunde im Extrazimmer bleiben, damit dann die anderen auch hineinkommen konnten. Da aber Pater Thomas döste, kam jeder drei- bis viermal dran. Die Sextaner tranken viel Bier, und die letzten Flaschen brauchten sie nicht zu bezahlen, da die Wirtin sagte, sie habe ein ausgezeich-

netes Geschäft gemacht, und dann bekamen sie noch einen Hausbrand. Es war schon sechs Uhr, als sie Pater Thomas weckten, und man musste zum Abendessen wieder im Kloster sein. Der Heimweg aber dauerte viel länger als angenommen. Schon im Ort schwankten einige Jungen und fielen hin, aber richtig turbulent wurde es erst, als man durch die Felder ging, wo zwar ein leichter Wind wehte, aber es doch sehr heiss war. Pater Thomas ging voran und fächelte sich mit dem Gebetbuch Luft zu, denn er hatte doch drei Glas Wein getrunken und schwitzte sehr. Auch die Jungen hatten es nicht leicht, denn viele waren sehr besoffen, alberten herum, und einer rollte den Hügel hinunter bis fast an die untere Strasse. Zwei Sextaner mussten ihn wieder hochholen, doch sie waren ja auch nicht sicher auf den Beinen, und dann begannen die ersten zu kotzen. Pater Thomas war schon sehr weit vorgegangen und hatte gar nichts bemerkt, aber nun kam er wieder, sah die Beschercung und wurde zornig, aber das half nichts, da die Sextaner auch sehr besoffen waren. Man kam eine dreiviertel Stunde zu spät ins Kloster, ging direkt in den Speisesaal, wo Pater Thomas einen ganz roten Kopf hatte, Pater Coelestin sich fürchterlich aufregte und die Jungen wegen ihrer Sünde nur noch ein Stück Brot bekamen. Das war nicht sehr gut, denn der Junge wusste, dass man viel Suppe essen soll, wenn man besoffen ist, aber Pater Coelestin bedachte das nicht, und einigen Jungen wurde richtig schlecht.

Am nächsten Tag war dann das grosse Ereignis, aber vielen Jungen war noch vom Vortag schlecht, vor allem dem, der das Solo singen sollte, und er hatte ein ganz grünes Gesicht. So klang auch sein Solo, und Orgi war nicht glücklich. Von der Brüstung, wo Orgel, Chor und Orchester waren, konnte man nicht allzuviel von der Zeremonie am anderen Ende der Kirche sehen, wo es

um Frater Anselm ging, der nun Pater und Priester werden sollte und dessentwegen sogar der Bischof gekommen war. Vor dem lag er auf dem Bauch, und die anderen Patres standen auch drum herum und machten sehr feierlich. Der Neue hatte auch ein Messgewand um, doch das war hinten aufgerollt und wurde erst nach viel Gesang und Beterei abgewickelt. Zu Mittag gab es dann zur Feier des Ereignisses gebackene Schweineschnitzel, aber vielen Jungen war noch so übel, dass sie davon nichts essen konnten, und alle Patres sagten, das sei ein ganz grosser Tag gewesen.

Am nächsten Sonntag war dann Pater Anselms feierliche Primiz, aber das hiess nur, dass er das erste Mal selbst die Messe las, und es waren alle seine Verwandten gekommen und noch mehr Leute, denn der Suderer hatte gesagt, ein Primizsegen sei es wert, dass man dafür ein Paar Schuhe durchlaufe. Pater Anselm segnete und segnete und legte seine Hände auf alle Köpfe, doch das war feierlich gemeint, und dazu präludierte die Orgel. Am Nachmittag machte das Kleine Museum wieder einen Ausflug mit Pater Thomas, doch diesmal waren andere Sextaner dabei, und Pater Thomas gab acht, dass man an keinem Gasthaus vorbeikam. Das war aber nicht nötig, denn die meisten Jungen hatten ohnedies kein Geld mehr.

Pater Anselm hatte ein Zimmer neben den Chorknaben und sollte auf drei Schläfsäle aufpassen, damit dort keine Sünden geschahen, denn er hatte ausser Pater und Priester nichts gelernt. Er löste Frater Ansgar beim Aufpassen im Museum ab, und das war gut, weil er nicht so jähzornig war, und Frater Ansgar musste ins Krankenhaus. Später hörte man, das sei ein psychiatrisches, also eine Klapse, aber dort sei er schon öfter gewesen und nur zwischendurch im Internat, und deshalb sei er auch Frater geblieben und kein Pater geworden. So wurde

noch über ihn geredet, doch dem Jungen war das egal, denn er war froh darüber, diese Person nicht mehr sehen zu müssen.

Gleich nach Pater Anselm kam auch der Ägypter. Er war kleiner als die obere Oberstufe, obwohl er schon Mitte Zwanzig war, hatte dunkle Haut und Kräuselhaar wie ein Neger und war auch kein Ägypter, sondern ein Kopte von dort. Kopten seien gute Christen, sagte Pater Coelestin, und sie hätten es nicht leicht, weil sie unten am Nil unter lauter Heiden seien, und die könne man nicht bekehren, denn sie seien die Mehrheit. Pater Anselm hatte ihn in Wien während seines Studiums beim Beten kennengelernt, aber der Ägypter wollte gar kein Pater werden, sondern Doktor, und dafür studierte er Medizin und bereitete sich auf eine Staatsprüfung vor. Dafür bekam er ein kleines Zimmer neben der Wendeltreppe, in dem früher einmal ein Hausknecht gewohnt hatte, und Pater Coelestin sagte, das sei christliche Grossmut und klösterliche Gastfreundlichkeit, doch der Ägypter bekam dasselbe Essen wie die anderen Schüler und hiess Talat Amer.

Man bemerkte ihn kaum, denn er war sehr viel mit Pater Anselm zusammen, und wenn er nicht mit dem betete, studierte er in seinen Büchern. Sonst unterhielt er sich gerne mit Jungen, aber die mussten dunkle Haare haben, weil er ja auch solche hatte, und vor Blondes hatte er Angst, wie er einmal dem Jungen erzählte. Das war im Spielhof, als er ihn ansprach, denn man sass auf einer Bank an der Mauer und er setzte sich dazu. Er hatte eine komische Aussprache, aber man verstand ihn, und er sagte, dass er sich hier sehr einsam fühlen würde und krank sei vor Heimweh, und dass es hier immer so kalt sei und er immer nur friere. Man sagte ihm, dass es heute doch so warm sei, dass man im Schatten sitze, und wenn ihm kalt sei, brauche er sich doch nur in die Sonne zu

setzen, aber er sagte, das Frieren käme von innen, weil er ausserhalb von Ägypten so alleine sei. Dann erzählte er von einem dicken König, dem alles Land gehöre, und der sei auch gut zu den Kopten, aber auch ein Heide, und er habe viele Frauen, aber das könne man sich sonst in Ägypten nicht leisten, doch dort sei es warm und schön, und hier so kalt, und so redete er noch so viel und so lange, bis man ihm versprach, ihm nach dem Abendessen seinen Schal zu borgen.

Man hatte immer einen grossen Schal gehabt, denn ein Schal war etwas Wunderbares und konnte Wunder wirken, wenn er vom Vater war. Hatte man Bauchweh, musste man ihn nur um den Bauch wickeln, und war man erkältet, kam er um den Kopf herum. Der beste war die rote Grütze, sehr lang, rotgelb gestreift und noch von vor dem Ersten Weltkrieg. Rote Grütze hiess er, weil er aussah wie eine mit Vanillesauce, aber er war schon so oft gewaschen, dass er nicht mehr aussah wie rote Grütze, sondern eher wie gekotzte, und er hatte schon so geholfen, dass er ganz zerrissen war und zu Hause bleiben musste. Dafür hatte man den Schottenrock bekommen, der auch so aussah, wie er hiess, da er aus ganz dicker Seide gewebt war, aus Hamburg stammte und nur an einer Seite schäbig war. Wenn man die innen trug, sah der Schottenrock noch ganz gut aus, und er half fast so gut wie die rote Grütze. Den borgte man dem Ägypter, und er wickelte sich ihn um den Hals, damit er sich nicht so einsam fühle. Dann wollte er dem Jungen seine Medizinbücher zeigen, aber man hatte keine Lust dazu.

Andere Jungen interessierten sich schon dafür, denn manchmal sah man einen aus dem kleinen Zimmer kommen, und sie guckten rechts und links, damit sie niemand sah. Ab und zu kam er auch mit ein paar Blatt Papier ins Museum und zeigte sie einem Jungen, obwohl der doch gar nicht wissen konnte, ob der Ägypter rich-

tig studierte. Einmal sah man so ein Blatt auch. Darauf waren die Geschlechtsorgane von Mann und Frau, ganz schlecht gezeichnet, kein Vergleich zum Anatomiebuch bei den Grosseltern. Das sagte man auch, und da war der Ägypter enttäuscht. Dann ging er zu einem anderen Jungen, der nahe genug sass, dass man alles hören konnte. Er sagte dasselbe, und dass er ihm die farbigen Originale in seinen Büchern zeigen könne. Pater Anselm hatte Aufsicht im Museum, aber er schien nichts zu sehen und zu hören. Eine Weile nachdem der Ägypter gegangen war, sagte der Junge, dass er aufs Klo müsse, und er blieb sehr lange. Deshalb sprach ihn Pater Anselm an, und er bekam einen roten Kopf.

Am Abend, wenn man eigentlich schon schlafen sollte, ging der Ägypter immer in das Zimmer von Pater Anselm, um mit ihm zu beten, etwa für eine Stunde, und das hörte man an der Tür von Pater Anselms Zimmer, denn man schlief ja selbst bei einer Tür, und die war daneben, so dass man hören konnte, wenn sie ging und man nicht gerade schlief. Diesmal aber waren sie sehr laut. Das hörte man sogar durch die Wand, doch als man aufstand, konnte man durch die Doppeltür bei Pater Anselm auch kein Wort verstehen, nur so viel, dass sie miteinander stritten. Als sie lauter wurden und zur Tür kamen, schlich man schnell wieder in sein Bett, und gleich darauf krachten Pater Anselms Türen, wie man sie nie gehört hatte, und dann hörte man noch feste Schritte und einige Schimpfworte, die man nicht verstand, da sie wohl ägyptisch waren. Am nächsten Morgen sass der Ägypter wie immer in der Messe und danach am Frühstückstisch, aber er sah sehr ernst drein, und Pater Coelestin sagte zu ihm kein Wort, obwohl er sonst immer gerne mit ihm redete. Und beim Mittagessen war er weg. Man sah noch, wie Herr Ludwig sein Zimmer aufräumte, aber vom Ägypter war nichts mehr zu sehen,

und am meisten schmerzte, dass der Ägypter den Schotenrock mitgenommen hatte. Jetzt war man ohne jeden Schutz.

Zu Allerheiligen war der Himmel fast blau, aber es wehte ein fürchterlicher Sturm, der auf dem Friedhof fast alle Kerzen ausblies und die Blumen auf den Gräbern schlimm zerrupfte. Man traf Herta, die man schon ewig kannte, als sie gerade das Grab ihrer Urgrosseltern reparierte, und freute sich sehr, da man sie schon lange nicht gesehen hatte. Sie war drei Jahre älter und hatte viel mit dem Jungen gespielt, als er noch ein Kind war, und jetzt ging sie auf die Handelsschule in der Stadt, weil sie einmal Sekretärin werden wollte. Mit ihr konnte man über alles sprechen und erzählte ihr beim Heimweg in das untere Dorf, was man alles im Kloster scheusslich fand. Herta sagte, das dürfe man Mutter nicht erzählen, weil sie es nicht verstehen würde. Wahrscheinlich denke sie, dass sie das Beste für den Jungen getan habe, und sie könne sich gar nicht vorstellen, dass es das gar nicht sei. Da könne man nichts machen, denn das Gegenteil von gut sei gut gemeint, und im Leben komme es immer viel schlimmer als befürchtet. Sie könne zum Beispiel nicht verstehen, warum die meisten Mädchen einmal heiraten wollten. Sie jedenfalls werde es nie, denn sie habe ja ihre Eltern erlebt, und Kinder wolle sie auch keine, weil sie schon als Kind auf ihre drei Brüder habe aufpassen müssen. Das sei ja immer so, wenn Eltern zuerst eine Tochter bekämen, denn dann könnten sie rücksichtslos Jungen machen. Eine Weile habe sie überlegt, Nonne zu werden, doch dann habe sie gemerkt, dass es gar keinen Gott gibt. Also dass zumindest alle Geistlichen viel von Gott reden, aber sich so benehmen, als gebe es keinen, und da sie doch über Gott Bescheid wissen müssten, werde es deshalb mit ihm nicht weit her sein. Das sei

nicht einfach auszuhalten, da man ohne ein höheres Wesen ganz allein auf der Welt sei, denn mit den Eltern könne man über solche Sachen gar nicht reden, da sie das nie verstünden.

Da war man schon vor dem Appartement der Grosseltern, wo der Junge zur Jause sein sollte, und Herta wollte nach Hause gehen, doch Grossmutter hatte sie durch das Fenster gesehen und schickte ihr Mädchen herunter, um Herta mit einzuladen. Sie sagte nicht viel, obwohl die Grossmutter sie viel fragte, und als dann der Grossvater kam, sagte sie gar nichts mehr, obwohl der sagte, sie sei doch früher nicht so schüchtern gewesen. Als Herta dann gegangen war und Grossvater wieder in sein Arbeitszimmer, erzählte man, was Herta gesagt hatte. Grossmutter seufzte und sagte, Eltern und Kinder würden einander nie verstehen, und das liege an beiden. Sie habe einmal ein Mädchen gekannt, das habe auch nicht auf seine Eltern gehört und dafür schwer büssen müssen. Sie wisse aber nicht, ob das richtig sei, denn sie habe auch eine Frau gekannt, die nicht auf ihre Eltern gehört habe, und das sei gut gewesen. Aber es sei eben so, dass Kinder nie begriffen, warum ihre Eltern so dächten, und Eltern würden nie verstehen, warum ihre Kinder immer anders wollten, weil sie doch immer gedacht hätten, sie seien gute Vorbilder, und nicht einsehen wollten, dass es so viele gute Vorbilder gebe, wo sie doch die allerbesten seien. Aber der Mutter solle man nicht sagen, dass man bei den Kuttenbrunzern sehr unglücklich sei, denn sie würde ihre Tochter kennen, und die werde dann erst recht auf stur schalten. Doch sie sagte dem Jungen, wenn er das Kloster durchhalte, bekäme er jeden Monat zwanzig Schilling, und die ersten bekam er gleich.

Also hatte er einen guten Grund, wieder ins Kloster zu fahren, und man hatte auch Mutter nicht geärgert. Einige Tage später aber tat es einem leid. Man war schon

im Pyjama und gerade dabei, seine Toilettedinge in den Schrank zu tun, als Pater Anselm vorbeikam und zum Jungen sagte, er solle mit ihm kommen. Dann stand man in dessen Zimmer und hatte viel Zeit, es sich anzuschauen, da er sagte, er müsse noch seinen Kontrollgang machen. Es war ein richtiges Paterzimmer mit alten, braunen Möbeln. Links war ein grosser Kachelofen und, dem Fenster zu, neben dem Bücherregal ein Schreibtisch, über dem ein grosser Kupferstich einer Raffael-Madonna hing. Rechts neben dem Fenster war eine Biedermeier-Sitzgarnitur, und über der hing Jesus am Kreuz. Daneben war eine Tür zum Schlafkabinett und eine Vitrine mit heiligen Sachen, also Wachsstöcken, Kerzen und Zeug, das er von seiner Verwandtschaft zur Primiz bekommen hatte. Das einzig Schöne war ein dickes Jesuskind aus Wachs mit Werg als Haaren, aber das war schon alt und musste von seinen Urgrosseltern sein, und da kam Pater Anselm wieder ins Zimmer. Er wolle mit dem Jungen reden, sagte er, und der musste sich neben ihn auf das Sofa setzen. Er fragte einiges und sagte einiges, dabei lachte er und begann den Jungen zu kitzeln. Der war sehr kitzlig und lachte auch, und plötzlich kitzelte Pater Anselm in der Pyjamahose. Er fragte den Jungen, ob ihm das gefalle, aber der konnte nicht antworten, denn er war verwirrt, hatte Angst zu stottern und musste ja ausserdem den Patres gehorchen, doch da hatte ihn der schon hochgehoben und trug ihn ins Schlafzimmer. Dort setzte er ihn auf einen Lehnstuhl, und es war sehr unbehaglich. Dann schob der Pater den vorderen Lappen seiner Kutte zur Seite, und darunter war seine Soutane offen, aus der er seinen Schwanz herausholte.

«Nimm ihn in den Mund», sagte er und keuchte.

Man wollte es nicht, konnte aber auch nichts sagen. Da gab er dem Jungen eine Ohrfeige und noch eine, und

dann steckte er ihm seinen Schwanz in den Mund. Es war ekelhaft und tat weh, denn er stiess hin und her, dass man würgen und weinen musste. Dazwischen bekam man immer wieder Ohrfeigen, und der Pater bewegte den Kopf des Jungen hin und her, und er keuchte «Tu doch was» oder «Mach doch richtig», und man wurde geschlagen, weil man nichts tat, aber man konnte gar nichts tun.

So ging das unendlich lange, und der Junge weinte auch noch, als der Pater seine Soutane wieder zuknöpfte. Dann stand der Pater da, sah den weinenden Jungen an und so drein, als wisse er nicht, was er tun solle, bis es an der Doppeltür draussen klopfte. Der Pater flüsterte, man solle ruhig sein, ging aus dem Zimmer, machte die Tür zu und die andere auf. Dann hörte man die Stimme eines Septimaners, den man kannte, und Pater Anselm, der «Jetzt nicht» oder «Heute nicht» sagte. Dann sperrte er die Tür ab und kam wieder. Er sagte, der Junge solle nicht weinen. Er habe doch nur herausfinden wollen, ob er etwas mit dem Ägypter gehabt habe, aber nun wisse er, dass da nichts gewesen sei, und der Junge sei nicht so verdorben, wie er gedacht habe. Der Junge fühlte, wie ihm das Wasser aus den Augen rann und das Kinn seltsam weh tat und sich nicht bewegen liess. Er drehte sich zur Seite und versuchte, es mit den Händen zu reparieren. Das klappte nach einer Weile, und man schämte sich. Dann sagte der Pater, er habe die Wahrheit herausfinden müssen, und das sei schmerzhaft, auch für ihn, und darüber dürfe man mit niemandem reden, denn das sei Beichtgeheimnis, und er vergebe dem Jungen, der nun gehen solle.

Man ging aber nicht in den Schlafsaal, sondern erst in den Waschraum, weil man ein ganz verheultes Gesicht hatte und der Kiefer immer noch weh tat, und man brauchte viel Wasser. Dann schlich man in den Schlaf-

saal und zog die Decke über den Kopf, was man ungern machte, weil man kaum Luft bekam, aber man wollte seine Ruhe haben. Die hatte man aber nicht, denn nach kurzer Zeit kam ein Junge ans Bett geschlichen, den man nicht besonders leiden konnte. Er flüsterte: «Hat er wissen wollen, ob du was mit dem Ägypter gehabt hast?» Aber man sagte, dass man in Ruhe gelassen werden wollte, denn es sollte doch niemand mitbekommen, dass man immer noch weinte. Ausserdem dachte man nach, denn man fand nicht gut, was Pater Anselm mit einem gemacht hatte, aber man wusste nicht, wie man das ausdrücken sollte, und ausserdem war es ja Beichtgeheimnis, und darüber reden war grosse Sünde.

Am nächsten Morgen ging man vor der Messe zu Pater Coelestin, der an der Tür zur Kapelle stand und achtgab, dass auch alle Jungen pünktlich kamen, aber es waren noch fast keine da, und Pater Anselm stand auch in der Nähe. Dann sagte man Pater Coelestin, dass Pater Anselm einem weh getan habe, aber man merkte, dass man schwer sprach. Pater Coelestin bekam schmale Augen: «Was stotterst du da?» Da sagte man: «Pater Anselm hat mir im Mund weh getan.» — «Was redet er da?» fragte Pater Coelestin Pater Anselm, denn der war dazugekommen und sah den Jungen scharf an. «Ich weiss nicht, worüber er redet», sagte Pater Anselm. Man sagte es noch einmal, und Pater Coelestin fragte: «Hat er dir eine Watschen gegeben?» Das stimmte ja auch, weshalb man nickte und sagte: «Und im Mund weh getan.» — «Er lügt», sagte Pater Anselm sehr schnell. «Das ist eine böartige Lüge.» Pater Coelestin sah den Jungen zornig an: «Du bist ein Verleumder! Ein Stottertrottel und Verleumder!» Und er sagte, dass man des Klosters unwürdig sei und nur ein kleiner Verbrecher, und man solle sofort Pater Anselm kniefällig um Verzeihung bitten, und da heute Samstag sei, bekomme man nach der Schule für das

Wochenende Karzer und die nächsten beiden Wochenenden auch. Jetzt standen schon viele Jungen herum, und einige grinsten. Dann musste man sich vor Pater Anselm hinknien und um Vergebung bitten, aber man versuchte, ihn dabei böse anzuschauen. Pater Anselm machte ein ganz feierliches Lächeln und sagte, dass er dem Jungen vergebe, und dann ging er in die Kapelle, um sich für die Messe umzuziehen. Die anderen Jungen gingen auch in die Kapelle und setzten sich, aber man selbst musste hinten beim Harmonium stehen, weil man ein Sünder war.

Man hatte schon viel über Gott nachgedacht, nicht nur, weil man in einem Kloster war, und jetzt dachte man, dass man herausfinden könne, ob es ihn gebe. Man hatte ja auch viele Geschichten gehört, dass Gott furchtbar zornig würde, wenn ein Priester im Zustand der Sünde eine Messe lese, und war sicher, dass Pater Anselm gestern Nacht eine Sünde begangen habe, und da es sehr früh war, konnte er ja auch noch nicht gebeichtet haben. Also wartete man, dass Gott einen Blitz in die Kapelle schicke, um Pater Anselm zu bestrafen. Als der dann mit den Ministranten kam, war alles wie früher.

*Wohin soll ich mich wenden,
wenn Gram und Schmerz mich drücken ...*

Dann mussten beim Confiteor die Ministranten leise bis zwanzig zählen, um zu sagen *mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa*, doch nichts sonst geschah. Aber eigentlich war das auch richtig, und man musste bis zur Wandlung warten, denn dann musste Gott in die Oblate hineinfahren und konnte richtig blitzen. Man hielt den Atem an, als es soweit war, aber nichts geschah. Es war eine ganz gewöhnliche Messe in Grün, also in grünem Messgewand, und am Ende gingen alle Jungen Oblaten schlucken, was kommunizieren hiess, aber man selbst

nicht, da man ja sündig war. Man sollte erst am nächsten Tag, vor der grossen Messe in der Kirche, beichten gehen. Aber man fürchtete auch nicht mehr, wenn man dazwischen sterben sollte, in die Hölle zu kommen, denn nun wusste man ja, dass es Gott nicht gibt.

Vor dem Mittagessen musste man dann in den Karzer, aber das war der von der Schule, und Herr Ludwig brachte einen Teller Suppe. Er sagte, dass der Junge sehr dumm gewesen sei, sich über Pater Anselm zu beschweren, denn eine Krähe hacke der anderen kein Auge aus, und Patres seien ja auch schwarz, doch man konnte ihm nicht sagen, warum man sich beschwert hatte, denn man schämte sich wegen des Ganzen. Dann durfte man von Herrn Ludwig einen Schluck aus der Schnapsflasche nehmen, der guttat, und hörte, wie es im Spielhof laut wurde und dann wieder ruhig, weil die anderen Jungen Spazierengehen mussten. Man hatte Zeit, über den nicht existierenden Gott nachzudenken. Er war also selbst eine Lüge, und irgendwie war komisch, dass es schon so lange und immer wieder Leute gab, die an ihn glaubten. Das lag daran, dass die Patres studierten und deshalb die Leute an sie glaubten wie auf dem Dorf die Leute an den Doktor. Der hatte eine kleine Tasche mit einem Stethoskop und ein paar anderen kleinen Dingen, die aussahen, als wären sie genau. Das wirkte wissenschaftlich, und daran glaubten die Leute. Da hatten die Geistlichen noch viel mehr, angefangen von prunkvollen Messgewändern über viele goldene und vergoldete Geräte, und damit machten sie mit Weihrauch, Gesang und Musik so viel Theater, dass die Leute beeindruckt waren und glaubten, es gebe Gott wirklich. Also einige glaubten es nicht, und die wurden dann von den Geistlichen beschimpft. Zu denen sagte man «laue Christen», nach dem Bibelspruch, dass man ausspeien solle, was nicht heiss oder kalt sei. Aber auch der stimmte nicht, denn man hatte sich schon oft

den Mund verbrannt, und wenn etwas zu Kaltes in den Mund kam, tat es auch weh. Aber die Leute glaubten an Gott, wie sie an den Führer geglaubt hatten. Doch jetzt sagten alle, sie hätten nie an den Führer geglaubt. Dann mussten sie laue Nazis gewesen sein, obwohl man von den Österreichern immer gesagt hatte, sie seien hundertfünfzigprozentige gewesen, aber vielleicht war das auch lau, weil es soviel war. Vielleicht waren sie durch die Jahre abgekühlt wie die Suppe, die man nicht mochte, aber von der man ein paar Löffel ass, wenn man durstig war. Aber die Grosseltern, die Mutter und viele Leute, die man kannte, waren auch «laue Christen». Möglicherweise auch durch die Jahre, aber auf jeden Fall waren sie besser als die Patres. Man war zornig auf Gott. Doch da fiel einem ein, dass man nicht auf etwas zornig sein konnte, das es nicht gab. Man suchte nach dem passenden Wort und kam auf «enttäuscht». Aber das war dasselbe Problem, denn wenn man enttäuscht war, hatte man sich vor sich selbst als Trottel gezeigt, weil man von einem Ochsen mehr erwartet hatte als ein Stück Rindfleisch, wie Grossmutter immer sagte. Man hatte aber auch an Gott geglaubt, sonst nicht so sehr, aber dieses Mal ganz fest. Also durfte man nichts mehr glauben, und das taten ja auch die Patres, denn Pater Anselm hatte gezeigt, dass auch er nicht an Gott glaube, denn er hatte gelogen, als er sagte, man lüge, und dann die Messe gelesen. Aber es war sehr schwer, gar nichts zu glauben. Glauben war leichter, und das hatte man selbst schon bei früheren Geschichten gemerkt, die man geglaubt hatte und dabei reingefallen war, denn glauben war einfacher, bis zur Enttäuschung. Man musste sich also zwingen, nichts zu glauben, und so dachte man lange nach, und da brachte Herr Ludwig schon die Abendsuppe. Zum Abendgebet wurde man aus dem Karzer gelassen, aber man sprach mit niemandem. Einige Jungen spotteten

über einen, und dann tat man, als ob man schlafe, aber man dachte noch lange nach.

Am Sonntag Morgen vor der Messe musste man beichten gehen. Man sah Pater Thomas in den Beichtstuhl schlüpfen und ging zu ihm, weil er gutmütig war. Er wusste schon, was losgewesen war, und sagte, man solle ihm alles erzählen, denn das sei Beichtgeheimnis und nur Gott würde davon erfahren. Man begann also zu erzählen, doch bald sagte Pater Thomas, das sei alles ganz schrecklich und er könne einem keine Sünde vergeben, wenn man keine Sünde bereue. Was der Junge da sage, sei Unkeuschheit, wenn auch passive, und die müsse er zugeben, wenn ihm Gott vergeben wolle. Das sei das Vernünftigste, und das sah der Junge auch ein, beichtete passive Unkeuschheit und wurde absolutiert. Nach der Messe musste er wieder in den Karzer, aber diesmal dachte er darüber nach, dass er das Kloster verlassen würde.

Auch das war nicht einfach. Mutter würde dafür sicherlich kein Verständnis haben, und Grossmutter würde sagen, dass man der Mutter gehorchen müsse. Also war man allein und wusste nicht, wo man hingehen sollte. Es blieb einem nur, sich einen stillen Platz zu suchen und dann zu sterben. Das wollte man aber auch nicht.

Am Montag war wieder normales Leben. Als die anderen Jungen in den Spielhof gingen, besuchte man Herrn Hirthentaler. Nach der Geschichte mit den Kieselsteinen hatte man ihn lange gemieden, doch er war der einzige Mensch, mit dem man wirklich reden konnte, und so war man mit der Zeit wieder vertrauter geworden. Vielleicht wusste Herr Hirthentaler, wie man überleben könne, denn er hatte ja auch von sich gesagt, er sei ein Überlebenskünstler. Aber auch Herr Hirthentaler musste passen. Er sagte, mit elfeinhalb Jahren könne man in dieser Welt nicht überleben. Er habe allerdings

gehört, dass kürzlich jemand mit vierzehn Jahren auf die Kunstakademie aufgenommen worden sei. Natürlich ein Judenjunge, obwohl man sich wundern müsse, dass es überhaupt noch welche gebe. Aber die Juden seien ja geübt im Überleben. Also für diesen Judenjungen würde jetzt der Staat sorgen, und dabei sei er erst vierzehn, doch die Hoffnung bestehe, dass er einmal ein Künstler werde.

Als der Junge die langen weissen Flure mit den Kelheimer Platten langging, vorbei an den Türen, hinter denen Patres wohnen sollten, aber nicht mehr wohnten, dachte er über alles nach, was die letzten Tage geschehen war. Er meinte, das sei das Schlimmste in seinem Leben gewesen, und er hasste alle, die ihn dem Kloster ausgeliefert hatten. Er hasste auch sich selbst, weil er keine Chancen hatte, alleine durchzukommen. Und er beschloss, Künstler zu werden.

Danach schien alles viel einfacher. Er musste ja nur noch auf seinen vierzehnten Geburtstag warten. Er nahm ein leeres Rechenheft und machte einen genauen Plan, für jeden Tag bis zur Freiheit ein Kästchen, das er am Abend austreichen wollte, und er fragte Pater Thomas, der im Museum Aufsicht hatte, nach den Schaltjahren, um sich nicht zu irren. Sein Entschluss stand felsenfest, und dadurch sah er das Kloster und seine Lage ganz anders. Herr Hirthentaler sagte, so etwas nenne man eine Perspektive. Aber der Junge hatte ihm nicht genau gesagt, was er vorhatte.

Ärgerlich war, dass am Mittwoch plötzlich Mutter da und sehr aufgeregt war. Pater Coelestin hatte ihr geschrieben, dass der Junge Pater Anselm verleumdet habe und deshalb wahrscheinlich von der Schule relegiert werden müsse. Ein Brief brauchte für sechzig Kilometer zwei Tage, und gleich am nächsten machte sie das Gast-

haus zu und fuhr los. Sie war bei Pater Coelestin gewesen, bevor sie den Jungen sah, hatte viel Geld für die Mission spenden müssen und war darüber so zornig, dass sie dem Jungen gleich am Anfang eine Ohrfeige gab. Die Patres hätten das Züchtigungsrecht wie die Lehrer und die Eltern, und das sei richtig und sie wisse nicht, was sie verbrochen hätte, dass sie mit so einem Kind gestraft sei, und so schimpfte sie mit dem Jungen noch unendlich lange, gab ihm dazwischen noch eine Ohrfeige, der man ausweichen konnte, und hörte erst auf, als viele andere Jungen drum herum standen, um zuschauen zu können. Dann ging sie mit dem Jungen in das grosse Treppenhaus, das zur Schule und zum Refektorium ging und wo jetzt niemand war, und fragte den Jungen, warum er so etwas Schlimmes getan habe. Man versuchte, ihr alles zu erzählen, natürlich nicht die Sachen, für die man sich schämte, wurde aber bald von Mutter unterbrochen, da man noch schlimmer stottern würde als je, und dann sagte sie, was sie immer sagte, wenn sie zornig war, also dass die Erbmasse doch gut sei und sie sehr verzweifelt, wo sie doch das Beste für das Kind wolle und so fort. Daran zweifelte man ja nicht, doch konnte man mit ihr ja nicht über alles sprechen, da sie vieles nicht verstand oder falsch, und ehe man noch etwas sagen konnte, war sie schon wieder fort, denn sie musste das Gasthaus wieder aufsperrn, da es viel Geld kostete, wenn es geschlossen sein musste, und auch daran war der Junge schuld, denn sonst hätte Pater Coelestin nicht an Mutter schreiben müssen. Als man wieder ins Museum ging, hatte dort Pater Anselm Aufsicht, und man fand ihn sehr gemein.

Auf den Karzer am nächsten Wochenende freute man sich, denn man wusste, dass man dabei in Ruhe gelassen wurde und nachdenken konnte. Diesmal aber hatte Herr Ludwig etwas anderes zu tun, und so brachte ein Septi-

maner den Jungen in den Karzer. Er war sehr freundlich und sagte, es wüssten ja alle im Kloster, dass der Pater Anselm ein Homerl sei, der auf kleine Jungen stehe, bis auf die Patres, die es einfach nicht wissen wollten, und dass man dumm gewesen sei, sich bei Pater Coelestin beschweren zu wollen. Dann sperrte er den Karzer von innen zu und sagte, man solle ihm einen blasen. Der Junge erschrak, dachte an Pater Anselm, schämte sich und begann zu weinen. Da wurde der Septimanager verlegen und sagte, er habe es nicht so gemeint. Er habe nur gedacht, der Junge habe ohnedies schon seine Erfahrungen, und da sollte es ihm doch nichts ausmachen, und er habe nicht gedacht, dass der Junge so zimperlich sei. Er sei eben gerade rollig, denn das sei man im Kloster ja dauernd, und er habe keine Lust, sich selbst einen herunterzuholen, und hier sei es ungefährlich, denn man würde nicht gestört. Es würde auch ganz schnell gehen, da er schon äusserst rollig sei, doch der Junge weinte weiter. Dann solle man ihm wenigstens zusehen, sagte der Septimanager und machte seine Hose auf. Man wollte nicht mehr weinen, und sah mit verdrehtem Kopf aus dem Fenster, während der Septimanager wichste und den Jungen dabei anspritzte. Er war wirklich sehr schnell. Dann machte er seine Hose wieder zu, sagte, man solle nicht böse sein, es sei eben dringend gewesen, er habe das loswerden müssen und man solle niemandem davon erzählen. Als er endlich gegangen war, weinte man noch eine Weile, da man sich schämte. Im Karzer war es kalt. Man hätte einen Pullover anziehen sollen. Auf den Bäumen war kein Laub mehr, und Vögel sah man auch keine. Bald brauchte man Licht, und da war auch eine Birne, doch der Schalter war vor dem Karzer. Man sagte nichts, als der Septimanager mit der Abendsuppe kam, doch der sagte auch nichts, und das war gut. Er sagte auch nichts am Sonntag, doch da liess er den ganzen Tag

das Licht an, und man hatte einen Pullover und sich darunter etwas zu lesen versteckt. Als der Karzer vorüber war, ging man dem Septimaner so gut aus dem Weg, wie man konnte, und das ging. Eine Weile nach Weihnachten hörte man einen kräftigen Septimaner und einen Oktavianer darüber sprechen, dass sie ihn Schlägern müssten, weil er nicht genug dienstbar sei, und da tat er einem fast leid.

Weihnachten war wie immer. Das Zeugnis war so – nur in Mathe, Latein und Betragen hatte man eine Drei –, und bei den Grosseltern war auch alles wie üblich. Grossmutter hatte noch mehr Falten als früher und sah aus wie ein Mops. Sie sagte, sie bekäme nur noch wenig Luft, und der Arzt hatte ein schwaches Herz festgestellt. Grossvater sagte nicht viel, nur: «Übermorgen gibt's Trautmannsdorf.» Der Junge dachte an Milchreis, doch am Stefanitag war ein alter Mann bei den Grosseltern, der so hiess und, obwohl er schon so alt war, der Sohn eines Freundes von ihnen. Der Junge durfte aufwarten, da dem Personal freigegeben war, und die alten Herrschaften redeten über ihren Kummer mit den Russen, denn der Gast hatte auch welche. Dann sagte Grossmutter, der Junge dürfe hinuntergehen, aber nur so weit, dass er die Glocke in der Küche hören könne, falls man ihn wieder brauche.

Herr Mandi arbeitete in den Ställen, denn im Winter brauchte er nie frei, da er dann ja keine Ziegel machen konnte. Eigentlich hätte ihm dabei Herr Buchlar helfen sollen, aber der war schon alt und immer dann krank oder besoffen, wenn es Arbeit gab. Zwischen Pferden und Rindern machte der Junge Herrn Mandi einen Krupnik. Da wurden zwei Löffel Honig mit Wasser, Pfeffer und Nelken heiss gemacht, und dann kam sehr viel Schnaps darauf, der aber nur warm werden durfte. Herr Mandi sagte, man solle mit dem Wasser sparen, und

später, dass er an seiner Arbeit merke, dass der Herr sehr alt geworden sei. Früher hätte jeder im Haus eine bestimmte Arbeit gehabt, für die er gelernt habe, und sein Vater habe geschimpft, dass Herr Mandi dies und das tat und sich nicht spezialisierte, also Gärtner wurde, wie sich das für die Familie gehörte, und nun mache er fast alles und sei fein raus. Sein Grossvater sei fast so alt wie der Herr gewesen und hätte ihn noch als Herrn erlebt. Auch seinem Vater sei es noch so gegangen, und der Herr sei der Herr gewesen, meist unsichtbar, und sein Wille geschah, nur dass man eher betete, ihm nicht zu begegnen, da er stets überraschend erschien und sofort sah, was falsch gemacht und was zu tun sei. Und dabei habe er früher sogar meistens recht gehabt, weshalb man ihn für fast allwissend hielt. Und in der Küche habe die Herrin genauso geherrscht wie der Herr drum herum, und hier sei wie in der Schlachtereierie alles zu Gold verwandelt worden. Aber nun seien die Zeiten nicht mehr dafür und Herr und Herrin alt, die Herrin noch mehr als der Herr, obwohl sie sogar jünger sein soll, doch Frauen würden schneller alt wegen der Männer und der Kinder, und sie hätten ja auch keinen Erben mehr, seit ihr Sohn weg sei. Man wurde neugierig, doch Herr Mandi sagte, das sei schon sehr lange her, da sei er noch gar nicht auf der Welt gewesen, darüber wisse eigentlich nur sein Vater, und man dürfe nicht darüber reden, sonst würde einen der Herr sofort rausschmeissen.

Nun war man wirklich neugierig geworden, doch auch die Mutter war sehr komisch, als man sie fragte. Sie habe den Grosseltern schwören müssen, mit niemandem darüber zu sprechen, und deshalb werde sie es auch nicht tun. Bevor man wieder ins Kloster musste, redete man mit Herrn Mandi, so lange, bis er versprach, seinen Vater zu fragen und dem Jungen zu Ostern zu erzählen, was er herausbekommen habe.

Im Kloster war alles wie gewöhnlich, doch manchmal gab es Abwechslung, denn es waren viele Leute unterwegs und versuchten, Geld zu verdienen. Das Kloster hatte einen grossen Saal, den grössten der Stadt, und da die Schüler in Veranstaltungen klassenweise gehen mussten und privat zahlen, kam immer Geld zusammen, auch wenn kaum wer aus der Stadt kam. Manchmal brauchte auch niemand aus der Stadt zu kommen, da alles am Vormittag stattfand. Da war beispielsweise ein Eisenbieger, der gerade Bänder aus der Schlosserei kaufte und zu unbrauchbaren verbog, seine Muskeln zeigte, sich von Tertianern in Ketten legen liess und entfesselte, oder Widerstandskämpfer, die in Österreich niemand hören wollte und die deshalb durch Schulen tingeln mussten, weil sie doch ein bisschen pädagogisch wertvoll waren und zeigten, dass man es mit Widerstand weniger weit brachte als mit Buckeln, oder Dichter, die das immer vorgelebt hatten, deshalb unter den Nazis eine Weile gebraucht hatten, bis sie Illegale waren, und danach auch eine Weile bis zum heimlichen Widerständler. Jetzt dichteten sie über Sonnenstrahlen, Bächlein, Berge und ererbte Schnupftabakdosen, denn das war politisch unverdächtig, da Blut derzeit nicht gefragt war, Boden aber immer. Wenn sie ganz berühmt waren, durften sie am Abend vorlesen wie Max Mell oder Karl Heinrich Waggerl. Der erzählte, wie sich der Negerkönig schämte, als er nach Bethlehem kam, da sich das Jesulein vor dem schwarzen Mann ja fürchten könne. Davon bekam er helle Handflächen, und seither versuchten alle Neger, weiss zu werden, doch sie seien eigentlich auch Menschen. Das war natürlich für den Abend, und da kamen auch ausgesungene Kammersänger und gaben Liederabende, wie sie Mutter versucht hatte, und manchmal gab es auch einen richtigen Chor. Man hätte auch gerne die Donkosaken unter Sergej Jaroff gehört, aber die durf-

ten nicht in die russische Zone, da Stalin sie nicht leiden konnte, und deshalb hörte man sie stets im Ami-Radio, denn die Amis ärgerten Stalin gerne. Deswegen würde Stalin Österreich nicht freilassen, hatte ein Widerständler erzählt, doch ein anderer erzählte, die Amis würden ihn ärgern, weil er Österreich nicht freigebe, und man verstand nicht, warum die beiden Österreich brauchten, um einander zu ärgern, denn es war ja klein, wenn auch das wichtigste Land der Welt, wie man lernte. Das sagte auch die Nationalhymne, die von der Mutter eines Widerständlers geschrieben war und Berge, Acker, Dome, Hämmer, grosse Söhne aufzählte, die «heiss umfehdet, wild umstritten» dem «Erdkreis inmitten» geraten waren, weshalb Österreich «vielgeprüft» sei. Das war man doch auch, und man bestand auch nicht alle Prüfungen, doch das war normal, und man verstand nicht, warum sich deswegen die Amis mit Stalin stritten oder umfahdeten. Jeder Österreicher sagte zehnmal am Tag, dass er seine Ruhe haben wolle, ja, das wollte man auch selbst, doch wegen der grossen Söhne und dem «Volk, begnadet für das Schöne» wurde man von der Welt nicht in Ruhe gelassen und konnte sich nicht wehren. Dafür gab es am Nachmittag Theater, mit Handpuppen, Marionetten und manchmal sogar wirkliches. Das spielte dann nicht im grossen Saal, sondern im Internat in einem, der Theatersaal hiess, weil dort eine Bühne hincingebaut war. Die Decken waren nicht hoch, und da die Bühne auf einem Podest war und die Lichter oben mit schmalen Vorhängen verhängt, war es dort besonders niedrig. Das merkte man, als eines Tages «Madame Kobold» gespielt wurde, von einem dieser vielen Theater, die samt Kulissen von Schule zu Schule reisten, um Geld zu verdienen. Die Kulissen passten, denn die waren sehr klein, zwei Dreiecke aus Spanplatten, die man zusammenstecken konnte und die alles Mögliche auf spanisch zeig-

ten, und dahinter hing der Prospekt, der immer dort hing, nämlich eine Ansicht des Klosters, die der Zeichenlehrer gemalt hatte und die deshalb schön war, weil man das Kloster von sehr weit weg sah. Jetzt war der Prospekt eben Spanien und das Kloster dort, und dann kam eine Fechtzene. Der eine Schauspieler fuchtelte mit dem Degen so hoch, dass von oben eine Soufite samt ein paar Glühbirnen herunterkam. Die platzten sehr laut, weshalb der andere Schauspieler zurücksprang und mit seinem Degen das Kloster zerfetzte. Er tat es nicht absichtlich, denn er hatte den Degen hinter sich gehalten, und als er ihn schnell wieder aus dem Prospekt ziehen wollte, zerrupfte er das Kloster noch mehr. Alle Schüler lachten, und die Schauspieler sagten, es würde ihnen sehr leid tun. Dann sagte Pater Coelestin von unten sehr laut, dass er den Schaden von der Gage abziehen werde, und sie sollten weiterspielen, da man in einer halben Stunde beten müsse. Die Schauspieler machten weiter, aber man merkte, dass sie wegen der abgezogenen Gage traurig waren. So schöne Sachen aber gab es nur ein-, zweimal im Monat.

Zu Ostern hatte man nicht vergessen, was man Herrn Mandi gefragt hatte, er aber schon, und so musste man die halbe Karwoche fragen. Dann sagte er, die Mutter habe einen älteren Bruder gehabt, und der habe Stefan geheissen wie der eigene Bruder. Er habe sich mit seinem Vater oft gestritten, vor allem im Sommer 1914, weil er gesagt habe, er wolle den Krieg, aber der Grossvater nicht, und dann sei er gleich am ersten Kriegstag gefallen, allerdings in Siebenbürgen, wo es gar keine Front gab, und dort sei er auch begraben worden. Nun ja, man wisse ja, dass der Herr alles ertragen könne, nur keinen Widerspruch, und dass die schlimmste Familieneigenschaft immer schon der Jähzorn gewesen sei, und darüber

hinaus gebe es einfach Situationen, in denen man nur noch zur Pistole greifen könne, denn es hätte ja auch, ehe der Sohn nach Siebenbürgen abgereist sei, ein Notar seine Enterbung besiegelt. Der Junge begriff das nicht ganz, und als er am Abend die Grosseltern fragte, wurde Grossvater furchtbar zornig. Zuerst wollte er wissen, von wem das der Junge gehört habe, aber da man Herrn Mandi versprochen hatte, es nicht zu verraten, sagte man, dass man es nicht wisse. Da wurde der Grossvater noch wütender, sagte, das sei ein dummes Geschwätz, das er nicht mehr aushalten könne, und knallte die Tür sehr laut zu. Grossmutter hatte die ganze Zeit nichts gesagt, und dann ging sie mit dem Jungen in den Wintergarten des Boudoirs. Dort stand versteckt ein sehr verstaubter Toilettetisch mit uralten Schönheitsmitteln und Hautbeizen, die Grossmutter schon lange nicht mehr brauchte. Der hatte ein Geheimfach, das man noch nicht kannte. Drin waren Photos, und nach einigem Suchen zeigte sie dem Jungen das Photo eines jungen Herrn. Er hatte eine protzige Uniform an, die man kannte, weil sie die einer deutschnationalen Studentenverbindung war und die christliche Studentenverbindung im Kloster ähnliche hatte. «Das ist er», sagte Grossmutter, und dann «das war er», und wenn man sie lieb habe, dürfe man nie mehr ein Wort darüber sagen. Nun war man erst recht neugierig, doch man hatte Grossmutter auch sehr lieb, und sie war so traurig, dass man sie nicht weiter kränken wollte.

Dafür schrieb sie Anfang Mai an den Jungen und Pater Coelestin, dass sie den Jungen gerne zu seinem Geburtstag sehen wolle, und sie legte auch eine Fahrkarte bei. Als man nach Hause kam, stand im Garten vor dem Appartement der Grosseltern ein ganz neues hölzernes Lusthaus. Es war aber nicht neu, sondern zwei Lusthäuser, die einmal im Park gestanden und von den Russen

einiges abbekommen hatten. Herr Mandi hatte sie mit einigen Arbeitern abtransportiert und zu einem neuen aufgebaut, was auch ging, da sie einander sehr ähnlich waren, und frisch gestrichen, denn grüne Ölfarbe hatte man ja noch, und weisse gab es schon wieder. Nun stand es in verschiedenen Grüns im Grünen, hatte statt des kaputten Kupferdachs ein neues aus Teerpappe und sah so schön aus, wie man es nicht in Erinnerung hatte. Grossmutter sagte, es sei ja nicht viel, doch der Mensch freue sich, und sie habe das gebraucht. Man hatte vor ein paar Tagen Geburtstag gehabt, doch nun war Wochenende, und das Lusthaus wurde mit einer wunderschönen Jause eingeweiht. Es roch nach frischer Ölfarbe und gab eine Jause mit Dingen, die der Junge mochte. Die gesamte Verwandtschaft war eingeladen, aber das war nur noch Grossmutter's jüngste Schwester mit ihrem Mann, der schon ewig Verwalter war, obwohl es kaum mehr was zu verwalten gab, und den man nicht mochte, weil er immer so bedeutungsvoll tat. Dann hielt Grossmutter eine kleine Rede, dass sie sich freue, dass der Junge schon wieder grösser geworden sei und sie das noch erleben dürfe. Sie sei ja schon alt und gar nichts mehr wert, was dem Grossvater nur deshalb nicht aufgefallen sei, da es bei ihm ja auch nicht besser wäre. Sie aber brauche jemanden, sich um sie zu kümmern, und sie habe sich für die Mutter entschieden, da sie die ja am besten kenne, und sie brauche sie möglichst bald. Grossvater schien überrascht und grummelte ein wenig. Auch Mutter war überrascht und sagte, dass sie ja gerne ihre Mama pflegen würde, sie das aber neben dem Gasthaus nicht leisten könne. Grossmutter sagte, das habe sie natürlich auch bedacht und man müsse eben das Gasthaus schliessen, denn sie wolle wenigstens für ihre letzten Tage eine richtige Familie haben. Mutter strahlte, aber Grossvater sah nicht sehr fröhlich drein und sagte nur «Naja» und später, dass

ihn Grossmutter raffiniert reingelegt habe. Darauf sagte Grossmutter, dass er das doch schon ewig gewohnt sein müsse, und alle lachten.

Da das Wetter am Sonntag auch schön war, wurde das Mittagessen wiederum im Lusthaus genommen, und dann lud Grossmutter wieder zur Jause in das neualte Lusthaus, weil sie sagte, dass sie noch etwas davon haben wolle. Bevor man wieder in das Gasthaus ging, nahm sie den Jungen zur Seite und gab ihm ein kleines Päckchen, von dem weder Mutter noch Grossvater etwas wissen durften. Als man dann wieder im Gasthaus war, sah man es ganz anders. Man hatte sich ja daran gewöhnt, und es war eines der vielen Zuhause geworden. Man zählte nach und kam auf drei, da Berlin und Hamburg nicht zählten. Das Kloster, für das man gerade seinen Koffer packte, war natürlich erst recht keines, und das Haus der Mutter war abgebrannt. Es blieb also nur das Dorf der Grosseltern, und da hatte man die längste Zeit im Gasthaus gewohnt. Nun sollte auch das verschwinden, doch man war nicht traurig. Es hatte ja auch dem Jungen viel Arbeit gemacht, andererseits aber war dort auch viel los gewesen.

Bei der Jause sah man wieder Russen mit einem Lastauto durch die Einfahrt rumpeln. Grossmutter sagte, man sehe sie gar nicht mehr, weil sie immer da seien wie das Unkraut in einem verwilderten Garten. Man sehe es einfach nicht, da man zuviel damit zu tun habe, nach übriggebliebenem Gemüse zu suchen. Und Grossvater sagte, er schaue gar nicht mehr aus den Fenstern zum Barocktrakt, der nun ja auch keiner mehr sei. Er habe den Untergang der Welt erlebt, und das gleich zweimal, weshalb es auf ein drittes Mal nicht mehr ankäme. Dann ging er mit Mutter in sein Arbeitszimmer, um Geschäftliches zu besprechen, und Grossmutter erzählte ein wenig von sich. Sie sei aus einer sehr alten Wiener Familie mit

sehr viel Grund in Ottakring gekommen. Ihr Vater sei der fetteste Wiener gewesen, was er sich habe leisten können, da man bei der Stadterweiterung die Felder als Grundstücke sehr teuer verkaufen konnte und darauf auch selbst Häuser stellte, bis er sehr früh gestorben sei, und ihre Mutter habe das ganze Vermögen mit Kriegsanleihen durchgebracht, schon im Ersten Weltkrieg, und dann sei sie an Grippe gestorben. Für ihre vier Geschwister sei zwar einiges geblieben, und sie seien ja auch tüchtig, bis auf ihre jüngste Schwester, aber die sei eben immer ein Nesthäkchen geblieben, und sie selbst habe am meisten Glück gehabt, weil sie schon längst mit dem Grossvater verheiratet gewesen sei, nämlich seit ... sie rechnete nach und sagte: «Dass ich den neunundfünfzig Jahre ausgehalten habe! Höchste Zeit, dass ich sterbe.» Man sagte der Grossmutter, dass man sie noch brauche, und so redete man, bis Mutter kam und sagte, es sei höchste Zeit, zum Bahnhof zu gehen. Da sagte Grossmutter, in der Stadt müsse man ja eine halbe Stunde auf den nächsten Zug warten, und Herr Mandi solle ihn mit dem Auto hinfahren. So geschah es dann auch, und man musste hinten sitzen, da Herr Mandi seine Ruhe haben wollte und ein wenig grummelig war, dass er sogar am Sonntag was tun musste, obwohl er lieber Ziegel gemacht hätte. Am Bahnhof in der Stadt guckten viele Leute auf Grossvaters Auto und tuschelten, weil nur der Junge mit seinem Pappköfferchen ausstieg. Im Zug sah man dann Grossmutter's Päckchen an. Drin war ein kleiner goldener Siegelring, der sogar passte, aber der Buchstabe war ein S.

Der Sommer kam bald, und das war gut, denn im Internat wurde Pater Anselm immer ekelhafter. Grund dafür waren die Ölsardinen. Es gab wieder welche, und daran war die UNRA schuld, das war irgendeine Geschichte

der Amis, die sich in Österreich beliebt machen wollten und deshalb viele Dosen Ölsardinen schickten. Sie sollten für die Armen sein, aber die mochten sie auch nicht, und so bekam man sie überall in fast allen Geschäften, sogar in der russischen Zone, und so billig, dass sie sogar die Fleischhauersöhne in das Kloster mitbekamen. Manchmal waren in den Dosen auch noch die Köpfe drin, aber das machte nichts, denn man konnte sie aussortieren, und wenn man auf den Rest Salz und Pfeffer tat, schmeckte es gut, und hatte man Zitronen, sogar ausgezeichnet. Manche Jungen assen eine Dose am Abend, doch man selbst kam mit einer zwei Tage lang aus, und die Sardinen ärgerten Pater Anselm. Er sagte, das sei ein komplettes Abendessen für eine sechsköpfige Familie, und das sagte er auch Pater Coelestin. Der sagte *Plenus venter non studet libenter* und verbot die Sardinen. Deshalb flog auch ein Sextaner fristlos aus dem Kloster, denn er hatte zu Pater Anselm «Kindervögler» gesagt, und als ihn Pater Anselm dafür schlagen wollte, hatte er zurückgehauen. Pater Coelestin hatte einen halben Abend gebrüllt, doch Pater Anselm hatte ein blaues Auge, das bald alle Farben spielte.

Leider hatte man selbst auch Ärger, aber den hatte man gar nicht gewollt. Einmal musste man am Morgen klein, und da lag vor Pater Romualds Tür ein grosser, schwarzer Haufen. Es war Pater Romuald selbst, und um ihn war eine Pfütze und stank sehr nach Schnaps. Er schnarchte laut und hielt in der Hand den Schlüsselbund. Man brauchte lange, ihn zu wecken, und dann schrak er hoch und versuchte aufzustehen. Es ging nicht einfach, und dazwischen knurrte er «Au», denn er lag auf einer Leinentasche, in der Scherben waren. Endlich rappelte er sich auf, suchte sein Schlüsselloch und verschwand. Als dann richtig Morgen für alle war, sah Pater Romuald so schlecht aus, dass man ihn fragte, wie es ihm gehe. Er sah

den Jungen ganz giftig an und prüfte ihn später in der Lateinstunde so lange, bis man einen Pinsch bekam. Dazu sagte er immer wieder «Stottertrottel», bis die ganze Klasse lachte und man vor Arger fast weinte. In der Pause sagte dann ein Mitschüler, dass in der Oberstufe alle wüssten, dass Pater Romuald gelegentlich besoffen sei und meist auch etwas zu trinken bei sich habe. Damit müsse man sich abfinden, auch damit, dass die Bäckerin in der Stadt seine Freundin sei, und wer darüber etwas wisse, werde gehasst.

Dann hörte man einmal auf dem Schulflur Pater Coelestin mit dem Suderer reden, als gerade Pater Columban vorbeigegangen war. Der ging eigentlich schon längere Zeit nicht mehr, sondern schlurfte nur noch sehr langsam, und noch langsamer sprach er, wenn er von Geschichte erzählte. Es klang, als würde er prähistorische Schriften entziffern, aber er erzählte von der Grosszügigkeit der Babenberger, und man hatte nie gedacht, dass sie so lange währte. Dazwischen vergass er es auch, sass einfach da, zitterte vor sich hin und sah die Klasse an. Aber er war gutmütig und sah gütig drein, auch wenn ihm die Spucke aus dem Mund tropfte und er sie mit dem Taschentuch wegzuzittern versuchte. Man lachte nicht über ihn, obwohl das sehr nahelag, denn er tat einem leid und war nie so gemein wie andere Patres. Nun hörte man Pater Coelestin sagen, dass es mit «dem» nicht mehr so weitergehe und es höchste Zeit sei, dass er das Gymnasium übernehme, und ob der Suderer für ihn stimme, was wichtig sei, weil die Laien, also die weltlichen Professoren, ohnedies keine Stimme hätten und man verhindern müsse, dass Pater Richard drankäme. Da bemerkte er den Jungen und sagte, er solle verkommen, doch «verkumm'» hiess in Österreich verschwinden, und dafür brauchte es noch über fünfhundert Tage, aber die Vorstellung war nicht schön, dass Pater Coele-

stin nun auch noch das Gymnasium übernehmen würde, denn dann würde es auch dort so zugehen wie im Internat. Das Zeugnis aber war so, dass die Mutter nicht viel sagte, zwei Genügend, in Unterrichtssprache und Mathematik, und die übliche Drei in Betragen.

Dann hatte man viel damit zu tun, das Gasthaus aufzulösen und wieder einmal zu übersiedeln. Als erster übersiedelte August. Man hatte ihm im Gemüsegarten hinter dem Gasthaus in einem kleinen alten Warmbeet eine Wohnung eingerichtet, mit einem Bad aus einem alten Stahlhelm, und August schien sich wohl zu fühlen, weil er sehr faul war. In der Nacht, konnte man am nächsten Morgen sehen, ging er viel spazieren, und tagsüber frass er, grünen Salat wie auch die Schnecken, die man mit hineinwarf. Überwintert hatte er im Keller, in einer Kiste mit Heu neben den Möhren, die im Sand überwinterten, und nun zog er in ein grosses Warmbeet in der Gärtnerei, denn dort wurde nur noch die Hälfte der Beete bewirtschaftet. Sein Stahlhelm kam mit, damit er sich besser eingewöhnte, und seine neue Wohnung war mehr als doppelt so gross wie seine alte.

Im Haus der Grosseltern war es dafür kleiner geworden, seit man die Russen hatte, aber um wieviel, das bemerkte man erst jetzt. Mutters Zimmer und das eigene waren noch da, auch das Musikzimmer und die Bibliothek, doch die Doppeltür zum grossen Treppenhaus war zugemauert, und überall standen noch zusätzliche Möbel, die man aus dem Russentrakt herübergerettet hatte, so dass es ziemlich eng war. Auch die Bibliothek hatte man viel grösser in Erinnerung und dachte, das sei wegen der Bibliothek im Kloster, aber Grossmutter meinte, man sei eben gewachsen. Auch unten war eine Mauer zwischen Küche und Treppenhaus und in der Durchfahrt von Wirtschaftshof und Park, aber die kannte man schon, da man in die Gärtnerei seither Umwege machen musste.

Herrn Manchs Vater sagte, er sei froh, dass nicht mehr viel zu tun sei, da man nicht mehr viel nach Wien verkaufen könne, doch Grossvater war da anderer Ansicht. Manchmal sagte er, die Zeiten müssten sich doch wieder ändern, und dann sagte Grossmutter, er würde in Optimismus vertrotteln. Manchmal stürten die Mauern im Haus, doch dann sagte Grossvater, auf diese Weise könne man die Russen wenigstens etwas im Zaum halten, und der Junge bekam einen Waschtisch in sein Zimmer gestellt, damit er nicht immer in das Bad der Grosseltern tapsen müsse. Mutter durfte es allerdings täglich benützen, der Junge aber nur zweimal in der Woche.

Im Gasthaus wurden noch einmal alle Gläser poliert und dann in die Schränke verschlossen. Mutter wusch noch einmal alle Tischtücher und die gesamte Wäsche, um auch sie wegzusperrern, und dann packte sie die Dinge, die von ihrem alten Haus geblieben waren. Das war ja nicht viel. Als alles getan war, kam der Grossvater mit Herrn Mandi und zwei Handwerkern. Grossvater ging durch das ganze Haus, sah alles an und sagte, Mutter habe es ordentlich gemacht. Vielleicht fände sich wieder einmal ein Pächter, vielleicht auch nicht, ihm sei es auch schon egal, und dann wurden die Fenster im Erdgeschoss mit Brettern vernagelt. Hinter den Brettern waren einige Fenster etwas geöffnet, damit kein Hauschwamm entstehe, und so wurde das Haus aufgegeben. Eigentlich konnte man es gut leiden, obwohl man darin keine sehr schöne Zeit gehabt hatte, aber Grossmutter sagte immer, man solle sich das Vergangene genau anschauen, denn nur ein Trottel glaube, die Zukunft werde besser. Beim Aufräumen entdeckte Mutter den Ring, den man von Grossmutter hatte, und als man ihr das erzählte, meinte sie nur, das Schlimmste für eine Mutter sei, ihrem Kind nachschauen zu müssen, doch man verstand nicht ganz, was damit gemeint war.

Anschliessend gab Grossmutter der Mutter eine Woche frei, damit sie nach Wien fahren konnte. Der Junge durfte auch mit, und man wohnte bei Freunden von Mutter, die noch auf Sommerfrische waren. Man freute sich, Tante Anny wiederzusehen, und die hatte viel zu tun, weil gerade viele Amis in Wien waren, die einen Film drehten. Die Stadt sah nämlich sehr romantisch aus, da die Häuser nur notdürftig repariert waren und man nicht wusste, was man mit den Ruinen tun sollte, die noch überall herumstanden. Um die Oper herum war Stacheldraht, da man sie wieder aufbauen wollte und niemand etwas stehlen sollte. Dafür spielte die Oper jetzt beim Naschmarkt, und viele sagten, da passe sie auch viel besser hin. Mutter und Tante Anny aber wollten die Oper wieder dort haben, wo sie davor war, und Tante Anny sagte, die würde fertig, wenn auch das Operncafé neu aufgebaut sei. Das sollte nämlich ganz abgerissen und neu aufgebaut werden, und bis dahin musste Tante Anny Geld verdienen, um sich ihr neues Café wieder leisten zu können. Es kam immer noch gutes Publikum und viele Burgschauspieler. Die spielten jetzt im Ronacher, das ein Variete war, und kamen, weil das nicht weit war. Ihr Geld aber verdienten sie bei den Amis, denn die zahlten in Dollar, und da war jeder ein Vermögen. Einmal sah man auch die Amis. Der Oberami hiess Welles, trank sehr viel Schnaps und hatte auch seinen Regisseur mitgebracht und seinen Drehbuchschreiber, aber das war ein Engländer namens Grün, der sehr berühmt war, weil er etwas Deutsch konnte. Bei Tante Anny sass eine uralte Dame, eine echte Kammerschauspielerin namens Bleibtreu, die noch vor dem damals schon schwerhörigen Kaiser gespielt hatte, und sie sagte, nun seien alle Kriegsgewinnler beisammen, auch die in der Partei gewesen seien, denn sie würden nun von den Amis bezahlt. Und da war auch ein Herr namens Willy

Forst, der sagte, in Österreich würde man jetzt auch bald wieder schöne Filme machen, da die Leute nichts zu lachen hätten, und dafür seien die nötigen Schauspieler alle grosszügig entnazifiziert worden. Sogar Werner Krauss würde wieder spielen, aber das war dem Jungen egal.

Dann war im Herbst Pater Coelestin Gymnasialdirektor, und Pater Columban hatte auch Geschichte aufgegeben. Er durfte zwar seine Wohnung in der Gymnasialdirektion behalten, da Pater Coelestin im Internat wohnte, aber man sah ihn kaum mehr. Selbst war man schon wieder in einen neuen Schlafsaal gekommen, da man nicht mehr im Kirchenchor war. Orgi hatte gesagt, man habe eine unsichere Intonation, aber die hatte er selbst doch auch. Man versuchte ja sein Bestes, aber manchmal kippte die Stimme um, und dann kam ein ganz anderer Ton heraus. Das passierte auch beim Sprechen, doch das war kein Stottern. Pater Thomas, den man fragte, da er Naturwissenschaftler war, sagte, das sei Stimmbruch, aber da war nichts gebrochen, auch wenn man nachfühlte. Danach aber, sagte Pater Thomas, würde man erwachsen, und das fand man gut, obwohl man auf dem Kalender bis dorthin noch sehr viele Tage hatte. Neu war, dass es jetzt zwei Deutschländer gab, und die stritten sich darum, wer zuerst damit angefangen habe. Pater Christoph meinte, es sei der Adenauer gewesen, weil der die Preussen nicht leiden konnte und von den Westmächten an der kurzen Leine gehalten werde, die allerdings ein klein wenig länger sei als die Stalins bei Ulbricht, und man wisse ja, was geschehe, wenn sich zwei an Leinen gehaltene Köter auf der Strasse begegnen. Ihre Herrchen wollten ja nicht unbedingt, dass sie sich beißen, und deshalb würden sie sehr lange verhandeln müssen, um sie gleichzeitig loszulassen, und da-

zwischen würden die Köter von ihrem Gekläff so aggressiv, dass man sie gar nicht mehr loslassen könne. Eigentlich gehe es nur darum, ob der Ami oder der Stalin stärker seien, und die Deutschen würden deren Sache spielen, weil sie ja schon auf den Österreicher hereingefallen seien, der aber kein Österreicher sei, weil er schon vor dem Ersten Weltkrieg in das Reich desertiert und dann von Braunau nach Braunschweig eingebürgert worden sei. Eigentlich seien alle Phänomene der Geschichte sehr einfach, eben Braun-au, -schweig, -hemd, Eva, und auch Schwarzrotgold ergebe letztlich Braun, oder Wolf, -sburg, -sschanze, Wehr-, und zum besseren Verständnis künftiger Geschichte sei jetzt der Peloponnesische Krieg von Thukydides dran.

Die Jungen in der Klasse wurden komisch und begannen, sich zu benehmen, wie man es schon von älteren Jungen gesehen hatte. Bei jeder Gelegenheit fingen sie an zu raufen, und dann gab es immer ein paar Klassenguteste. Das waren nicht die Besten, sondern die Gute-
sten, und weil sie die kräftigsten waren, bestimmten sie die anderen. Es war einfach ekelhaft, weil man ja der Stottertrottel war. Man las gerade einen alten Autor, der viel Theater gemacht hatte:

Ich glaube von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich habe mich noch selten getäuscht.

Der Suderer suderte wiederum, das nächste Jahr werde ein Heiliges Jahr werden, denn da würde in der Petruskirche eine vermauerte Tür aufgemacht, und man dachte an das Haus der Grosseltern, doch in Rom war das noch grösser, da dem alle Sünden vergeben würden, der dabei sei, und der Suderer würde auch hinfahren, sagte er. Vielleicht hatte er es nötig.

Der Mensch ist das Wesen, welches die oberste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnimmt, welches sich sogar für das Ebenbild Gottes ausgibt, worüber sich jedoch Gott nicht sehr

geschmeichelt fühlen durfte. Der Mensch ist ein Säugetier, denn er saugt sehr viel Flüssigkeiten in sich ... Der Mensch ist ferner auch ein Wurm, denn er krümmt sich häufig im Staube und kommt auf diese Weise vorwärts...

Es war langweilig, und man spielte gelegentlich wieder mit seinem Schwanz. Als man zu Allerheiligen daheim war, bekleckerte man dabei unabsichtlich sein Leintuch. Am nächsten Tag hatte Mutter ein aufgeschlagenes Buch in das Zimmer gelegt. «Selbstbefleckung», stand darin, «gehört zum Gebiet der fleischlichen Verbrechen ..., wodurch geistige und körperliche Schwäche, Entartung und gänzliche Zerrüttung eintritt... Nachkrankheiten wie Hysterie, Hypochondrie, tiefe Gemütsstörung usw. sowie männliches Unvermögen ... entsteht ... ganz besonders aus einer zu üppigen Nahrung der Kinder.» Nun wusste man, warum es im Kloster nur schlechtes Essen gab, aber da standen auch die Symptome, aufgrund deren man durchschaut werden konnte: «graublasse, erdfahle Gesichtsfarbe, Blässe der Lippen, bläuliche Augenlider, Ringe um dieselben, unsteter Blick, Flecken in der Wäsche. Dann Mattigkeit nebst allgemeiner Abmagerung bei starkem Appetit, welke Haut, leicht eintretender Schweiß, Zittern, Rückenschwäche, dumpfer Schmerz in Schenkeln und Waden. Nach und nach wird die Sprache stotternd, die Stimme schwach, das Haar glanzlos, spaltet sich an den Enden und fällt leicht aus.» Man sah natürlich sofort im Spiegel nach, konnte aber nichts erkennen, und stottern tat man ja schon lange. Sicherheitshalber stibitzte man vom alten Toilettetisch Grossmutterns etwas Gesichtspuder, falls man Augenringe bekommen sollte, aber es war leider auch sehr blass und konnte höchstens im Winter wirken. Und gegen stumpfes Haar nahm man etwas Haaröl mit, damit man es wieder glänzend machen konnte. Das war allerdings ungeschickt, denn ein paar Tage später kontrol-

lierte Pater Coelestin die Schränke, fand die Sachen und sagte, man sei pervers. Er meinte, dass man sich damit schminken wolle, um wie eine Frau auszusehen, und da er das sehr laut im Museum sagte, gab es ekelhaftes Gerede, das man sich anhören musste, da man nicht sagen konnte, wofür man die Sachen wirklich gedacht hatte.

Das Vorurteil ist eine Mauer, von der sich noch alle Köpfe, die gegen sie angrennen sind, mit blutige Köpfe zurückgezogen haben.

Dann sprach sich herum, dass der Bundeskanzler gekommen war. Die Patres empfingen ihn feierlich, und Pater Coelestin führte ihn überall herum, doch davon bekam man nichts mit, da man im Museum bleiben musste. Später, als die Patres schon lange wieder zurück waren, sah man sich mit drei anderen Jungen sein Auto an, einen dicken, schwarzen Amerikaner mit einer niederen Wiener Nummer, obwohl Herr Figl aus Niederösterreich kam. Der Fahrer wischte mit einem Rehleder am Auto herum und sagte, der Herr Bundeskanzler sei noch im Stiftskeller, doch da kam er schon. Er war ganz gut gelaunt und unterhielt sich mit den Jungen. Zuerst fragte er, wie es einem im Kloster gefalle, und man sagte diplomatisch, dass es einem ja gefallen müsse, weil man nicht anders denken dürfe, und Herr Figl lachte. Dann sah er auf seine Taschenuhr – er trug eine wie der Grossvater, doch die war aus Silber – und sagte, er habe noch etwas Zeit und Durst, und dann lud er die Jungen auf einen gespritzten Apfelsaft in den Stiftskeller ein. Man sagte ihm, dass man nicht in den Stiftskeller gehen dürfe, aber Herr Figl meinte, dass ihm Pater Coelestin schon nicht böse sein werde, und so ging man mit. Er bestellte für die Jungen gespritzten Apfelsaft und Käsebröte, für sich ein Viertel Weisswein, und dann unterhielt er sich mit einem. Er fragte nach dem Kloster und von woher man komme, und man sagte ihm, dass man ihn

schon einmal gesehen habe, lind er unterhielt sich so gut, dass er drei Viertel Wein trank. Als man ihm sagte, dass man das sehr beachtlich fände, lachte er, er habe einen guten Eichstrich, und man werde von ihm einmal sagen können, er habe seine Leber auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Bald darauf kam Pater Coelestin und sah die Jungen sehr giftig an. Herr Figl erklärte ihm, warum man hier sässe, und war so fröhlich, dass Pater Coelestin bald ging. Dann sagte man zu Herrn Figl, dass man jetzt gehen müsse, und er ging auch. Leider schlug er sich an der Kellertür, und der Weg zu seinem Auto war nicht sehr einfach. Zum Abendessen bekamen die Jungen dann nichts, weil sie zum Herrn Bundeskanzler frech gewesen seien.

In den Weihnachtsferien traf man einige Jungen, die man noch von der Volksschule her kannte. Jetzt gingen sie auf die Hauptschule und sprachen von ihren Schwänzen und wie gut sie bei den Frauen seien. Egon meinte, was der Junge im Medizinbuch über Wichsen gelesen habe, sei ein völliger Blödsinn. Wichsen sei vielmehr Podipilding für den Schwanz. Podipilding war ein neues Wort und sehr modern. Es hiess «gross und stark werden», was ja jeder wollte, doch man wusste nicht, wie man es schreiben sollte, da es ein Ami-Wort war und man in der Russenzone lebte, wo es als einzige Fremdsprache Russisch gab. Und Ernstl erzählte, in der Stadt gäbe es einen Puff, in den er jede Woche fahren würde, aber das glaubte man ihm nicht, denn er hatte einen älteren Bruder, der ihm das wahrscheinlich erzählt hatte. Sonst war alles wie gewöhnlich. Grossmutter sagte, es gehe ihr wie einem Nackerten in einem Dornbusch, und Grossvater sagte, jetzt habe man ein halbes Jahrhundert vom Schlimmsten in der Weltgeschichte hinter sich. Man selbst fand das nicht so schlimm, da man ja kein anderes kannte, und freute sich über den Pelzmantel, den man

von den Grosseltern bekommen hatte. Er war aus lauter kleinen Hamstern – Grossmutter sagte, es sei ein alter Innenpelz von ihr, und glücklicherweise habe der Mann einer Weissnäherin einmal Kürschnern gelernt – und aussen aus einem Stück Nassfilz der Papierfabrik, aber so gefärbt, dass er wie Kamelhaar aussah. Das war sehr hübsch, doch am meisten freute es, wenn man an die Kirche im Kloster dachte, in die man am Sonntag gehen musste und wo es so saukalt war, dass in den Weihwasserkesseln eine dünne Eisschicht war. Überhaupt war es ein sehr strenger Winter. Nahe dem Kloster hatte die Donau einige Seitenarme, und die waren dick zugefroren. Im Eis sah man viele tote Fische, die einfach eingefroren waren, und das sah sehr komisch aus.

Das Heilige Jahr bestand aus Kartoffelkäfern und Langeweile. Dazwischen war die übliche Schule und die übliche Beterei, und die war mehr geworden, seit Pater Coelestin und der Suderer in der Schule das Kommando übernommen hatten. Pater Romuald und Pater Christoph hatten in der Konferenz nicht viel zu sagen, da sie einmal mit den Nazis gepackelt hatten oder welche waren, und Pater Richard fühlte sich zu kurz gekommen, denn eigentlich hatte Pater Columban ihn als Nachfolger gewünscht. Er war selbst sehr fromm, doch das Getue von Suderer und Coelestin behagte ihm nicht, denn einmal erzählte er in der Klasse, dass man in den Himmel nicht durch Beten, sondern vor allem wegen seiner Werke komme, und dass zuviel Beten Scheinheiligkeit und Atheismus produziere. Das wusste er, obwohl er Mathematik und Physik unterrichtete, aber er war ja auch schon sehr lange Pater.

Der Fasching war sehr blöde, da im Internat ein grosses Faschingsvergnügen stattfinden sollte und man sich dazu verkleiden musste. Dem Jungen fiel nichts Besonderes

ein, und daher verkleidete er sich als Nomade, wie er es von Grossmutter gelernt hatte. Das war etwas unangenehm, da man nur Schuhcreme statt Feigenkaffee hatte, wodurch man zwar ein ganz besonders dunkler Nomade war, aber leider auch das Leintuch bekleckerte, das als Burnus diente, und vieles andere, denn die Schuhcreme juckte im Gesicht. Die meisten Jungen aber hatten sich als Mädchen verkleidet, auch die grossen von der Oberstufe, mit Kleidern der Schwester, Mutter oder einer Tante, und auf einmal waren mehr Mädchen als Jungen im Internat. Viele liessen sich von Pater Anselm schminken, mit Lippenstift und Rouge, und dann taten manche wie frisch verliebte Mädchen, und man fand das sehr dumm. Als Busen hatten sie Äpfel oder Tücher in das Kleid gestopft, und andere fassten daran wie die Besoffenen im Gasthaus, das man hinter sich hatte, und das Radio wurde laut gestellt, damit sie zur Musik tanzen konnten. Mit dem Jungen wollte niemand tanzen, da er abfärbte, doch er war sehr froh darüber.

In der Fastenzeit gab es eine Novcne, in der man acht Tage beten musste, und dann noch Exerzitien, für die extra ein Pater aus Wien kam, aber das war auch nur Beten, auch wenn es diesmal Einkehr hiess. Das Osterzeugnis war immerhin so, dass man mit Mutter zu Pfingsten nach Wien fahren durfte, denn an die Drei in Betragen hatte sie sich mittlerweile gewöhnt. Diesmal waren Mutters Freunde daheim, und so wohnte man im «Goldenen Lamm», das sich Hotel nannte, aber auch nicht besser war als das Gasthaus, das es nicht mehr gab. Das Operncafe stand noch, und es hatte im Winter sogar frische Teerpappe bekommen. Dort traf man auch Mutters Freunde, bei denen man gewohnt hatte, als sie nicht da waren, und der Vater war ein sehr dicker Arzt und sehr berühmter Chirurg. Deshalb hatte er alles gut überstanden, auch seine Entnazifizierung, und die Amis schätzten

ihn sehr, so dass er sagte, er sei immer auf die Butterseite gefallen. Dabei war er so rund, dass man nicht wissen konnte, wo die sei. Er fuhr einen sehr dicken Amis-Schlitten, aber da die ganze Familie sehr fett war, klagte er darüber, dass die Federung des Autos schon kaputt sei. Mutter sagte, seine Sorgen möchte sie haben; dabei achtete sie sonst sehr darauf, dass sie eine gute Figur hielt.

In Österreich wurde wieder ein Film gedreht, und das war eine Staatsangelegenheit, denn der Film sollte für Österreichs Freiheit werben und gegen die Besatzungsmächte, ohne die zu kränken. Wegen der grossen Koalition gab es zwei Drehbuchschreiber, einen schwarzen und einen roten, und alle Schauspieler waren engagiert, die schon im *Dritten Mann* mitgespielt hatten, ausser die inzwischen verstorbenen, und noch viel mehr. Geld gab es nicht so viel wie bei den Amis, denn es war eine patriotische Pflicht, alle mussten mitspielen, damit ihre Karriere weiterhin politisch gefördert würde. Schwarz und Rot war egal, beziehungsweise nach Proporz besetzt, und die Hauptdarstellerin sagte, das gebe ja wieder braun. Sie lachte dazu wie alle, die oft solche Witze machten, denn sie hiess Hilde Krahl, und ihr Mann war der Regisseur. Ein anderer Schauspieler namens Curd Jürgens sagte, das Drehbuch musste einfach von zwei Autoren geschrieben werden, da niemand allein einen derartigen Käse zusammenbringen könne, aber wer nicht mitspiele, sei als Nazi abgeschrieben, also Werner Krauss und Familie Hörbiger bis auf den Paul. Frau Jürgens hiess in Wahrheit Judith Holzmeister, war eine wirkliche Schauspielerin und sollte eine Spanierin oder Südamerikanerin spielen, aber darauf sollte es nicht ankommen, denn das war ja für den Film dasselbe, und sie sollte sich in österreichische Dirndlkleider verlieben, da man von denen sehr viele hatte, die besser passten als die zusammengestoppelten spanischen. Ihr Vater war der berühmteste

Architekt Österreichs und noch grösser als Prinz Eugen, da er den Türken eine solche Hauptstadt gebaut hatte, dass sie nie wieder wagen würden, Wien anzugreifen, und er war wegen seiner politischen Beziehungen sehr wichtig und führte das Wort am Tisch. Es ging also um Österreichs Freiheit, die der Film dadurch erreichen sollte, dass alle sangen:

*Die Sonne scheint auf arm und reich,
warum nicht auch auf Österreich?*

Um zu zeigen, dass man den Platz an der Sonne brauche, wurde alles gezeigt, was Österreich so grossartig machte, also Heurige, Habsburger, Landschaft, Lippizaner, Sänckerknaben und viele Operetten. Die waren als charakteristische Szenen auf Wagen gestellt und rollten durch die Hauptallee im Prater. Man sah sie sich am nächsten Tag an, und es sah wirklich sehr komisch aus, da die Alleen der Stadt zu ganz abgeholzt waren und der Wurstlprater auch, weshalb sie beim Lusthaus fahren mussten und aussahen wie der Festwagen beim Jubiläum des Männergesangsvereins. Mutter sagte, in Österreich sei man eben nicht nur einfach, sondern auch noch patriotisch besoffen, aber das sei eben so bei kleinen Ländern, denn je kleiner der Dreck, desto mehr stincke er. Der Abend endete leider unerfreulich, denn da kam noch ein dicker junger Mann, der einen Besatzungssoldaten spielte und sagte, der Film würde doch ein lätscherter Kaiserschmarren, und da waren sich alle gegen ihn einig, die vorher dasselbe gesagt hatten. Tante Anny komplimentierte ihn hinaus, weil er betrunken sei, und sagte später, der Herr Qualtinger sei doch ein sehr unsympathischer Zeitgenosse. Aber das gehöre eben zum Ärger im Gastgewerbe.

Ausserdem sah man seine ersten Existentialisten. Die sollten noch schlimmer sein als die Schlurfs, und sie

waren sehr fesch. Sie trugen die Haare kurz, hatten bei jedem Wetter Wehrmachtssonnenbrillen auf, dunkelblaue Nietenhosen an, die man nur in den Ami-Läden bekam, und schwarze Rollkragenpullis, die fast bis ans Knie reichten. Dazu gehörte noch ein schwarzer Strick-schal, zwei glatt, zwei verkehrt, der so lang sein musste, dass er leicht am Boden schleifte. Warum sie Existentialisten hiessen, wusste niemand, aber sie hörten nicht Ami-Musik, sondern französische. Die Franzosen hatten nämlich auch Musik, und die hiess Piaf oder Greco, weil Herr Chevalier mit den Nazis gepackelt hatte, oder sie hörten Beethoven, wozu sie Kerzen anzündeten, weil Beethoven auch noch keine Elektrizität hatte. Sie imponierten dem Jungen, da sich alle Leute über sie aufregten, aber Mutter wollte ihm keine Nietenhosen kaufen.

Den Pullover aber bestellte er an seinem dreizehnten Geburtstag. Er hatte von der Grossmutter ganze hundert Schilling bekommen, was sehr viel Geld war, und dann redete er mit Frau Luftensteiner Marie, die schon alt war und eine Weissnäherin, und die versprach, ihm einen solchen Pullover zu stricken, und nahm dafür fünfzig Schilling. Bald darauf kamen die Kartoffelkäfer. Sie waren schwarzglb wie die Habsburger, aber noch viel mehr, und man hatte kein Gift, um gegen sie anzuspritzen. Deshalb ging jeder Ausgang der Jungen zu einem Kartoffelacker des Klosters, und man musste leere Marmeladegläser mitnehmen, um die Käfer zu sammeln. Sie krabbelten überall auf dem Acker herum, aber ihre Raupen waren noch böser, gross und schwarzrot, und sie lebten auf den Unterseiten der Kartoffelblätter. Am Anfang machte es Spass, Kartoffelkäfer zu ernten, aber bald wurde es langweilig, weil es immer dasselbe war. Man musste es aber tun, weil Pater Coelestin sagte, man bekäme sonst gar nichts mehr zu essen, da die Habstoffelkäfer eine Hungersnot herbeifrassen, und Irland sei so

auch entvölkert worden und zu den Amis ausgewandert. Um das zu verhindern, müsse man eben Kartoffelkäfer sammeln, obwohl es die Amis besser hatten.

Endlich kamen die Ferien – das Zeugnis war wie immer –, und da hatten auch die Grosseltern Kartoffelkäfer. Grossvater sagte, sie seien so schlimm wie die Russen, und Frau Luftensteiner Marie sagte, sie müsse für den Pullover mehr Geld nehmen, da die schwarze Wolle so schlecht zu sehen sei. Grossmutter zeigte dem Jungen ein Glas. Wenn das voller Kartoffelkäfer und -raupen sei, bekäme er fünfzig Schilling. Es war leider ein Gürkenglas, und man ging natürlich mit einem kleineren los, und man brauchte mehr als zwei Wochen, das grosse zu füllen, und hatte Angst, es könne nicht genug Kartoffelkäfer geben.

Glücklicherweise fuhr Mutter für ein paar Tage weg, und da brauchte man nichts tun und konnte nur Käfer sammeln. Man sammelte nur die Käfer, denn die Raupen wurden im Glas schnell Matsch und machten nichts her. Sie sollten besser Käfer werden, und in die Mitte des Glases tat man einige Erdkrümel, die man nicht sehen durfte, doch sie machten, dass alles besser aussah. Mutter war von Herrn Furtwängler nach Salzburg eingeladen worden, um sich den Brucknerachtern anzuhören. Man kannte ihn nicht und hätte ihn auch gern gehört, doch man tröstete sich damit, dass man in Hamburg gehört hatte, was Achtern bedeutet, und gönnte Mutter den Brucknerachtern. Als man ihn dann im Radio hörte, war es laut und gewaltig. Das war ein barockes Gewölbe mit gemaltem Himmel, und der ging in die Luft, krachend und ganz langsam, und beim Finale dachte man an die Blasmusik oben im Dorf, wenn die bei Fronleichnam zu Ehren Gottes ganz besonders trötend explodierte. Dann mussten sie immer schrecklich viel trinken, und das war so komisch, dass man Mutter, als sie zurückkam,

nicht sagen wollte, dass man gehört hatte, wovon sie so schwärmte. Aber vielleicht meinte sie auch Herrn Furtwängler, denn der hatte eine Glatze wie Vater.

Da war auch der Pullover fertig, und Mutter sagte, für hundert Schilling sei er eigentlich sehr teuer geworden. Man fand ihn aber grossartig und zog ihn immer an, wenn man weiter Kartoffelkäfer sammeln sollte. Natürlich schwitzte man fürchterlich, doch das war gut, weil der Pullover dadurch so speckig wurde, wie man es bei den Existentialisten gesehen hatte. Man freute sich schon darauf, im Herbst wie ein echter Existentialist auszu- sehen, doch dann verdarb einem Mutter die Freude, denn sie wusch den Pullover mit Fcwa, das noch von vor dem Krieg da war – man kannte noch den Schlager aus dem Volksempfänger –

*Fahr mit dein Roller nach Addis Abeba
und wasche dem Negus den Körper mit Ferna;
der Negus wird staunen,
und die Neger sind platt,
was Deutschland für wunder-
bare Waschmittel hat –,*

und sie wusch ihn so heiss, dass er nicht mehr richtig ausgeleiert war. Das bekam man später zwar noch hin, doch so richtig speckig wurde der Pullover nicht mehr, da es dafür nicht mehr heiss genug war, obwohl man ihn anzog, als man nach den Ferien wieder im Kloster Kartoffelkäfer sammeln musste. Und man freute sich darauf, dass zu Allerheiligen der Schal fertig werden sollte, denn man hatte Frau Luftensteiner Marie noch die fünfzig Schilling gegeben, die man von Grossmutter für weitere Kartoffelkäfer bekommen hatte.

Grossmutter unterhielt sich viel mit dem Jungen. Im Sommer sass sie am liebsten im neuen alten Lusthaus, wo

es schattig und luftig war, doch sie brauchte schon sehr lange, um von ihrem Boudoir die Treppe hinunter dorthin zu kommen, und noch länger zurück. Sie bekam wenig Luft, schnaufte sehr viel und sagte, gegen Herzwassersucht gebe es kein Mittel, und zu Weihnachten würde sie ein Bankeri machen. Eine Bank war zwar zum Sitzen da, doch Grossmutter meinte damit, dass sie dann sterben würde. Man hörte es nicht gerne und glaubte es ihr auch nicht, denn es waren zwar schon viele Menschen gestorben, doch von Grossmutter glaubte man das nicht.

Man hörte, dass Grossvater in England studiert hatte, obwohl damals Frankreich modern gewesen sei, und dort habe er Leute wie die Fabian Society und Herrn Morris kennengelernt, die ihn sehr beeindruckt hätten. Er habe sogar noch die alten Herren Marx und Engels gesehen, die am Kommunismus schuld seien, aber damals sei er noch sehr jung gewesen und habe ihre Pläne nicht durchschaut. Dann habe er eine Krankenkasse gegründet, um den Kommunismus zu verhindern, den es noch gar nicht gab, und Kindergärten und kleine Spitäler, damit sich die Leute nicht von der Arbeit drücken konnten, weil jemand zu Hause Kind oder krank war. Das habe bis zum Ersten Weltkrieg funktioniert, den er nicht gewollt hatte, da er wusste, dass es schiefgehen wird, und seither wurstle man so vor sich hin. Der Junge hörte zu, da er wusste, dass alte Leute gerne von vergangenen Zeiten reden und Grossmutter zu ihm immer sehr grosszügig war, denn sie sagte, man solle, was man könne, noch mit der warmen Hand geben. Man hörte es nicht gerne, da man die Grossmutter sehr gern hatte.

Wenn man durch die Gegend ging, wunderte man sich, wie klein alles geworden war. Man selbst war doch nicht so gewachsen, nur ein paar Zentimeter, doch wenn man mit dem Fahrrad zu den Bauern fuhr, denen man

als Kind beim Heumachen geholfen hatte, war alles geschrumpft. Auch der alte Bauer war geschrumpft, denn er hatte einen Schlaganfall gehabt und sass jetzt im Lehnstuhl. Man radelte schnell weiter und schob dann lange sein Rad einen grossen Hügel hoch, denn dort, im Niemandsland zwischen dem Grossvater und seinem verfeindeten Nachbarn, der schon lange tot war, stand eine kleine Kirche, die man immer sah, aber nie gesehen hatte. Kam man das erste Mal in eine Kirche, durfte man sich etwas wünschen, aber eben nur beim ersten Mal, und der Junge hatte einen Wunsch. Ausserdem hatte er in einer Schachtel August mit. Den hatte man am Morgen tot in seinem Warmbeet gefunden, und Herr Mandi sagte, er habe wohl schlecht überwintert, und hatte dem Jungen eine kleine Schaufel mitgegeben. Die Kirche war versperrt, doch der Bauer daneben hatte den Schlüssel, und sie war sehr staubig und bunt. Die Altäre waren Bauernbarock, gold, blau und rot, und vorne wie Truhen mit grossen Blumensträussen bemalt, und auf der Rückseite des Hochaltars war ein Hühnerkäfig, denn der Kirchenpatron war auch der des Kleinviehs und nahm gerne Geflügel als Opfertgaben, da es der Pfarrer im nächsten Dorf gerne ass. Jetzt aber glaubte niemand mehr daran, weshalb auch keine Hühner mehr geopfert wurden, und der Pfarrer holte seine bei den Bauern, die sie ihm natürlich billiger verkaufen mussten. Man grinste darüber, und dann begrub man August neben der Kirche. Es war einem nicht ganz leicht um das Herz, denn man wusste, dass man das alles erst wieder sehen würde, wenn man Künstler geworden sei, doch bis dahin war es noch weit hin, ja, man wusste nicht einmal, ob überhaupt und wie lange, und alles sah so staubig und alt aus, dass es dann schon längst zerfallen sein würde. Aber vielleicht könnte man Augusts Klapp-Panzer wiederfinden. Man hatte von Wiedergeburt gelesen und dachte, eine Schild-

kröte habe es ganz gut, wegen ihres Panzers und ihrer vielen Zeit.

Man unterhielt sich darüber auch mit Herrn Hirthentaler, als die Ferien vorüber waren. Natürlich sagte man ihm nicht, weshalb, und der Anlass war, dass Pater Columban endlich gestorben war. Es sei für ihn eine Erlösung gewesen, sagten fast alle, denn er war ein Jahr lang nicht mehr aus seinem Zimmer herausgekommen, und er hatte sich sehr gekränkt, dass ihn Pater Coelestin wegen seines Zitterns abgelöst hatte. Man redete also über Zeit, und Herr Hirthentaler redete von einem Fluss, in dem grosse Felsen zu kleinen Kieseln und Sand zerschliffen würden, bis sie verschwunden seien. Der Junge fand das Bild sehr schön, obwohl er lieber Wasser gewesen wäre, doch dann fiel ihm ein, dass die Quelle des Flusses sicherlich Gott sein müsse, und da es den nicht gab, konnte alles nicht stimmen. Dafür lieh man sich ein kleines Buch, in dem es um Erbsen ging, denn da musste einer immer nur Erbsen essen, als wäre er im Internat, doch der Doktor sagte: «Der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. – Den Harn nicht halten können!»

Zu Allerheiligen hatte Frau Luftensteiner Marie den Schal fertig, sehr schwarz und lang. Man konnte mit ihr handeln, denn das Muster war eigentlich sehr einfach, zwei glatt, zwei verkehrt, doch sie hatte sich so oft erzählt, dass sie zehn Schilling nachlassen musste. Grossmutter sagte, sie habe nie Existentialisten gesehen, könne sich das aber nun vorstellen, und der Junge solle stolz sein auf sein erstes selbstgekauftes Zeug. Da man sich sehr über den Suderer geärgert hatte, begann man über ihn eine Zeichengeschichte, denn man hatte auch Buschs *Heiligen Antonius* gelesen, und man füllte ein ganzes Schulheft. Man fand sie sehr gelungen und zeigte sie einigen Schülern, die auch sehr lachten. Eines Nach-

mittags kam Pater Coelestin in das Museum, stürzte sich auf das Pult des Jungen, und als er das Heft gefunden hatte, gab er dem Jungen ein paar Ohrfeigen. Dann war alles, wie man es schon kannte. Man bekam zwei Wochenenden Karzer, musste sich beim Suderer kniefällig für die ungeheure Beleidigung entschuldigen, der einem salbungsvoll vergab, und Mutter bekam wieder einen Brief und musste wieder kommen. Dennoch war etwas anders, denn Pater Coelestin zeigte Mutter das Heft und redete von «ungeheuerlich» und «unzüchtig» und so weiter. Mutter sagte, letzteres könne sie sich beim Jungen nicht so ganz vorstellen, und so las sie das Heft, während Pater Coelestin in seinem Lehnstuhl sass, eine Virginia rauchte und der Junge daneben stehen musste. Nach einer Weile sagte Mutter, sie verstehe die ganze Sache nicht, denn sie sei ja kein Geistlicher, und sie wisse ja, dass die eine eigene Moral hätten, doch für sie sei das ein ganz normaler Schülerscherz. Der Junge dachte sich, dass es gut sei, dass Mutter jetzt wieder bei Grossmutter war, und Pater Coelestin sagte, dass man den Anfängen wehren müsse. Dann wurde der Junge hinausgeschickt, und als Mutter nach einer Weile kam, gab sie dem Jungen eine Ohrfeige, weil er so dumm gewesen sei, nicht zu bedenken, dass Jungen im allgemeinen ein Gesindel seien und gerne andere denunzieren würden. Darüber hinaus war sie nicht sehr böse, und man wunderte sich ein wenig. Das sagte man ihr natürlich nicht, doch sie sagte, sie habe mit dem Jungen schon so viel Kummer gehabt, dass sie sich allmählich daran gewöhne.

Als man zu den Weihnachtsferien nach Hause kam, war Grossmutter krank. Sie läge schon eine Woche im Bett, sagte Mutter, und der Doktor sagte, gegen Herzwassersucht gebe es letztlich kein Mittel. Grossmutter sah ganz

gelb aus im Gesicht und hatte viele Keilkissen im Rücken, denn wenn sie flach lag, bekam sie keine Luft. Ihre Stimme war ganz anders geworden und sehr leise. Sie sagte dem Jungen, er solle sich zu ihr setzen, doch der hatte keine rechte Lust, denn Grossmutter war ihm, so wie sie jetzt aussah, etwas unheimlich geworden. Auch ihr Schlafzimmer sah ganz anders aus. Neben dem Bett stand jetzt ein Leibstuhl, und aus dem Boudoir waren einige der kleinen Polsterstühle gekommen, denn Grossmutter war selten allein. Meist sass die Mutter bei ihr oder eines der alten Mädchen, und Grossvater sass in seinem Arbeitszimmer und durfte nicht gestört werden. Im Haus war es sehr leise, denn nicht einmal die Mädchen in der Küche sangen, sondern redeten darüber, was aus ihnen einmal werden solle, wenn cs die Herrin nicht mehr gebe. Die älteste Köchin sagte, dann werde eben «die Kleine» weitermachen, und man brauchte eine Weile, bis man begriff, dass damit Mutter gemeint war, die doch schon dreiundfünfzig war. Mutter sagte zum Jungen, er solle sich zu Grossmutter setzen, wenn die es so wolle, und man schob sich einen Stuhl neben den Toilettetisch in die Fensternische, wo es wegen des Dezembernachmittags schon dunkel war und wo man von Grossmutter gesehen werden konnte, sie aber nur sehen musste, wenn man wollte.

Grossmutter fragte, ob man sich an die Kuttcnbrunzer schon gewöhnt habe. Als man das verneinte, sagte sie, sie habe sich auch an viele Sachen ein Leben lang nicht gewöhnen können, und der Junge müsse sich auch nicht an ihren Anblick gewöhnen, denn das gehe vorüber. Das Tröstliche im Leben sei eben, dass nichts ewig sei, was einem zwar bei schönen Dingen leid täte, aber bei bösen trösten könnte, wenn man es nicht ausgerechnet dann immer wieder vergässe. So sass man zwei Stunden neben Grossmutter, bis sie sagte, jetzt könne man wieder gehen,

und dann kam Frau Philipp mit einer Schnabeltasse und brachte Grossmutter zu trinken.

Auch am 23. sass man bei Grossmutter, eine Stunde am Vormittag und eine am Nachmittag, als es schon dunkel war. Dazwischen sass man in der Bibliothek. Dort war wohl schon lange nicht Staub gewischt worden, also auf den Möbeln und dem Globus schon, doch die Bücher waren sehr schmutzig. Man sah sich einige an, die man immer schon gerne gesehen hatte, ärgerte sich darüber, dass man die Amazonas-Indianer des Herrn von Humboldt so schlecht koloriert hatte, und konnte sich nicht vorstellen, wie hier alles ohne Grossmutter weitergehen solle. Um sechs Uhr setzte man sich dann wieder zu ihr. Sie hatte bessere Laune, so dass man hoffte, dass doch alles wieder gut werde, und sie redete mehr mit dem Jungen. Sie sagte, jung sein sei scheusslich und alt sein erst recht, und von dem, was dazwischenliege, könne man auch nur selten sagen, dass es sich gelohnt habe. Man erzählte ihr, nachdem man ihr das Ehrenwort abgenommen hatte, nichts zu verraten, dass man Künstler würde, und sie sagte, das sei ihr egal. Sie würde nur darum bitten, dass der Junge seine künftigen Entscheidungen so treffe, dass er ihr keine Schande mache. Dann sagte sie dem Jungen, er solle in einem Schrank suchen, und dort war ein Photoalbum. Sie wolle es sich ansehen, und man legte es auf die Bettdecke. Es waren uralte, braune Photos, die man auf Pappe geklebt hatte, und auf den ersten war Grossmutter als Mädchen. Dann kam eines, auf dem Grossvater sehr jung war und mit einer riesigen Dogge spielte. Das erzählte sie dem Jungen, doch dann hatte sie keine Lust mehr, die Photos anzusehen, denn das habe sie alles schon hinter sich, und man musste das Album wieder zurückräumen. Danach sagte Grossmutter lange nichts, und als Frau Philipp mit der Schnabeltasse kam, sagte Grossmutter, sie könne wieder

gehen, da der Junge da sei. Später sagte sie, dass sie schlafen wolle und man ihr ein Schlafmittel geben solle. Das war in einer kleinen Lade im Toilettetisch, aus der man es holen und ihr geben sollte. Man fand die Glasröhre, und Grossmutter sagte, man solle ihr die Pillen auf die Bettdecke schütten. Dann nahm sie einige und trank dazu aus der Schnabeltasse, und der Junge sollte sich verabschieden und der Mutter sagen, sie möge nicht zu spät kommen. Der Junge musste sich zu ihr beugen und bekam einen Kuss auf die Stirn, was er nicht sehr mochte, und als er zum Abschied «Bis morgen» sagte, brummte Grossmutter nur «Jaja».

Mutter stand schon vor der Tür und ging hinein. Sie blieb sehr lange, und als sie herauskam, sah sie den Jungen und begann zu weinen. Ehe man zu ihr noch etwas sagen konnte, sagte sie, es sei schon spät, doch in der Küche gäbe es sicherlich noch etwas zu essen, und dann solle man schnell ins Bett gehen, denn morgen sei Heiliger Abend – da schluchzte sie besonders –, und es würde sicher spät werden, weshalb man vorschlafen solle. In der Küche lief eine Oper im Radio, denn die zweite Köchin hatte Geburtstag und mochte Opern gerne hören, aber nicht sehen. Sie sagte, sie sei ein Opfer ihrer Eltern, die ihr nur einmal im Jahr etwas schenken wollten und sie deshalb zu Weihnachten auf die Welt gebracht hätten, und sie hätte ihnen eins damit ausgewischt, dass sie einen Tag früher dagewesen sei als der Herr Jesus, doch genutzt hätte ihr das auch nichts. Die Mädchen sassen beisammen, und von einigen waren die Töchter gekommen, die auch schon sehr alt waren, und tranken Glühwein, denn der Herr hatte sein Abendessen schon ins Arbeitszimmer bekommen, und sie feierten. Als der Junge kam, stand eines auf und machte Mutters Abendessen fertig, das dann hochgebracht wurde, und das betagte Geburtstagskind machte im ganz kleinen

Herd Feuer und dem Jungen eine Eierspeis. Da holte im Radio gerade ein alter Mann seinen Sohn nach Hause, da dessen grosse Liebe TBC hatte und eine dubiose Vergangenheit, und sie sang mit, denn sie hatte einen bemerkenswerten Bass. Am Ende der Arie rieb sie dem Jungen noch Käse drüber, und er durfte sich zu den Mädchen setzen, die so ähnlich rochen. Die Mahlfrauen erzählten, wie sie von Siebenbürgen hierher gekommen seien, doch das kannte man schon, und dann gab einem ein Mädchen von seinem Glühwein zu kosten. Er schmeckte, und da im ganz kleinen Herd noch Feuer war, wurde noch ein Glühwein gemacht. Später noch einer auf dem Elektrokoher, und dann kam Mutter mit ihrem leeren Teller herunter und sagte, es sei schon spät. Die älteste Köchin sagte, es sei erst zehn Uhr und sie würden noch ein wenig feiern, denn das sei schon so gewesen, als die Herrin noch Herrin war, und vielleicht könne sich Mutter daran nicht erinnern, da sie damals in der Oper auf der Bühne gestanden habe, und sie sagte es so, dass Mutter rot wurde. Mutter sagte darauf, dass wenigstens derjunge schlafen gehen solle, doch der wollte erst seinen Glühwein austrinken, und Mutter wartete. Man ging schweigend hinter ihr her, und am Treppenabsatz sagte sie, es sei nicht leicht. Aber das kannte man schon. Nur, wie sie es jetzt sagte, war es anders, und sie sah müde aus. Als man in sein Bett ging, dachte man darüber nach, dass es Mutter vielleicht auch nicht leicht hätte.

Am Morgen, als der Junge vom Frühstück aus der Küche kam, hörte er Grossvater und Mutter im Boudoir miteinander reden. Grossvater sagte, dass sich das in ihrem Alter wirklich nicht mehr gehöre und sie ihm das nicht auch noch hätte antun müssen, und Mutter sagte, sie habe es eben nicht mehr ausgehalten. Grossvater sagte, sie solle wenigstens ordentlich aufräumen, denn das gehe

niemanden etwas an, und als der Junge an die halboffene Tür klopfte, waren die Erwachsenen still. Grossvater ging in sein Arbeitszimmer; Mutter hatte ein kleines Tablett in der Hand, auf dem die Medikamentenröhrchen von Grossmutter lagen, und ging damit hinunter. Leise ging der Junge ins Ankleidezimmer und sah Grossmutter in ihrem Schlafzimmer schlafen und schnarchen. Als er zurückschlich, kam Mutter mit dem leeren Tablett und sagte, man solle Herrn Mandi holen. Herr Mandi war daheim und trank Tee mit Rum, als man ihn holte, und Mutter sagte, er solle zum Pfarrer wegen der Letzten Ölung fahren. Dann setzte sie sich wieder zu Grossmutter, die immer noch schlief und schnarchte. Um zehn kam der Doktor und sagte, da sei wohl eine Urämie dazugekommen, und jetzt könne man gar nichts mehr machen. Dann hörte man unten das Auto, und Herr Mandi kam mit dem Pfarrer. Der hatte keinen Ministranten, weil Heiliger Abend war, und sagte zum Jungen, er könne das doch sicher, weil er im Kloster sei, aber man konnte es nicht, und der Pfarrer sagte, man solle es trotzdem tun, und er würde dem Jungen zuflüstern, was. Mutter holte Grossvater, und dann ging man zu Grossmutter und gab ihr die Letzte Ölung. Sie bekam aber nichts davon mit, da sie schlief und schnarchte, und Grossvater ging hinaus, bevor es vorbei war. Als der Pfarrer seine Sachen zusammenpackte, kam Grossvater noch einmal und sagte zu Herrn Mandi, dass er ihn noch brauche, und dann bekam der Pfarrer Geld und wurde weggefahren. Der Junge war ärgerlich auf ihn, denn er wusste, dass man sterben musste, wenn man die Letzte Ölung bekam.

Später redete der Grossvater mit Herrn Mandi, und der sagte, der Junge solle mitkommen. Er ging in den alten Geräteschuppen der Gärtnerei, den man noch kannte, und stellte den Stapel der alten Warmbeetplatten um, die

man nur brauchte, wenn Hagel drohte. Als er dann auf den gestampften Boden kam, holte er einen Spaten und stach hinein. Einmal klang es hart, aber das war ein Stein, denn als Herr Mandi direkt daneben stach, war dort Erde. Dann klang es wieder hart, und Herr Mandi grub eine kleine, ziemlich angerostete Eisenkasse aus. Die habe der Grossvater im Krieg vergraben, sagte er, und er habe es auch nicht gewusst und deshalb den Jungen als Zeugen mitgenommen. Als man damit in Grossvaters Arbeitszimmer kam, passte der Schlüssel nicht, den Grossvater hatte, da das Schloss sehr rostig war, und der Junge durfte zusehen, wie Herr Mandi in der Schlosselei mit allen möglichen Geräten die Kasse aufmachte. Drin war ein Lederbeutel, und Herr Mandi brachte alles zum Grossvater, der sagte, es sei in Ordnung. Dann kam noch einmal der Doktor und sagte zu Mutter, er habe den Totenschein schon ausgestellt, weil Heiliger Abend sei, und Mutter brauche nur noch die Zeit einzufügen. Man setzte sich zu Grossmutter, die schlief und schnarchte. Manchmal schien sie zu träumen, das sah man am Gesicht, doch sie bewegte sich nicht und wachte nicht auf. In der anderen Ecke sass Frau Philipp und betete vor sich hin. Nach einer Weile kam Grossvater, machte eine Handbewegung, damit Frau Philipp gehe, und setzte sich an die andere Seite des Toilettetischs. Eine Weile sah er Grossmutter an, dann kramte er in seinem Sakko und zündete sich eine Zigarre an. «Das macht ihr auch nichts mehr», murmelte er, da sich der Junge wunderte. Nach einer Weile ging er hinaus und kam mit einem Aschenbecher und zwei Gläsern wieder. Eines schob er dem Jungen hin, und drin war Slibowitz, den er mochte, aber nicht der Junge. Man nippte am Glas, doch der Schnaps war zu scharf. Als Grossvater die Zigarre halb aufgeraucht hatte, ging er wieder samt Aschenbecher und Schnapsgläsern.

Frau Philipp war schon längst wieder da, als Grossmutter anders zu schnarchen begann. Sie ging hinaus und kam mit Mutter wieder, die eine Kerze mit hatte und sie auf dem Nachttisch anzündete. Dann hörte man, wie immer mehr Leute in das Ankleidezimmer kamen und leise beteten. Grossmutter schnarchte schneller, und draussen hörte man das Personal beten. Man erkannte die Stimmen von Herrn Mandis Vater und den Küchenmädchen, und es kamen immer noch Leute. Sie waren sehr leise, aber man hörte sie, manche weinten leise, und Grossmutter schnarchte sehr langsam. Plötzlich machte sie Augen und Mund auf, rülpste und atmete nicht mehr.

Man musste aufstehen, da Mutter und Frau Philipp die Fenster aufmachten, und dann kam Herr Mandi herein und hielt die Pendeluhr an. Es war halb sechs, und Mutter bedeutete dem Jungen zu gehen. Das war nicht einfach, denn das Ankleidezimmer war voller Leute, und auch im Boudoir standen welche. Man kannte sie alle, da sie bei den Grosseltern arbeiteten, aber man hatte gar nicht gewusst, wie viele es waren. Manche Frauen weinten, manche taten so, und auch die alten Männer hatten nasse Augen. Herr Mandi klopfte an die Tür von Grossvaters Arbeitszimmer, aber es dauerte lange, bis Grossvater aufmachte. Dann ging Grossvater durch die Leute, die ihm aus dem Weg gingen, in Grossmutter's Schlafzimmer, schloss die Tür und blieb eine Weile drin. Die Leute beteten leise, und nach einer Weile machte Grossvater die Tür auf, liess sie offenstehen und ging schnell in sein Arbeitszimmer, die Leute aber gingen zu Grossmutter. Sie hatte Augen und Mund wieder zu, die Hände um ein kleines goldenes Kreuz gefaltet und um den Kopf eine Serviette gebunden. Der Junge drückte sich in eine Ecke, während die Leute an Grossmutter vorbeigingen, und Herrn Mandis Vater legte einen schönen Blumenstrauss auf Grossmutter.

Dann ging man in die Bibliothek und blätterte in Büchern, bis Mutter sagte, man solle in die Küche essen gehen. Dort sassen die Leute beisammen und redeten nicht viel, doch es gab gebackene Schnitzel, weil Heiliger Abend war. Danach ging man von selbst schlafen und achtete darauf, Mutter und Grossvater nicht zu begegnen, doch die sassen im Arbeitszimmer, und auf dem Flur stand der Christbaum, der heuer jedoch nicht geputzt oder angezündet wurde. Man ging aber nicht gleich ins Bett, sondern sass noch lange in der Bibliothek.

Am nächsten Tag war viel los, obwohl der erste Weihnachtstag war. Herr Mandi und der Tischler machten in der Werkstätte den Sarg fertig. Sie sagten, die Herrin habe ihnen die Feiertage gründlich versalzen, und ordentliches Trauerpapier zum Bekleben des Sarges war auch keines da. «An alles haben sie gedacht», knurrte Herr Mandi, als er sich durch die Hortungskäufe der Nazizeit sortierte, die man wegen der sicheren Aussicht auf Krieg angelegt hatte, «nur nicht ans Sterben». Auf dem Dachboden über den Werkstätten fand er dann noch welches, das von Grossvaters Mutter aus dem Jahr 1918 übriggeblieben war, doch das war durch das Alter braun geworden, und sie mussten viel stückeln. Aus der Gärtnerei kamen Palmzweige, die Herr Mandi mit Ofenbronce silbern strich, und die wurden so auf den Sarg genagelt, dass man die Klebestellen nicht sah. Im Haus schimpfte Grossvater, dass man keinen Platz habe, da die Kapelle jetzt den Russen gehörte, und das Boudoir wurde ausgeräumt und mit schwarzem Stoff ausgeschlagen. In das Bahrtuch waren die Motten gekommen, doch auf die Löcher wurden Kerzenleuchter gestellt, so dass man kaum welche sah. Am Nachmittag war dann der Sarg zu und Grossmutter aufgebahrt, und auch der Kommandant kam, um zu kondolieren. Grossvater fragte

ihn, ob man den Vorplatz des Barocktrakts am Tag des Begräbnisses benutzen könne, und er erlaubte es. Mutter sass in Grossvaters Arbeitszimmer am Telefon und erzählte allen möglichen Leuten, dass Grossmutter tot sei, und man wusste nicht, was man tun sollte. Dann wurde man von Grossvater eingeteilt, denn es kamen viele Leute aus dem Dorf, um Grossmutter's Sarg anzusehen, und all denen musste der Junge einen Schnaps ausschenken.

Am Abend kam Grossvater in die Küche und hatte Hunger. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, nur getrunken. Mittag war eine Gans gebraten worden, wie jedes Jahr zu Weihnachten, doch da Grossvater nicht da war, hatte man sie nicht angerührt, und jetzt wurde sie aufgewärmt. Dann erzählte Grossvater von Grossmutter's Testament. Sie wolle nicht in die Kirche, weil sie das nie gewollt habe, und nicht ins Mausoleum, weil sie mit denen da drinnen nicht streiten wolle. Sie habe sich selbst ein Grab ausgesucht, und da wolle sie hinein, und sie wolle auch keine Rede gehalten haben.

Auch die nächsten zwei Tage kamen viele Leute, denen man Schnaps ausschenken musste, und es war sehr langweilig. Grossmutter lag unter dem zusammengeflickten Trauerpapier und den silbern gestrichenen Palmwedeln und war doch, wenn man darüber nachdachte, der beste Mensch gewesen, den man hatte. Grossvater war man immer aus dem Weg gegangen und er einem auch, denn er war einem zu gross und man ihm zu klein, ein Kind eben und dann ein kleiner Junge, «nicht satisfaktionsfähig», wie er oft sagte, und man hatte immer das Gefühl, ihn zu stören. Und Mutter gehörte ihm jetzt ja auch. Er hatte sie «weichgeklopft», wie sie zu Tante Anny gesagt hatte, und sie wollte immer perfekt sein und dasselbe auch von einem, doch das war einfach zuviel verlangt. Man versuchte es ja, so gut man konnte, doch

es war ihr nie genug, und sie war immer nervös. Auch deshalb, weil am Nachmittag immer noch der Direktor kam und nicht gesehen werden durfte. Es gab nichts mehr, was einem mit diesem Haus verband und mit diesem Dorf, dessen grösstes Vergnügen Gemeinheit und Schadenfreude war. Am deutlichsten merkte man das, wenn sich Frauen oben in der Konditorei trafen, die sich sonst Freundinnen nannten. Kaum musste eine aufs Klo, war sie so lange für die anderen Gesprächsgegenstand, bis sie wiederkam, und dann wurde das Thema gewechselt. Frau Haberfellner wollte sich deshalb einmal so lange zurückhalten, bis sie es nicht mehr aushielt und sich anmachte. Das muss gewesen sein, als das Kino noch keinen Ton hatte, aber jeder im Dorf wusste es, weil die Geschichte immer erzählt wurde, und sie begann mit «Sie ist ja meine beste Freundin, aber die hat einmal ein komisches Malheur gehabt...». So war das Dorf, und die Männer waren erst recht nicht besser, ausser Herrn Mandi vielleicht, der für Mutter und Grossvater alles machte und immer da war, aber von dem sagten andere Leute, dass er dumm sei, sonst würde er sich wenigstens genügend beiseite schaffen. Jetzt stand er im Salon, so dass man ihn kaum sah, aber er die Leute, die kamen, und bei manchen klopfte er an die Tür zum Arbeitszimmer, und dann kam Grossvater heraus. Die Leute wünschten ihm Beileid, und er sagte, dass er mit Grossmutter über sechzig Jahre verheiratet gewesen sei und es ihm leid täte, dass jetzt im Haus kein angemessener Platz wäre.

Um Platz ging es auch in allen Gesprächen mit dem Personal, und als das Begräbnis war, verstand derjunge, warum. Dabei hatte Mutter gesagt, sie habe nur die wichtigsten Leute angerufen, doch es hatte sich auch herumgesprochen und sogar in der Zeitung gestanden, obwohl man der gar nichts gesagt hatte, und so kamen furchtbar viele. Drei Blasorchester kamen, denen der

Grossvater für die Proben immer Freibier bezahlt hatte, und viele Feuerwehren, als Dank für die ihnen spendierten Uniformen und Schläuche, und vom Bischof ein hoher Geistlicher, der ein Patenkind der Grosseltern war. Und es kamen auch viele Leute mit Autos, so dass hinten bei den Russen eines neben dem anderen stand, und es sagten viele, sie hätten den Jungen zuletzt beim runden Geburtstag des Grossvaters gesehen und er sei sehr gewachsen. Das war wohl, als man Philharmoniker und Krieg hatte, also mehr als sechs Jahre her, und man erinnerte sich nicht an sie, da sie älter geworden waren. Nur Herrn Milchreis kannte man gleich, und er war mit seiner Frau gekommen und hiess Trautmannsdorf. Grossmutter war aus dem Boudoir in das kleine Treppenhaus gebracht worden, da das grosse voller Russen war, und die schwarzen Tücher auch. Die letzten Tage hatte der Stellmacher den Sargwagen repariert. Der hatte ganz hinten in der Remise gestanden, da man ihn seit 1918 nicht gebraucht hatte, und den Holzwürmern hatte er so geschmeckt, dass einiges fehlte. Das wurde mit Kitt und Papiermache ersetzt, und was man so nicht ersetzen konnte, durch Palmwedel aus der Gärtnerei, und dann wurde alles mit schwarzer Ölfarbe und silberner Ofenbronce frisch gestrichen. Man hatte ihn extra in eine kleine Remise geschoben und einen Sägespäneofen dazugestellt, damit die Farbe trocken wurde, denn es war kalt. Dann musste man aus den Pferden vier Gespanne zusammensuchen, doch das waren Ackergäule, und damit man das nicht sah, bekamen sie grosse, schwarze Decken angezogen. Dann kamen der Pfarrer des Dorfes und der von daneben, so dass es drei Geistliche waren, und alle hatten silbern bestickte, schwarze Mäntel an. Sie beteten eine Weile vor Grossmutter im Treppenhaus, und derweil formierten die Männer den Zug, eine Blaskapelle, eine Feuerwehr, noch eine Blaskapelle, und dann

kam der Sargwagen aus dem Wirtschaftshof gefahren. Vier Knechte führten die Pferde und hatten an, was von der Trauerlivree übriggeblieben war, doch die Röcke passten ihnen nicht, da man früher dicker war. Dann wurde Grossmutter auf den Wagen geschoben, ein Ministrant ging mit dem Tragekreuz voran, und mit der ersten Blasmusik ging der Zug los. Die Geistlichen gingen vor den Pferden, und hinter dem Sarg gingen rechts der Grossvater, in der Mitte der Junge und links die Mutter, von der man nicht viel sah, da sie einen schwarzen Schleier umhatte, der bis zum Boden reichte. Der Junge bemühte sich, nicht zu weinen, und dahinter kamen Freunde der Grosseltern, dann die Männer, schliesslich die Frauen das Dorfes, und ganz am Schluss das Zeugerl der Grossmutter, als wolle sie sich alles ansehen, doch es war diesmal leer. Das Personal weinte sehr, denn es musste daheim bleiben, um alles für die Zehrung vorzubereiten, und die Blasmusikkapellen wechselten einander mit Trauermusik ab. Grossvater sagte nichts und hielt sich an seinem Stock fest, denn er war schon sehr alt. Nach drei Trauermärschen musste man daran denken, was Grossmutter bei Begräbnissen gesagt hatte, und fast grinsen. Grossvater sah das und fragte leise, und als man ihm das sagte, lachte er ganz kurz und meinte dann ernst, dadurch würden Tote in einem weiterleben. Den Hang hoch machten die Orchester Pause, doch oben trauermusizierten sie weiter, und Grossvater sagte, Chopin könne sich ja auch nicht mehr wehren, aber bei seinem Begräbnis werde er andere Musik bestellen, Schönfeld- oder Radetzkymarsch, denn das klinge nicht nach Zwiebelschneiden. Dann war man schon beim Friedhof.

Danach musste man viele Hände schütteln und danke sagen, und man fuhr mit Grossvater und Mutter im Zeugerl heim. Die Fahrer einiger Gäste waren inzwi-

schen mit den Autos hochgefahren, und deshalb waren viele früher unten als man selbst, doch sie waren noch nicht ins Haus gegangen, sondern standen davor und tranken Glühwein, den ihnen die Mädchen gebracht hatten. Das Personal sah sehr verschwitzt aus, und als man in das Haus kam, sah man, warum. Die Trauertücher waren weggeräumt, und überall standen gedeckte Tische herum, in allen Räumen, die man hatte, und selbst in der Remise. Unten war für die Feuerwehr, die Blasmusiken und Leute aus dem Dorf gedeckt, und oben für die anderen Gäste, sogar in Grossvaters Arbeitszimmer. Grossmutter's Boudoir sah aus wie gewohnt, und doch anders, da nichts herumlag wie sonst, und dort waren zwei Tische für die verwitweten Damen. Nach und nach kamen alle Gäste, und der Junge ging wieder einmal mit Tablett und Kanapees herum. Die Mädchen servierten Getränke und Kaffee, und dann musste der Junge unten grosse Tablett mit Wurstsemmeln servieren. Die Leute unten redeten mehr als die Leute oben, und viele redeten von der Herrin und darüber, was sie mit ihr erlebt hatten. Man hätte gerne zugehört, doch man hatte zuviel zu tun. Einmal kam sogar der Grossvater herunter mit einem grossen Glaskrug, den man kannte und der barock war, und hinter ihm kam Herr Mandi mit einem noch grösseren Zinnkrug, aus dem er den gläsernen nachfüllte, doch auch der zinnerne musste oft ausgetauscht werden, weil Grossvater allen Leuten aus dem gläsernen ein Extraglas einschenkte – alle tranken ihres schnell aus, ehe Grossvater kam – und mit ihnen redete. Ein Feuerwehrhauptmann wollte eine neue Pumpe, und Grossvater sagte, er solle zum Stellmacher gehen, der sich mit so was auskenne, ein anderer fragte Grossvater, ob er den Ehrenschatz für die Neugründung des Schützenvereins übernehme, doch der meinte, dass die Russen keine neuen Schiessereien wollten und er dafür zu alt sei. So

ging das von Leut zu Leut, und nach zwei Stunden waren die Leute schon sehr fröhlich, und es kamen Mädchen mit grossen Tablett voll Schnapsgläser. Alle Männer nahmen eines und standen auf. Herr Mandi schickte den Jungen nach oben, und dort stand Grossvater vor einem offenen Fenster und sagte, er habe sich immer gewünscht, vorher zu gehen, denn das sei bequemer. Was man Trauer nenne, sei eigentlich nur Arger darüber, dass einem jetzt was fehle. Man könne sich bei den Toten auch nicht mehr dafür entschuldigen, was man ihnen im Leben angetan habe, doch er habe dieses Jahrhundert auch nicht bestellt, und er danke seiner Frau für alles, was sie ihm angetan habe. Dann hob er sein Glas, sagte «Auf den nächsten», trank es auf einen Zug und schmiss es zu Boden. Das taten auch alle anderen Gäste und die im Wirtschaftshof, denn die waren unten hingegangen, um Grossvater aus dem Fenster zu hören. Dann verabschiedeten sich alle und gingen über die Glasscherben nach Hause. Als es oben leer war, trank Grossvater noch einen Schnaps extra. Man sagte ihm, dass es doch schade um die vielen Gläser sei, und er sagte, das seien ganz billige und man mache das ohnedies nur bei einem Begräbnis. Dann räumte das Personal auf, und als alles getan war, gingen alle der Reihe nach in Grossvaters Arbeitszimmer. Wer über fünfundzwanzig Jahre im Haus war, bekam einen vierfachen Golddukaten, wer kürzer da war, nur einen doppelten, doch das waren auch nur drei Frauen und ein Knecht. Später fragte man Grossvater, woher er denn soviel Gold habe, und er sagte, man habe es doch selbst mit Herrn Mandi ausgegraben. Man bekam jedoch nichts davon, denn Grossvater sagte, den Rest brauche er für sein eigenes Begräbnis. Ansehen aber durfte man die Münzen, und sie waren 1902 geprägt worden. «Damals war man noch wer», sagte der Grossvater.

Mutter hatte einem zu Weihnachten ein ganz modernes Schreibgerät geschenkt, das aussah wie ein Drehbleistift, aber Kugelschreiber hiess. So etwas gab es nicht in der russischen Zone, und sie hatte es aus München mitgebracht, wo sie im Herbst gewesen war und die Frauen wegen des Wirtschaftswunders Hüftformer trugen, denn dort war nun die Deutsche Bank, und das war näher als Hamburg. Auch Grossvater hatte einen Kugelschreiber bekommen, natürlich einen viel schöneren, und er sagte, der sei sehr praktisch, obwohl er leicht schmiere. Er hatte eine Mine drinnen, die war aus Metall und mit ganz dicker Tinte gefüllt, die austrann, wenn man den Kugelschreiber zu lange auf dem Tisch liegen liess, und sie klebte und war schwer abzuwaschen. Gott sei Dank hatte Mutter einige Reserveminen mitgebracht. Die Patres aber mochten den Kugelschreiber nicht, weil er angeblich die Schrift schlecht machte, und so durfte man ihn nur in der Freizeit benutzen.

Leider ging bald danach die Füllfeder kaputt, da man keine Lust hatte, den stärkeren jungen immer die Schuhe zu putzen. Das mussten immer die schwächeren tun, denn das hiess Dienstbarkeit, obwohl sich die Patres darüber nicht einig waren. Pater Richard sagte einmal in der Mathematikstunde, das sei eine Sünde der Überheblichkeit, Pater Thomas sagte, das sei ein Jlaubtierverhalten, das der Mensch nicht haben solle, da er von Gott geschaffen wurde und so tun solle, als sei er dessen würdig, Pater Anselm liess sich die Schuhe von Tertianern putzen, und Pater Coelestin sagte, der Herr Jesus habe den Leuten sogar die Füsse gewaschen, was selbst der Papst und der Kaiser getan hätten, wenn auch nur am Gründonnerstag, weshalb alles in Ordnung sei. Man hatte aber keine Lust dazu, weil man es den stärkeren Jungen ohnedies nicht recht machte, und als ein anderer Junge einmal wortlos seine Schuhe dazustellen, sagte man nein.

Da wurde der andere Junge zornig und riss einen so am Sakko, dass man es verlor, und dann sprang er darauf. Da zerbrach Grossmutter's Feder, und alles war voller Tinte. Dann schlug er einen, doch die Schuhe putzte man ihm erst recht nicht.

Im Fasching sollten die Jungen ein Theaterstück spielen, doch man wollte nicht mitmachen, da Pater Anselm Regie führte. Die Jungen, die mitspielten, machten ein fürchterliches Trara um ihre Rollen, und die kleineren spielten die Frauen. Der Zeichenlehrer malte zusammen mit Sextanern die Kulissen, und da half man beim Anmischen der Farben. Dafür wurde stinkender Knochenleim gekocht, und als alles fertig war, kamen viele Eltern der Mitspielenden zur Premiere, und vorher sollte man sich die Generalprobe anschauen, doch da wurde man glücklicherweise krank. Von einem anderen Jungen hatte man gelernt, dass man Fieber bekäme, wenn man Zahnpasta frässe, doch da das bei Lacalut-Pulver nicht funktionierte, zeigte er einem, wie man das Fieberthermometer dezent rieb, bis es heiss wurde. So lag man im Krankenzimmer und liess sich von den Klosterschwestern verwöhnen, was sehr gut war.

In der Fastenzeit musste dieses Mal noch sehr viel mehr gebetet werden als sonst, da man zu Pfingsten gefirmt und damit ein richtiger Christ werden sollte. Man konnte sich nicht dagegen wehren, doch man tat nur so, als ob man bete, da es Gott ohnehin nicht gab.

Zu Ostern durfte in der Küche daheim wieder das Radio spielen. Eigentlich hätte es Grossmutter's wegen das ganze Jahr abgeschaltet sein sollen, doch Grossvater hatte gesagt, es sei ihm egal und das Personal brauche sich in der Trauerzeit nicht zu langweilen. Die älteste Köchin war in den Ruhestand gegangen, weil sie sich mit Mutter nicht verstand und ihr nicht gehorchen wollte. Auch Herr Buchlar war wegen Insubordination in die

Rente geschickt worden. Das machte nichts, denn Grossvater hatte eine eigene Rentenkasse, und Mutter sagte, man hätte ohnedies zuviel Personal. Herr Mandi meinte, dass manche Alte ausser Rand und Band gerieten, weil sie eine neue Herrin hätten, und zeigte dem Jungen seine Baustelle, doch die war nur ein grosses, graues Fundament und ein riesiger Haufen graue, selbstgemachte Ziegel. Herr Mandi sagte, das sei seine Zukunft, und im Herbst sei der Rohbau fertig, und man tat begeistert, weil man ihn mochte. Mutter schenkte dem Jungen eine grosse, beige Ledertasche, die sie Wuchtei nannte, weil sie aussah wie das gleichnamige Hefegebäck und man sehr viel hineinstopfen konnte. Man freute sich sehr darüber. Ausserdem ging man viel spazieren, sah sich seine Heimat an – nun ja, man war hierherbugsiert worden, hatte keine andere Wahl – und fand, das es darum nicht schade sei. Von Grossvater hatte man hundert Schilling bekommen, und auch über die freute man sich.

Im Physikheft waren nur noch wenige Kästchen frei, und man wurde ungeduldig. Das merkte man auch daran, dass einem das Kloster sehr egal wurde. Die Kuttenbrunzer waren wie immer, aber sie konnten nicht anders, weshalb man ihnen nicht sonderlich böse war. Nur Pater Anselm wünschte man noch immer, von einem Blitz erschlagen zu werden, doch man wusste ja, dass es keine höhere Gerechtigkeit gab. Man hatte bisher eben immer das falsche gedacht und geglaubt, doch war man sicher, dass alles anders würde, sobald man erwachsen sei, und man machte genaue Pläne. Die Septimaner durften am Nachmittag ohne Aufsicht ausgehen, und man gab einem, zu dem man etwas Vertrauen hatte, Geld, um eine Flasche Feuerzeugbenzin zu besorgen. Man sagte, dass man es brauche, um Flecken wegzuputzen, und er brachte es auch, allerdings war es doppelt so teuer wie man wusste. Man hatte sich für die Wuchtei

entschieden und das Wichtigste hineingepackt, sorgfältig entneunundachtzig. Den Pelz hatte man leider zu Ostern bei Mutter lassen müssen, aber da konnte man nichts machen, und auch Kierkegaard liess man im Pult. Man versteckte die Wuchtei im Keller unter dem Turnsaal, und da sicher auch andere Jungen von diesem Keller und seinen Fenstern wussten, schob man sie hinter alte Möbel und streute die alten Soldbücher darüber. Bei den Spaziergängen hatte man oft gesehen, wie unten an der Strasse nach Wien Leute standen und mit den Armen winkten. Dann hielt ein Auto, und sie fuhren mit. Pater Thomas sagte, das nenne man «per Anhalter» und das gehe gut, da die Leute nicht viel hätten und daher freundlicher zueinander seien.

Man hatte befürchtet, am vierzehnten Geburtstag habe Pater Anselm Aufsicht im Museum, doch diesmal war Pater Thomas dran, und das Wetter war schön. Sogar den Unterricht fand man nicht so langweilig wie sonst.

Als wieder Studierzeit war, sagte der Junge, dass er klein müsse. Schnell schlich er zu seinem Schrank und in den Schlafsaal. Dort stellte er seine Matratzen so auf, wie er gelernt hatte, dass sie dann gut lüften, und goss das Benzin darüber. Die Streichhölzer hatte der Junge schon lange gehortet, und die Stichflamme erschreckte ihn, da er nicht damit gerechnet hatte. Doch dann rauchte und stank es gründlich. Schnell lief er ins Museum und sagte, dass es brenne, und Pater Thomas watschelte los, nachzusehen, und viele Schüler kamen mit. Dann rief Pater Thomas nach einem Feuerlöscher, doch der Junge war in die andere Richtung gelaufen, den Treppenturm hinter und durch den Flur der Schule. Niemand sah ihn, und so kam er schnell in den Keller unter dem Turnsaal. Die Wuchtei stank ein wenig nach altem Papier, doch das machte nichts, auch nicht, dass er sich das Knie leicht anschlug, als er aus dem Fenster kletterte. Den

Weg hinunter an die Strasse hatte er schon einige Male geübt, und er war nur etwas anders, da die Wuchtei sehr gross war und man mit ihr vorsichtig zwischen den grossen Steinbrocken und den Büschen gehen musste. Er guckte zurück, doch es folgte ihm niemand. Das Knie tat nur wenig weh, und er dachte an den Dieb von Bagdad. Dort stieg der Flaschengeist aus der steinigen Schlucht und rief mit Donnerstimme, was nun der Junge flüsterte, als der den Hang hinunterstolperte: »Ich bin frei! FREI!« Doch er wusste noch lange nicht, was das Wort bedeute.

Finis.

EPILOG

Österreich bekam seinen Staatsvertrag am 15. Mai 1955. Da war Herr Figl schon von Parteifreunden zum Aussenminister hinunterbefördert worden. Er fiel auf hohem Niveau immer tiefer, blieb aber Österreichs populärster Politiker. Er starb verbittert, und der Volkswitz liess seine Witwe vom Flaschenpfand leben.

Den Sommer über zogen die Besatzungstruppen ab, und der 26. Oktober wurde als ihr Ultimo zum Staatsfeiertag. Ursprünglich hiess er «Tag der Fahne», doch da sich dabei aufgrund der österreichischen Lebensgewohnheiten unerwünschte Assoziationen einstellten, wurde er in «Nationalfeiertag» umbenannt.

Grossvaters Anwesen war verwüstet und seine Methoden der Bewirtschaftung hoffnungslos veraltet. Im Jahre 1956 wurde die Gutswirtschaft eingestellt. Zu der Entscheidung mag beigetragen haben, dass Herr Mandi an einem heissen Sommertag starb, ob an Überarbeitung oder Alkohol, liess sich nicht feststellen. Er war gerade 41 geworden, und für seine Witwe und die vier Kinder wurde gesorgt. Grossvater nahm ihm seinen Tod sehr übel, denn er sah ihn als Stütze seines Alters.

Auch vom Kloster hörte man gelegentlich. Pater Coelestin erwischte Orgi und Fräulein Lunzer. Sie brachten sich um und bekamen deshalb kein christliches Begräbnis. Als sich Pater Anselm auch an einem Grossneffen

des Abtes verging, kam es zum Skandal. Er legte ein umfassendes Geständnis ab, weshalb viele Schüler und Ehemalige des Klosters Strafverfahren aufgrund Paragraph 129 Strafgesetzbuch bekamen. Allerdings brachten die Staatsanwälte nur solche Fälle vor Gericht, deren Betroffene zum Tatzeitpunkt vierzehn Jahre alt waren, und nannten das eine unverdiente Milde. Pater Anselm wurde der klösterlichen Gerichtsbarkeit anheimgegeben und in ein Nonnenkloster strafversetzt. Paragraph 129 wurde viele Jahre später gestrichen.

Grossvater starb 1960 im Alter von 96 Jahren und hatte für sein Begräbnis das Musikprogramm selbst festgelegt. Keine «Zwiebelschneidemusik», und das Begräbnis ging sehr schnell. Zwar bemühten sich die Männer, zu den flotten Märschen gemessen zu schreiten, doch die Pferde hielten sich nicht daran, und der Sargwagen rumpelte in zügigem Tempo zum Radetzky marsch vor den Friedhof. Fast alle hatten Lachtränen in den Augen und waren traurig, dass eine längst untergegangene Epoche nun endgültig beerdigt wurde.

Zweieinhalb Jahre danach brannte das Haus aufgrund von Dachreparaturen bis auf das Appartement der Grosseltern ab. Die Papierfabrik kaufte das Areal für eine Werkserweiterung. Im Jahr 2000 stand auch das schon ziemlich verschandelte Appartement dem Fortschritt im Wege. Heute erinnert nichts mehr an jene Zeit.

Von den ehemaligen Mitschülern des Jungen wurden viele bedeutende Männer in Österreichs Politik, und sie waren schon als Schüler die brutalsten und dümmsten gewesen.

Die Mutter erreichte das gesegnete Alter von 99 Jahren. Sie hatte zwei Weltkriege und vier Geldentwertungen erlebt und wunderte sich darüber, dass ihr auch noch fünfzig Jahre Frieden widerfuhren.

Das Übliche:

*Sämtliche Orte, Personen und Handlungen
sind natürlich frei erfunden.*

Zufällige Ähnlichkeiten sind gemeint.

INHALT

MAN HAT KRIEG

7

DIES IRAE

83

FAST WIEDER NORMAL

139

UMERZIEHUNG

205

HAKEN

279

EPILOG

HANS-GEORG BEHR

wurde am 17. Mai 1937 in Wien geboren.
Er studierte Medizin, klinische Psychologie, Linguistik
und Philosophie, schrieb für die *Zeit*, den *Spiegel*,
Stern und *Geo*, später für *TransAtlantik*
und das *Kursbuch*. Heute lebt er, unterbrochen
von längeren Aufenthalten in Kathmandu/Nepal,
in Hamburg und Wien.

Buchveröffentlichungen (Auswahl):

Söhne der Wüste. Kalifen, Händler und Gelehrte.
Wien, Düsseldorf: Econ 1975 (Taschenbuch 1978).

Nepal – Geschenk der Götter.
Wien, Düsseldorf: Econ 1976.

*Die Moguln. Macht und Pracht der indischen Kaiser
von 1369-1857.*
Wien, Düsseldorf: Econ 1978 (Taschenbuch 1982).

Weltmacht Droge. Das Geschäft mit der Sucht.

Wien, Düsseldorf: Econ 1980 (Taschenbuch 1985).

Von Hanf ist die Rede. Kultur und Politik einer Droge.

Basel: Sphinx Verlag 1982 (Taschenbuch 1985;
Neuausgaben 1995-2000).

*Die tolldreisten Geschichten von Onkel Tompa,
dem schlimmen Schalk aus Tibet.*

Basel: Sphinx Verlag 1983.

Organisiertes Verbrechen.

Düsseldorf, Wien: Econ 1985 (Taschenbuch 1987).

Unsere Unterwelten. Reportagen und Streiflichter.

Königstein/Ts.: Athenäum 1986.

Winfried und Wolf. Eine historische Posse

*mit Gesang für eine Schauspielerin und zwei Schauspieler
(von denen einer auch Klavier spielen kann).*

Frankfurt am Main: Zweitausendeins 1998.

FAST EINE KINDHEIT

von Hans-Georg Behr ist im August 2002
als zweihundertundzwölfter Band
der *Anderen Bibliothek* im Eichborn Verlag,
Frankfurt am Main, erschienen.
Das Lektorat lag in den Händen
von Rainer Wieland.